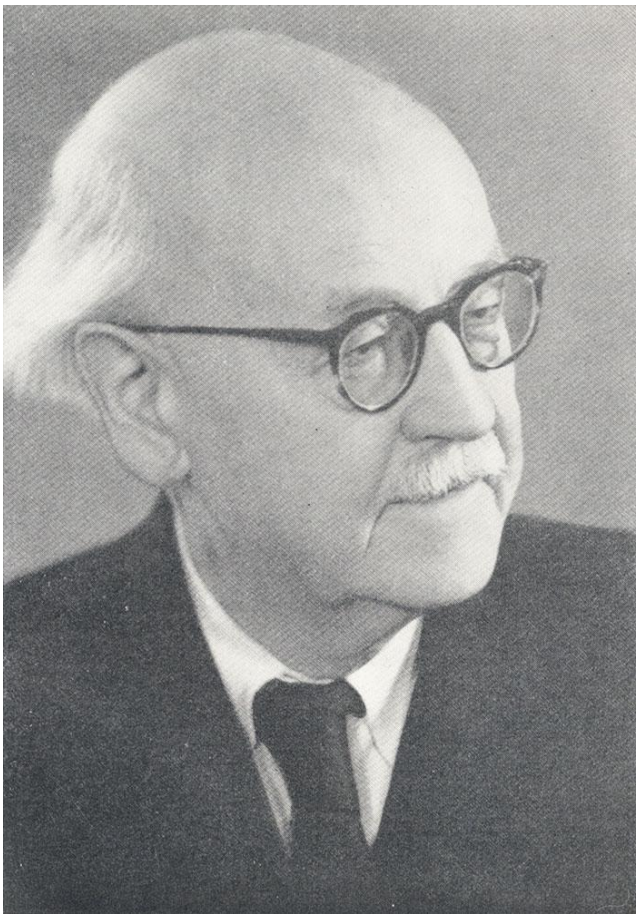
EMIL FUCHS

MEIN LEBEN

ZWEITER TEIL



KOEHLER & AMELANG – LEIPZIG

1959

Mit freundlicher Genehmigung von Klaus Fuchs-Kittowski neu herausgegeben vom Verlag
Max Stirner-Archiv / edition unica Leipzig 2017

Koehler & Amelang Leipzig 1959

Ein Christ im Kampfe gegen den Faschismus, für Frieden und Sozialismus

VORWORT

Der Teil des Berichtes über mein Leben, der von der Zeit vor 1933 handelt, wurde vor vielen Jahren geschrieben. Ich habe ihn nur da verändert, wo es sehr nötig war. Aber ich habe seine Darstellungsart und Ausdrucksweise – besonders auch im Theologischen – so gelassen, wie ich sie damals formte, obwohl ich heute vielfach anders reden würde. Dies gilt auch für die Urteile über Karl Barth und seine Theologie. Sie drücken noch sehr stark die Abwehrstellung aus, die ich damals um meines Auftrags willen gegen ihn einnehmen mußte. Wer die Stellungnahme meiner heutigen Bücher und Artikel zu ihm kennenlernt, wird dabei ein Stück der Entwicklung beider Theologen in lebendiger Anschauung erleben.

Als ich die Teile durcharbeitete, die von meiner Tätigkeit in Eisenach handeln, mußte ich denken, man könne wohl darüberschreiben „Ein Pfarramt als Experiment". Ja, es war ein schweres, immer wieder ansetzendes Suchen nach neuen Formen meiner Verkündigung und nach neuen Methoden, an die Menschen heranzukommen. Ich habe damit meiner Gemeinde und vielen Christen in Eisenach manche Not bereitet und oft auch viel Ärgernis erregt. Mußte ich es tun? Durfte ich es tun? Wenn ich heute zurückschaue, kann ich sagen: Der, der nun einmal so geführt war wie ich, mußte es tun, mußte dies Suchen wagen. Muß nicht immer wieder das Wagnis unternommen werden, den Weg zu den Entfremdeten zu finden?

Ich habe die Brücke nicht bauen können über den bitteren Abgrund, der die Entfremdeten von der Kirche, ja vom Evangelium scheidet. Aber es sind auf diese Weise immer wieder Menschen vom Evangelium berührt worden, und ich darf als das größte Gut meines Lebens das Bewußtsein hüten von „Unbekannten und doch bekannt", mit denen ich mich so berührt habe und verbunden bin. So habe ich nach dem Zusammenbruch jeder äußerlichen Arbeitsmöglichkeit diese meine Experimente in anderer Weise fortgesetzt und setze sie fort, wie sich die Möglichkeit bietet, denn – die Brücke muß gebaut werden.

Gegenüber dem gewaltigen Umsturz aller Verhältnisse, der Entwurzelung der Menschen, der von den Kriegen geschaffenen geistigen und materiellen Unsicherheit suchen die Kirchen die für sie aufgeschlossenen Menschen um das Erbe ihrer Verkündigung als in einer vertrauten Heimat zu sammeln. Sie suchen das „Objektive", das sie eint, gegenüber allem, was nur im subjektiven Erleben des einzelnen [6] *wurzelt. Bekenntnisse, Formen der Sakramente, Liturgie, Kirchenordnung, Andachtsdisziplin werden wieder – oder neu – als Grundlagen und Mittel gläubiger, Sicherheit gebender Einheit und Verkündigung gepflegt. Die Kirchen tun das mit Recht, wenn sie zweierlei nicht vergessen: Es besteht die Gefahr, über all dem von Menschen einmal geschaffenen „Objektiven", auf das man seine Einheit gründet, den* einen *wirklich „Objektiven" zu vergessen, den uns der Einzig-„Wirkliche" als eine Macht aus seiner Wirklichkeit in unsere Welt stellte. Die Macht dieses „Objektiven" kann jeden Menschen ergreifen und zur Entscheidung rufen. Die Macht des menschlich geformten Objektiven trägt die Botschaft immer nur für den, der geschichtlich, zeitlich in Überlieferungsgemeinschaft mit dieser Form steht.*

Als Zweites dürfen wir nicht vergessen, die Brücke zu bauen zu denen, die den Einen *nicht kennen. Dies kann aber nur geschehen, wenn wir bereit sind, – wenn es sein muß – alle anderen Objektivitäten hinzugeben, damit er durch uns verkündet und bauende Macht wurden kann.*

Jesus hat uns „erworben und gewonnen", damit wir andere für ihn gewinnen. Und es wird auch dabei wieder wahr werden, was so oft wahr wurde, daß diejenigen, die in die Ferne gingen und aus der Ferne wiederkehren, dann oft – sehr oft – die wertvollsten seiner Boten sind.

Ich möchte, solange ich noch Kraft zur Arbeit habe, demselben „Experimentieren“ dienen, die Kirche zu ihrem Brückenbau und viele zum Lauschen auf ihn *zu wecken*.

Dem will dies Buch dienen und alles, was ich schreibe.

Emil Fuchs

[9]

I.
LEBEN UND WIRKEN IN EISENACH

Anfänge

Eine abenteuerliche und mühselige Reise war es gewesen, als wir – meine Frau und ich – nach meiner Wahl in Eisenach eine Wohnung suchten. Ein Pfarrhaus hatte die Gemeinde nicht. Eine Familie mit vier Kindern nahm man nicht gern auf. Schließlich fanden wir eine größere Wohnung, zwei Treppen hoch, in einem Hause im Osten Eisenachs, Marienstraße. Meine Gemeinde lag auf der anderen Seite des Wartburgberges, um den sich die Stadt herumzieht, im Westen. Ich mußte also immer am Berghang hinüberwandern. Wie die Herreise, so war auch die Rückreise infolge der Kriegshindernisse umständlich. In einem wegen der Fliegergefahr verdunkelten Zug fuhren wir in der Nacht von Frankfurt (Main) nach Rüsselsheim. So überfüllt war der Zug, daß man im Dunkel zwischen den Menschen schwebte, ohne auf seinen eigenen Füßen zu stehen. Zu Palmsonntag 1918 wurde ich in Eisenach eingeführt, die Kinder blieben bei den Großeltern bis nach Ostern. Dann holten wir sie. Viel Schönes empfing uns in Thüringen. Wenn man am Sonntagmorgen in der Frühe erwachte, klangen schon von allen Seiten die Lieder der jungen Menschen, die ins Freie wanderten. Unsere Kinder aber litten unter der Stadtwohnung ohne Garten. Wohl waren Anlagen in der Nähe. Aber sie waren sosehr an den Garten vor der Tür und ihr stilles Spielen dort gewöhnt. „Ich habe hier nirgends einen Platz, wo ich die Glocken läuten höre“, sagte Elisabeth einmal. Unter uns wohnte ein älteres Ehepaar, das entsetzt war, wenn oben laute Schritte erklangen, und die Kinder hatten doch ihre schweren Schuhe mit Holzsohlen; wo sollte man im Kriege andere hernehmen? Das gab manche Not für sie.

Eines allerdings wurde immer herrlicher für die Kinder: Sie konnten nun ihre kleinen Märchenspiele irgendwo im Walde einüben und uns dann aufführen. Da wir eine junge Haushilfe hatten, die dafür Verständnis besaß, wurde das eine große, immer besser erkannte Freude für sie und uns und unsere Freunde.

Und diese Freunde gewannen wir. – Ich weiß gar nicht, wie es kam. In ganz kurzer Zeit waren wir befreundet mit einigen Familien aus dem Kreis der Lehrer und Lehrerinnen der Höheren Schulen, mit einem Dirigenten eines Schulchores und anderen. Von ihnen ging die Verbindung weiter zu den nahestehenden Kreisen der Eisenacher gebildeten Welt. Man besuchte meine Gottesdienste und kam zu Aussprachen. Die Spannung der Zeit lag über allen. Man spürte die wachsende Unsicherheit der Kriegslage und suchte Austausch und Anschluß. Ich war kaum einige Monate da, als ich einen monatlichen offenen Abend begann. Er gewann von Anfang an einen ganz anderen Cha-[10]rakter als unser Diskussionsabend in Rüsselsheim. Er fand in zwei aneinanderstoßenden großen Räumen unserer Wohnung statt, und es kamen dazu im wesentlichen Menschen aus der Schicht der Intellektuellen, der „Gebildeten“, wie man damals noch sagte. Ich gab mir große Mühe, auch aus meiner eigentlichen Gemeinde Freunde herzuzuziehen. Nur ganz wenige kamen. Der Gesamtcharakter des Kreises schreckte sie ab.

Artikel der „Christlichen Welt“, des „Kunstwarts“ oder ein Thema, das aus der schweren Lage der Zeit sich aufdrängte, standen im Mittelpunkt des geistigen Austauschs. Es war immer ein Sich-Einen um die Frage der geistigen Kräfte, die uns über die Zerrüttung des Krieges und seine Folgen hinaus Halt sein sollten und mußten.

Zu diesem Kreise gehörte auch Fräulein Anna Siebert, Tochter der Witwe eines großen Geschäftsmannes, die ein großes Haus am Aufstieg zur Wartburg bewohnte. Sie schloß sich besonders nahe an uns an, und als ihre Wohnung im untern Geschoß des Hauses frei wurde, konnten wir sie mieten und so in ein Haus ziehen mitten im Garten, von dem ein großer Teil uns zur Verfügung stand. Nun hatten die Kinder ein selten schönes Leben, das allerdings ge-

trübt wurde durch die wachsende Lebensmittelnot, die wir in der Stadt beinahe stärker empfanden als auf dem Lande.

Da meine Frau immer noch sehr schwach war, wurde es eine Lebensfrage, wie man ihr einigermaßen kräftige Nahrung verschaffen konnte. Der Freundeskreis half. Es war eine unfaßbare, frohe Überraschung, als am ersten Weihnachtsabend ein Klopfen an der Türe ertönte. Als wir öffneten, stand ein mächtiger Korb mit allerhand Lebensmitteln vor der Tür, obenauf eine Handlaterne mit Kerzenbeleuchtung für die Gänge in meine Gemeinde an den dunklen Abenden.

Für unsere Ziege hatte ich eine Familie gefunden, die am Rande der Stadt wohnte, selbst Ziegen hatte und ihre Pflege übernahm. So konnten wir sie nachkommen lassen und führten sie im Triumph durch Eisenach, zum Staunen und zum Neid aller, die den frohen Zug sahen.

Langsam aber nahm in den nächsten Jahren die Demoralisierung so zu, daß niemand mehr auf dem Wege geordneter Lebensmittelverteilung zu dem kam, was er unbedingt nötig hatte. Es wurde uns bitter schwer, auch Wege zu gehen, die nicht korrekt waren. Ein Vetter meiner Frau war Pfarrer in Bayern und früher in einigen Dörfern an der thüringischen Grenze. Er empfahl uns an einige seiner alten Freunde dort, und ich konnte – oder mußte – nun etwa aller zwei Monate einmal hinüberfahren, dort von Dorf zu Dorf wandern und am Abend todmüde heimfahren mit den Schätzen, die ich gegen Geld, [11] gute Worte oder Leinensachen eingetauscht hatte: Mehl, Eier, Rauchfleisch, Speck oder auch Kartoffeln. Ich habe manchmal bis zu einem halben Zentner Kartoffeln anderthalb Stunden auf dem Rücken geschleppt. Dabei war die größte Not die Beförderung mit der Bahn. Dort wurde kontrolliert, einmal an der einen, einmal an der anderen Haltestelle. Oft stand ich und fragte mich: Wo wird wohl heute kontrolliert? – und siehe, ich traf es jedesmal richtig.

Viele meiner Gemeindeglieder im Westen gingen in den Wald, hieben Bäume um und schafften sich Holz zur Heizung. Verzweiflung, Not und Zusammenbruch aller Ordnung machten dazu fähig!

Für unsere Ziege konnten wir uns in den nächsten Jahren einen Stall in den Hof bauen und sie selbst in Pflege nehmen. Dazu aber mußten wir eine Wiese pachten und selbst mähen und Heu machen. Das war eine anstrengende Arbeit für unerfahrene Leute. In einem regenreichen Sommer konnte das bis zum Rande der Verzweiflung führen, da wir das Heu auf unserer Veranda trocknen mußten. Schließlich galt es, im Garten und in den Nachbargärten die Hecken zu verschneiden, um Grünfutter für das nimmersatte Tier zu bekommen. So hatte ich mit den heranwachsenden Kindern ausreichend körperliche Bewegung.

Die Kinder gingen allmählich alle zur Schule. Ich hatte meine Gemeindearbeit, etwa eine Viertelstunde Weg, dann Besuche, Konfirmandenstunde und ähnliches. Zu Beerdigungen holte mich ein Wagen zum Friedhof ab. Die Kirchen lagen alle im Kreise um die Mitte der Stadt.

Im Winter kam zu allem die Kohlennot hinzu. Wir konnten nur ein Zimmer heizen, in dem die Kinder ihre Schularbeiten machten, ich arbeitete und meine Frau nähte, manchmal auch mit der Nähmaschine. Man mußte schon seine Nerven schulen, um dem gewachsen zu sein. Wunderbar war es, wenn dann der Sommer kam. Da konnte jedes Kind sich sein Plätzlein auf einem Baume schaffen oder im Rasen und wir die Veranda benutzen. Trotz allem war es ein unendlich glückliches Leben. Unser Haus war durchpulst von einem fröhlichen, tapferen Gemeinschaftsgeist, der das alles überwand und immer wieder froh gestaltete.

Langsam bildete sich bei den beiden Ältesten die Begabung deutlich heraus: Elisabeth war von Kind auf beschäftigt, wenn sie Bleistift und Papier hatte, zeichnen und malen konnte, und mehr und mehr wurde das eine Freude der ganzen Familie. Mit ihren kleinen Zeichnungen und Er-

zählungen erfreute sie uns zu jedem festlichen Tag. Gerhard zeigte bald seine sachlich-praktische Einstellung. Märchen, die seine Schwester begeisterten, lehnte er ab. Schon als kleiner [12] Junge konnte er verdrießlich sagen: „Das ist ja gar nicht wahr!“ Als er aber mit etwa neun Jahren „Robinson“ las, war er restlos begeistert von soviel Geschicklichkeit und Klugheit. Zehnmal las er ihn, und er konnte immer wieder von vorn beginnen. So war es ganz natürlich, daß er sich möglichst viele Werkzeuge anschaffte, und mehr und mehr war sein größter Wunsch, eine Hobelbank zu besitzen. Die wünschte er sich zu Weihnachten. Ich erkundigte mich nach dem Preis. Es war in der Inflationszeit. Sie sollte 16 000 Mark kosten. Dieser Preis war unerschwinglich! Ich sagte ihm, daß er an die Erfüllung dieses Wunsches nicht denken könne. – Am ersten Advent erhielten wir den Besuch eines Engländers, mit dem die Kinder spielten und sangen. Als er ging, gab er mir ein ganzes Pfund in Gold und sagte, ich solle den Kindern damit eine Weihnachtsfreude machen. Die Hälfte, die auf unser Teil kam, genügte für die Hobelbank. Heimlich wurde sie im Badezimmer installiert, dessen Einrichtung schon lange nicht mehr funktionierte, und als der Weihnachtsabend kam, fand Gerhard einen Zettel auf seinem Platz, der ihn in den Keller schickte, von da auf den Boden, dann in dieses und jenes Zimmer und zuletzt ins Badezimmer. Er öffnete die Tür, sah die Hobelbank und fiel mir schluchzend um den Hals. So erschüttert war er von dem unerwarteten Glück.

Klaus, damals ein ungemein kleiner Junge, war immer der Beste seiner Klasse und restlos begeistert für die Schule. So schuf er sich aus Hölzlein eine Klasse, vor der er saß und ernsthaft unterrichtete.

Sie alle – ganz besonders aber Christel, die Jüngste – hatten eine Begabung für Aufführungen. Zu Weihnachten veranstalteten wir für unsere Freunde einen Abend mit einer Weihnachtsaufführung, die ich für vier Personen dichtete und die viel Freude bereitete. Auch zu den Geburtstagen der Kinder gaben wir für ihre Freunde solche kleinen Feste.

Aber nach und nach warf die politische Entwicklung ihre Schatten über das fröhliche Schaffen und in den Familienkreis.

Meine Eisenacher Gemeinde

Sehr oft habe ich in meinen Vorträgen ausgeführt, daß ein Pfarrer die Lebensverhältnisse seiner Gemeinde kennen müsse. Er muß wissen, wie die Arbeitsverhältnisse seiner Gemeindeglieder sind, was sie verdienen, wie sie essen und trinken. Er muß eine Vorstellung von ihren Sorgen und Freuden haben. Nur dann kann er in der Predigt [13] – aber auch in ihren Feierstunden – zu diesen Menschen wirklich sprechen.

Aber nun kommt ein Pfarrer in eine neue große Gemeinde. Die Westvorstadt von Eisenach hatte etwa sechs- bis siebentausend evangelische Einwohner. Wie soll er deren Leben kennenlernen? Sicher ist das eine Arbeit von Jahren! Aber beginnen muß er das Werk sofort.

Die Westvorstadt war zuerst und vor allem die Wohnstätte der Arbeiter der Eisenacher Kammgarnspinnerei. Das war ein alter und großer Betrieb mit seinem Arbeiterstamm, der zum Teil schon in der dritten und vierten Generation hier arbeitete. Doch diese Spinnerei war inzwischen Aktiengesellschaft geworden, und die gewohnte persönliche Fürsorge des Inhabers trat mehr und mehr zurück. Freilich übte die Familie v. Eichel-Streiber nach wie vor eine patriarchalische Fürsorge für die Familien aus, die von alters her dem Werk am engsten verbunden waren. Diese gehörten aus diesem Grunde teilweise nicht zu meiner Gemeinde, denn um die Familie Eichel-Streiber hatte sich eine streng orthodoxe Gemeinde gebildet, die sich zum Diakonissenhauspfarrer hielt. Eine Reihe von alteingesessenen Arbeiter- und Handwerkerfamilien gehörten zu diesem Kreis.

Die Arbeit in der Kammgarnspinnerei brachte es mit sich, daß sehr viele Frauen dort beschäftigt waren und daß geringe Löhne gezahlt wurden. Das liegt im Wesen der Spinnerei.

Einmal, nach der Konfirmation, begegnete meine Frau einer der nettesten unserer Konfirmandinnen auf der Straße. Sie hielt sie an und fragte: „Wie geht es dir?“ „Ganz gut.“ – „Was arbeitest du?“ „Ich bin in der Spinnerei.“ – „Wie lange arbeitet ihr da?“ – „Neun Stunden.“ – „Was hast du zu tun?“ „Ich gebe acht, daß der Faden nicht reißt.“ – Neun Stunden lang achtgeben, daß der Faden nicht reißt, ein vierzehnjähriges Kind! – Wundern wir uns, daß nach kurzer Zeit ein solcher Mensch von einer wahnsinnigen Lebensgier erfaßt wird? Er muß Vergnügen, Abwechslung haben, einerlei was – nur etwas anderes. Bald merkte ich die müde Haltung vieler Frauen und Mütter meines Bezirks. Das war ein großer Unterschied zu den Frauen Rüsselsheims und damit auch ein Unterschied in den Wohnungen und Familien. Man fühlte in vielen, daß jene Selbstdisziplin der Hausmutter fehlte, die so notwendig ist, wenn alles im Lote sein soll.

Doch war es wieder erstaunlich, wieviel tapferes, frisches, originelles Menschentum unter diesen schwer ringenden, gesundheitlich gefährdeten Menschen war. Davon hat ja Thüringen überhaupt mehr bewahrt als der Westen und Süden Deutschlands. Das mag mit seiner Armut zusammenhängen, aber auch mit der Abgeschiedenheit seiner Gebirgsdörfer und Waldgebiete. Wieviel uralten Aberglauben hat [14] eine Schriftstellerin wie Marie Fischer in Thüringen entdeckt und dargestellt! Wieviele alte Sitten haben sich erhalten!

Ein Stück des uralten Volksgutes ist auch die Sangesfreude des Thüringers. So war es kein Zufall, daß zwei Gesangvereine mir sehr viel halfen, den Zugang zu meiner Gemeinde zu finden. Der eine war die Gesangsabteilung des Fortbildungsvereins, den ich wöchentlich besuchte; ich hielt dann einen kurzen Vortrag, dem sich das Singen anschloß. Der andere war der weststädtische Gesangverein. Ihm gehörten die etwas besser gestellten Kaufleute, Metzger, Bäcker, Lehrer, Beamten und Techniker an, die im Westbezirk wohnten. Der Fortbildungsverein umfaßte die gehobenere Schicht der Arbeiterschaft, die der alteingesessenen Familien. Da hatte jeder sein Häuslein mit Garten, vielleicht auch einen großen Garten oder Acker vor der Stadt. Man war dadurch besser gestellt als der Durchschnitt. Einige Kaufleute, Beamte und Angestellte hielten sich aus Familienzugehörigkeit oder demokratischem Empfinden zu dieser Gruppe. Ich selbst besuchte den weststädtischen Gesangverein nur zu seinen größeren Veranstaltungen. Der Fortbildungsverein hatte mich aufgefordert, ihm regelmäßig mit kleinen Vorträgen oder Lesungen zu dienen, was ich gern und froh tat. Von hier ergab sich von selbst persönliche Fühlung und Freundschaft mit dieser Schicht. Man lud mich zu den Familienfesten ein, und ich war immer in den Familien willkommen.

Schon die Teilung in diese zwei Vereine zeigt ein Stück des Verhängnisses der kleinen Stadt. Die Stände kennen sich einander sehr genau und grenzen sich deshalb auch voneinander ab. Ein jeder weiß, wohin er gehört, ist aber auch dafür durch Milieu, Urteil und Denkweise seiner Schicht sehr gebunden. Ein Pfarrer wie ich, der ganz selbstverständlich das alles gar nicht kennt, dem also die Frage, ob er das anerkennt oder nicht, gar nicht auftaucht, ist in solcher Stadt viel übler daran, viel mehr Fremdkörper als in einem Fabrikort wie Rüsselsheim, wo zwar Bauern, Arbeiter und Angestellte auch nebeneinander wohnen, aber lange nicht in solche voneinander abgeschlossene Gruppen eingegliedert sind. – Dazu kommt, daß in Thüringen – wo die Umwälzung der Industrie viel weniger das ererbte Geistige umgewälzt hat als in den großen Industriegegenden – diese gesellschaftliche Eingliederung viel stärker ist als im Westen und Süden unseres Vaterlandes.

Ich hatte also in meiner Gemeinde neben den Arbeitern der Kammgarnspinnerei die Geschäftsleute, Handwerker, Kaufleute, Metzger und Bäcker, die eine solche Stadt nötig hat. Ebenso wohnten dort Angestellte der Fabriken, Lehrer und kleine Beamte. Höhere Beamte wohnten nicht im Westen. Sie bildeten eine andere Lebensschicht, [15] die, in dauernder Berührung mit dem Arbeiter, doch immer bestrebt war, ihre gehobene Situation nicht verwischen zu lassen. – Es gab auch Ausnahmen, die sich aus irgendeinem Grunde zu den andern gezogen fühlten, deren geistige Beweglichkeit ihnen mehr zusagte.

Als ein Drittes stand schon daneben die kleinere Zahl von handwerklich ausgebildeten Arbeitern, die in der Fahrzeugfabrik und ähnlichen Betrieben in der Stadt arbeiteten und höher bezahlt wurden. Dazu gehörten auch die Handwerker der Kammgarnspinnerei. Diese Schicht war führend im politischen Leben, besonders in der Sozialdemokratie, hatte aber meistens mit jenen traditionellen Vereinen nichts zu tun.

Das waren die Schichten, die man sah. – Langsam entdeckte ich, daß darunter noch eine andere Schicht stand: die der ganz schwer mit dem Leben Ringenden, die ungelernten Arbeiter, die kein ererbtes Häuschen oder Land hatten, die aus der Arbeit Gefallenen, die durch Krankheit und sonstige Unglücksfälle Zurückgeworfenen, die Witwen. Diese hielten sich zum ganz kleinen Teil zum Diakonissenhauspfarrer (Stiftsprediger), um der Wohltätigkeit willen. Die anderen bildeten jene Schicht gänzlich verbitterter Menschen, die mit Kirche und Pfarrer nichts zu tun haben wollten; die gleiche Ablehnung widerfuhr den Vertretern der geistigen und amtlichen Welt, von der sie sich gequält fühlten.

Die erste Ahnung von der Existenz dieser Schicht bekam ich durch den Konfirmandenunterricht. Da sah ich die große Zahl der Kinder, in deren Gemüt schon diese Geistesart festsaß, die – äußerlich ärmlich und schwächlich, innerlich bitter und roh – zunächst einmal jeden Konfirmandenunterricht zu stören für ihre Aufgabe hielten, bis man sie langsam dazu brachte, zu erkennen, daß da auch eine Aufmerksamkeit und Liebe für sie sei. Diese Schicht ist in Orten wie Rüsselsheim so klein, daß sie nicht als ein selbständiger Faktor auftritt. Nun lernte ich sie zum ersten Male in ihren Kindern kennen. Es wurde mir nach dem ersten Erschrecken zur Aufgabe, innere Fühlung mit diesen Familien zu gewinnen.

Mehr als ein Drittel meiner Gemeinde gehörte dieser Schicht an. Dazu kam, daß nach dem Kriege, in der Zeit der großen Not, die Stimmung dieser Schicht auch die anderen erfaßte. Sie waren verbittert und verzweifelt, hatten die Kirche als die kennengelernt, die den Krieg segnete, und fühlten die Not des Wirtschaftslebens bitter. Die Väter hatten sich lange nicht um die Kinder kümmern können, die Mütter waren überarbeitet und übersorgt. So fühlte man unter den Kindern sehr stark diese Not – und der Kreis der Familien, die geistig darin steckten, war größer als je.

[16] Das wurde allerdings erst nach dem Zusammenbruch deutlich. Vorher überdeckte die Disziplin des Krieges noch alles. Nur in den Konfirmanden erlebte ich, daß da etwas nicht stimmte.

Ein Pfarrer muß von diesen verschiedenen Menschentypen wissen. Er muß wissen, wie sie durch ihre Arbeit bedingt sind, durch ihre Lohnverhältnisse – aber auch durch die Frage der Familie und der Erziehung, ob ein ererbtes Häuslein oder Gärtlein vorhanden ist, ob man einheimisch ist – vielleicht seit Jahrhunderten – oder zugezogen – vielleicht gestern – oder als Fremdling seine Arbeit verlor – oder als fremde Frau den Mann. Aber der Pfarrer muß auch wissen, daß er mit der Kenntnis dieser Dinge den einzelnen noch nicht kennt. Man muß wissen, wie die Arbeit ist, in der die Gemeindeglieder stehen und zu der die Konfirmanden hinausgehen. Aber nie darf der Pfarrer vergessen, daß jeder unter dem Typus, den er trägt, auch ein einzelner Mensch mit seiner Eigenart ist, der wieder besonders verstanden werden muß und will. Wie oft mußte ich innerlich lächeln über Leute, die von „dem Arbeiter“, „dem Bauern“ sprachen, ohne daß durchschimmerte, daß jeder auch ein eigener Mensch ist. – Ich habe einmal an einer Tagung des Vereins für Sozialpolitik teilgenommen, und während man oben mit den wunderbarsten Zahlen operierte, merkte ein neben mir sitzender jüngerer Volkswirtschaftler, daß ich unzufrieden war mit dem, was man sagte. „Sie haben wohl viel auszusetzen?“ fragte er mich. – „Ja“, sagte ich, „unter all diesen Rednern habe ich noch keinen gehört, dem deutlich ist, daß alle diese Zahlen, die er anführt, von der anderen Seite betrachtet, lauter individuelle Menschenschicksale sind.“ – Wenn es schon gut wäre, daß der Volkswirtschaftler das wüßte, wieviel mehr muß es der Pfarrer wissen. Er muß ein Vermögen

haben, jene „Stillen im Lande“ herauszufinden, die wohl äußerlich zu einem dieser Typen gehören – manchmal auch das nicht –, innerlich aber fein und zart, etwas ganz anderes sind als der Durchschnitt, voller Sehnsucht nach Zartheit und Feinheit oder Güte, empfänglich für Schönheit und Wahrheit, Suchende nach Gott von Natur aus. Sie sind es, die der Pfarrer aus allen Schichten und Typen sammeln muß als die, denen er am meisten helfen kann, die aber auch ihm die besten Helfer sein können.

Es gehört zu der großen Not der evangelischen Kirche, daß ihr Pfarrerstand weithin die Fähigkeit verloren hat, diese Stillen an sich zu ziehen – ja sie nur zu entdecken. Das hängt damit zusammen, daß man sich in der kirchlichen Arbeit ganz und gar auf den Geist des behaglichen Mittelstandes eingestellt hat. Wer aber mit diesem geht, aus diesem seine Helfer und Getreuen sucht, der wird jene Feinen und Zarten erst recht von sich stoßen. Diese bleiben dann im Winkel [17] sitzen oder schließen sich einer Sekte oder einer Bewegung an, in der sie etwas finden, was ihrem Träumen entgegenkommt.

Aber wie macht das nun der Pfarrer, daß er aus der Erkenntnis des Typischen zu diesem persönlichen Zusammenklingen mit Menschen kommt?

Kann man das lernen?

Das ist die große Frage und das große Geheimnis der Seelsorge.

Seelsorge

Die erste Frage der Seelsorge ist das Kennenlernen der Menschen – eben als Einzelmenschen –, die man nur kennenlernt, wenn man auch ihr Bedingtsein durch das Gesellschaftliche sieht. Wer eines von beidem ignoriert, wird nie zum Ganzen kommen, auf das es ankommt. Während also der Pfarrer das Allgemeine mit offenem Auge zu sehen sucht und sich hineinversetzt in die Lebensbedingungen, unter denen die Menschen stehen und von denen sie gebildet werden, muß er umhergehen, jede Berührung mit den einzelnen suchen und ebenso offenen Auges das einzelne erkennen. Der Pfarrer wird nie einen Geschäftsmann oder einen Arbeiter richtig einschätzen, wenn er von ihm fordert, daß er dem Kampf ums Dasein mit solcher Objektivität gegenüberstehe wie der Pfarrer. Er muß wissen, daß es für diese eine vielleicht viel höhere Stufe sittlicher Verantwortung ist, wenn sie nur ein wenig von solcher Objektivität haben, als wenn ein Pfarrer, der nicht in der Glut dieses Kampfes steht, sie im vollen Umfang hat.

Mit Augen suchen, die für beides immer offen sind, das ist die Forderung! Aber „suchen“!

Ein Hilfspfarrer wurde mir einmal als Helfer zur Seite gestellt, der sagte: „Der Leiter unseres Predigerseminars meinte: ‚Ein Pfarrer muß immer sein Neues Testament bei sich tragen, wo er geht und steht. Er muß immer bereit sein, den Leuten etwas vorzulesen, und er muß einen Besuch für vergeblich halten, wo er dazu nicht gekommen ist!‘“ – Ich erwiderte ihm: „Wohl dem Pfarrer, der, wenn er sehr lange in einer Gemeinde steht, dazu gekommen ist, daß er das kann – in Echtheit und Wahrhaftigkeit kann! Für Sie aber wäre es erstens eine Unwahrheit. Mit wem in dieser Gemeinde stehen Sie so, daß Sie echt und wahrhaftig mit ihm das Neue Testament lesen können? Zweitens könnten Sie sich ja auch ein Schild vorbinden mit der Inschrift: Ich will euch nicht kennenlernen, wie ihr seid! – Ziehen Sie das fromme Gewand an, so werden Sie das fromme Gewand bald bei jedem finden, dem Sie begegnen, und die, die es nicht anziehen wo-[18]len, werden Ihnen aus dem Wege gehen. – Gehen Sie erst einmal nicht als der Herr Pfarrer, sondern als Fritz Müller unter die Leute, und lernen Sie sie kennen, wie sie sind! Indem Sie das tun, werden Sie vielleicht auch etwas erproben, auf dessen Erproben es aber die meisten Pfarrer gar nicht ankommen lassen, nämlich: ob Sie genug religiöse Fülle in sich haben, daß das Religiöse im anderen Ihnen antwortet und es zu einer Begegnung darin kommt.“

Es gab eine Zeit, da fand ein Seelsorger unter den jungen Theologen immer einmal einen, der auf so etwas hörte. Dann kam die Zeit, da sie aus ihren theologischen Büchern so viel gelernt hatten, daß sie wagen konnten, ihre „objektiven“ Wirklichkeiten den Leuten unbekümmert vorzusetzen im sicheren Bewußtsein, daß sie damit den Menschen und seine Situation treffen würden.

Ich habe mir das Kennenlernen der Leute und das Erproben meiner Kraft, mit ihrem Inneren in Verbindung zu kommen, nie erspart. Es gehört zum Sauersten, was mir im Leben nötig schien. Ich habe dabei aber auch Erfahrungen gemacht, auf Grund deren ich mir einbilde, daß mir die Gabe der Seelsorge, die in unserer Kirche so weithin erloschen ist, geworden ist – viel mehr als die der öffentlichen Rede und Wirksamkeit.

Eben dadurch, daß ich mir das Arbeiten mit objektiver Autorität ersparte, lernte ich, die Menschen, die ich vor mir hatte, zu verstehen und mit ihnen gemeinsam die Atmosphäre zu schaffen, in der ihnen etwas Göttliches deutlich wurde und ihr Vertrauen erwachte. Denn das ist doch das Entscheidende: der Seelsorger muß die Menschen verstehen, und es muß eine Atmosphäre von ihm ausgehen, die die Menschen umfaßt und zum Sich-Öffnen bringt. Wehe dem, der das bewußt machen will! Er kann es nur dadurch gewinnen, daß er sich dem Lernen an den Menschen hingibt und seine aufmerksame Liebe wirken läßt.

Durch die Gabe der Seelsorge habe ich eigentlich alle Kämpfe meines Lebens bestanden.

Es war einmal in der Zeit einer der heißesten Kämpfe. Die kirchlichen Körperschaften von Eisenach forderten meine Absetzung, und Eisenach war in heftigster Erregung – öffentlich scheinbar alles gegen mich. Da kam einer der Kollegen zu mir – der nicht mein Gegner war – und sagte: „Ich muß Ihnen meinen Glückwunsch aussprechen! Gestern hatte ich eine Taufe bei einer wohlhabenden Familie. Da war auch Frau X. aus Ihrem Bezirk da. (Eine vermögende Mühlenbesitzerin, also gesellschaftlich zu denen gehörend, die im übrigen Eisenach meine Gegner waren). Die ganze Taufgesellschaft schimpfte mächtig auf Sie und Ihre Gesinnung und Tätigkeit. Sie müßten [19] beseitigt werden! Da sagte diese Frau, die doch gesellschaftlich und politisch zur selben Schicht gehört: ‚Ihr dürft nun über den Pfarrer Fuchs schimpfen, wie ihr wollt. Wir im Westen kennen ihn, und ich kann euch sagen, macht, was ihr wollt. Wir geben unsern Pfarrer nicht her, und darin ist der ganze Westen unbedingt einig.‘“

Das war meinen Gegnern immer wieder das Überraschende. Öffentlich war gar nichts Besonderes. Sobald man aber mich angriff, zeigte es sich, daß meine Gemeinde wie ein Mann zu mir stand. So waren ein andermal ohne mein Zutun innerhalb von vierzehn Tagen Unterschriften für eine Verteidigungsschrift für mich gesammelt, die von allen mündigen Gemeindegliedern Haus für Haus unterschrieben worden war.

Da auch bei meinem Predigtbesuch diese Anhänglichkeit nicht so deutlich hervortrat, war das immer ein Überraschendes für die Gegner, die sich einen Kampf gegen mich isolierten Mann leicht dachten. Aber es war das Ergebnis der Seelsorge, die sich bemühte, die Menschen zu kennen und sie zu finden, in dem, was sie wirklich waren, und nicht in dem, was sie nach theologischer Vorstellung sein sollten.

Neben dem Zusammenkommen mit den Menschen in ihren Vereinen war eine ganz eingehende Besuchstätigkeit nötig. Ich war dazu glücklicherweise auch von außen her gezwungen. Mein Vorgänger war ein sehr fleißiger Mann, und hinter dessen Besuchstätigkeit durfte ich nicht zurückbleiben. Doch es trieb mich auch selbst dazu.

Da waren zuerst die Besuche bei den Konfirmanden und ihren Eltern. Bei etwa sechzig Jungen und sechzig Mädchen war das schon eine Aufgabe. Man lernte aber auch sofort eine ganz große Zahl von Häusern kennen. Bei den einen war man sehr rasch fertig, bei den anderen saß man eine Stunde und länger, denn man kam in eine Aussprache. Immer habe ich gefun-

den, daß allein die Tatsache, daß der Pfarrer zu ihnen kam, bei Eltern und Kindern einen großen Eindruck hinterließ. Viele der ungezogensten Jungen wurden aufmerksamer, seit sie erlebt hatten, daß der Pfarrer mit ihrem Vater oder ihrer Mutter sich sehr eingehend unterhalten hatte. Es war auch immer mein äußerstes Disziplinmittel, daß ich wegen eines ungezogenen Jungen oder Mädchens, mit dem ich durchaus nicht fertig werden konnte, zu den Eltern ging und mit ihnen sprach. Dieses Mittel hat eigentlich nie versagt, besonders wenn es nicht auf eine bloße Klage hinauskam, sondern auf ein gemeinsames Beraten über den rechten Weg, hier Abhilfe zu schaffen. Immer lag ja in solchem Falle eine gewisse Hilflosigkeit der Eltern gegenüber dem Lebensdrang ihrer Kinder vor. Wie oft wurde ich empfangen mit dem Wort: „Und ich [20] haue doch den Jungen täglich, aber es nützt nichts!“ Ich sagte dann: „Aber vielleicht ist der Junge gerade deshalb so wild?“ und suchte deutlich zu machen, daß Ungezogenheit oft Sehnsucht nach Verstehen und Liebe ist. – Das ist solch ein Beispiel, wie man Menschen nahekommt. Die Aussprache über ihre Kinder ist ja immer eines der Themen, bei denen man am deutlichsten sieht, was in den Eltern ist, ob sie bloß um die äußere Zukunft ihrer Kinder sorgen oder auch um das, was ihnen einmal Halt geben soll.

Eine zweite dringende Veranlassung, Besuche zu machen, waren die Todesfälle. Sobald ein solcher gemeldet wurde, ging ich zu der Familie. Dann kam es sehr darauf an, ob man in eine innere Fühlung kam oder nicht. Nicht immer sind in solchem Falle die Herzen aufgeschlossen. Es ist erschütternd, wie oberflächlich sehr oft der Tod genommen wird. Ich habe einem Bauern seine Frau und zwei seiner Kinder beerdigt. Aber erst als das Sterben an ihn selbst kam, fing er an, etwas von seinem Schrecken zu begreifen. Vorher hatte er sich nicht damit auseinandergesetzt. Als ich einmal eine Tochter besuchte, deren Vater nach langem Krankenlager gestorben war, sagte sie mir: „Er ist seine Last los, und ich bin meine Last los.“ Sie nahm es sehr ruhig! Dann kommen die noch gefährlicheren Fälle, wo man momentan einen furchtbaren Jammer anschlägt, der gar nicht ernst gemeint ist. Man muß so tun! – Und jene Fälle, wo man durch solches Tun etwas verbergen will, was mit dem Verstorbenen oder der Familie nicht in Ordnung ist. Aber gerade durch dies alles sind diese Besuche bei Beerdigungen eine gute Schule der Menschenkenntnis. Wie der Mensch sein Leid nimmt, ob es wirklich Leid für ihn ist, ob er es durchkämpft oder sich ablenkt – alle diese Dinge erschließen einem Pfarrer den Menschen. Aber man lernt auch das Erschütternde der gesellschaftlichen Lage kennen. Wie oft habe ich es erlebt, daß eine Mutter, deren Kind gestorben war, gar keine Kraft hatte für ihren Schmerz. Sie mußte völlig in der Sorge aufgehen: „Wie beschaffen wir das Geld, die Beerdigung zu bestreiten? Was soll werden, wenn wir diese Schuld auf uns nehmen?“ Hier erlebte ich die wirkliche seelische Grausamkeit dieser Lage, die uns schon in der Tatsache gegeben sein sollte, daß in der Masse der Arbeiterschaft die Kindersterblichkeit sechsmal so groß war wie in den wohlhabenderen Schichten. Sechsmal soviel Mutterleid! Dazu aber auch das Gefühl: „Wäre es geschehen, wenn wir es so gut hätten wie diese und jene?“

Diese Frage kam ebenso stark bei den Krankenbesuchen auf, besonders wenn man junge Menschen an der Tuberkulose sterben sehen mußte und fühlte: Hätte man zur rechten Zeit die Mittel, so wären sie zu retten. Aber es fehlte an einigen hundert Mark. Darum ein [21] Menschenleben! Es war in dieser Gesellschaft möglich, die sich christlich nannte, daß ein Mensch starb, weil seine Eltern einige hundert Mark nicht hatten, die ihr Nachbar zum Fenster hinauswarf! Aber wenn der Pfarrer so etwas auf der Kanzel aussprach – wehe ihm!

Bei den Krankenbesuchen kam es mir darauf an, ja nichts von den Menschen zu verlangen – ich meine nicht äußerlich, sondern innerlich. Ich kam zunächst wie ein persönlicher Freund, der gar nichts will, als einmal hören, wie es geht. Das ist zunächst möglich durch eine harmlose, fröhliche Art, die den Kranken aufheitert und das bange Befangensein löst, in dem der Kranke denkt: Nun kommt der Pfarrer, um mich aufs Sterben vorzubereiten. Wie oft habe ich

das empfunden, daß ich mit dem Ausdruck schwerster Angst empfangen wurde und dann einen so dankbar frohen Blick bekam, als ich wegging und nichts getan hatte, als ein wenig Heiterkeit in das bange Herz zu geben. Man muß öfter kommen und immer wieder kommen, bis man einem Kranken so nahegekommen ist, daß er auch von seiner Angst und Sorge spricht, einen fragt: „Wie denken Sie übers Sterben? So und so stehen wir wirtschaftlich. Nehmen Sie sich meiner Frau an?“ – Das Vertrauen muß wachsen dadurch, daß man zueinander kommt. Wer das einfach erzwingen will oder voraussetzt, wird eben Schablonenbesuche machen, in denen er meistens außerhalb der Seele bleibt.

Die Fälle, wo ich so weit mit einem Kranken kam, daß er mich um ein Gebet bat oder daß ich selbst einfach anfangen konnte zu beten, sind nicht viele. Sie gehören dafür zu den ganz großen Erinnerungen. Ich habe nur dann gebetet, wenn das Gebet wahr war für uns beide oder wenn ich es so erlebte.

Kam ich allerdings zu einem Sterbenden, der ein wahrhaft schweres Sterben hatte, dann betete ich sofort, am liebsten Verse aus einem der großen Lieder, die den Menschen bekannt sind. Ich stand dann bei den Menschen, hielt ihnen die Hand, und nur von Zeit zu Zeit sprach ich wieder ein kurzes Gebetswort oder einen Vers. Es ist eine Kraft in schwerer Sterbensnot und eine Kraft für die Angehörigen. In solchen Stunden gewinnt man sich Herzen, wenn Menschen erleben, daß sie in ihrer Hilflosigkeit jemand zur Seite haben, der sich mit ihnen an die großen Wirklichkeiten des Glaubens hält. Hier spüren auch Stumpfe etwas von der Wirklichkeit dieser Wahrheiten.

Besuche bei Kranken und Sterbenden gehören zum Wichtigsten, was den Pfarrer fähig macht zur Seelsorge und zum Predigen. Es macht einen auch frei von jener schlimmeren Art, den Schrecken des Todes als ein Mittel zu benutzen, die Menschen zur Aufmerksamkeit gegen-[22]über der Verkündigung zu führen. Mit haben die vielen, vielen Sterbebetten, an denen ich stand, gezeigt, daß ein ernst durchkämpftes Leben schwerer ist als Sterben. Dazu brauchen wir vor allem die Macht, den Geist und die Vergebung Gottes. Wer sein Leben ehrlich durchkämpft, braucht vorm Sterben nicht zu zittern. Ich habe verhältnismäßig junge Menschen still sterben sehen. Sie konnten gehen, weil sie ihr Leben in Tapferkeit und Treue gegen andere und ihren Lebenskreis erfüllt hatten. Ich habe alte Menschen in Verzweiflung sterben sehen, weil sie unendlich lebenshungrig waren. Sie hatten sich an Nebensachen – Geldanhäufen, Vermögenbilden, Ehresuchen, Karrieremachen – gehalten und das Leben versäumt. Das wirkliche Erfüllen des Lebens durch Hingabe an seine große geistige Aufgabe ist die eine wesentliche Voraussetzung, um still scheiden zu können. Das kann nur der, der Erfüllung des Lebens hatte und nicht gehen muß mit dem Gefühl, daß er sein Leben versäumt hat um äußerlicher Dinge willen. Gerade an Sterbebetten habe ich aber auch immer wieder erfahren, wie geistig arm die meisten Menschen sind. Müßte es sein, daß ein Mann den Pfarrer rufen muß, damit er seiner sterbenden Frau ein Gebetswort sagt – oder Kinder ihrer Mutter? Wann werden Frömmigkeit und innere Kraft selbstverständlicher Besitz werden – vielmehr bleiben? Es ist in jedem Kinde angelegt – nur unser heutiges Leben zerstört es den Menschen!

Je mehr man vom Tode erfährt, desto mehr hütet man sich auch, seine Schrecken zu übertreiben. Es gibt sehr, sehr schweres Sterben. Aber es gibt auch sehr leichtes Sterben, das gar nicht empfunden wird. Das hängt aber zunächst nicht von der Frömmigkeit oder ethischen Haltung eines Menschen ab, sondern von der Krankheit, an der er stirbt. Die Stunden, in denen sich zeigt, was in diesem Menschen an Kraft oder Schwäche liegt, liegen vor dem Sterben, wenn die Frage kommt, ob er sich darauf rüsten kann, ob er den Gedanken so in sich aufnimmt, daß er seine letzte Lebenszeit zu einer gesegneten, hilfreichen Lebenszeit für die Seinen machen kann – oder ob er sie bitter oder verzweifelt quält – oder ob er den Gedanken von sich schiebt und in einer Welt der Unwahrheit mit ihnen zum Ende geht. Hier liegt viel

mehr die Bewährung des Lebens als in den letzten Stunden oder Minuten. Hier habe ich mit Menschen Großes und sehr Armes erlebt.

Wissen muß man, daß man die rechte Einstellung nicht erzwingen kann. Will der Kranke sich selbst täuschen und wollen es die Angehörigen, so wird der Pfarrer nur ganz vorsichtig darauf hinarbeiten können, die Kräfte zu wecken, die das anders wollen und können. Aber er kann es nicht willkürlich provozieren. Ist die ganze Lebens-[23]einstellung oberflächlich gewesen, wie soll das nun plötzlich anders werden? Ich kann nicht den Menschen zwingen, etwas zu leisten, wozu er die Kraft nicht hat.

Eine andere Gelegenheit sind Taufen und Trauungen. Die Taufen wurden in Eisenach in einem besonderen Taufgottesdienst am Nachmittag gehalten. Da die Kinder aus ganz Eisenach von *dem* Pfarrer getauft wurden, der gerade an der Reihe war, so erfuhr der Gemeindepfarrer selten etwas von der Tatsache der Taufe. Es blieben im wesentlichen die Trauungen. Hier vorher und nachher einen Besuch zu machen war wichtig. Nur bestand dabei die Schwierigkeit, vorher und ebenso nachher beide anzutreffen. Dankbar aber wurden diese Besuche immer aufgenommen. Schwierig war immer die Einladung zur Hochzeitsfeier. Ich bemerkte, daß Leute, die eine größere Hochzeit hielten, also Vermögendere, den Pfarrer gern einluden, ärmere Leute nicht. Der Erfolg war, daß man bei den Vermögenderen war, bei den andern aber meistens nicht. So machte ich es mir nach einigen Jahren zur Regel, jedes Paar noch am Hochzeitstage aufzusuchen und meinen Glückwunsch auszusprechen. Wo ich auf eine Feier traf, blieb ich ein wenig in der Gesellschaft. Wo ich nur das Paar antraf oder nur beide mit den Eltern, unterhielt ich mich mit ihnen und sagte, daß mir diese Art am allerbesten gefalle, da man so doch zu einer ernsten Aussprache komme. Ich half ihnen dadurch über die Verlegenheit hinweg, die oft vorhanden war, wenn sie dachten: Nun sieht der Pfarrer, daß wir uns nicht einmal eine rechte Hochzeitsfeier leisten können! Ich weiß, daß manche Pfarrer dies nicht wagen, weil sie fürchten, man werfe ihnen vor, sie müßten an jeder Hochzeitsmahlzeit Anteil haben. Das Denken ist in den Gemeinden vielfach so primitiv, daß man so argumentieren wird. Es gibt aber auch Pfarrer, die solches Denken herausfordern. Ich suchte dem Vorwurfe aus dem Wege zu gehen, indem ich Zeiten zum Besuch aussuchte, wo gerade keine Mahlzeit war, und mich vor der Mahlzeit wieder verabschiedete. Man muß dann allerdings eine handfeste Begründung haben, sonst wird es einem auch wieder übelgenommen, wenn man vor der Mahlzeit geht.

Freude bereiteten mir auch die Silbernen und Goldenen Hochzeiten, die Geburtstage der alten Leute von achtzig, fünfundachtzig und neunzig Jahren. Wer aufmerksam ist, findet immer neue Gelegenheiten. Wissen die Leute erst einmal, daß man gern kommt, wird man von Freunden und Verwandten schon aufmerksam gemacht. Das wichtigste ist natürlich, daß man von den Nöten und Schwierigkeiten in den Familien erfährt und dann erscheinen kann oder gerufen wird, wenn sie des Rates oder Trostes bedürfen. Alle anderen Besuche sind [24] ja nur Vorbereitung. Sie sollen Vertrauen wecken und Freundschaft schaffen, damit der Pfarrer als Freund erscheinen kann, wenn es nötig wird.

Für die Wirksamkeit der Seelsorge ist es wichtig, daß alles Fordern und Richten aus ihr fernbleibt.

Fordere ich eine bestimmte fromme Haltung, so werde ich sie in sehr vielen Fällen vorgespielt bekommen. Aber dann komme ich nie mehr zu diesen Menschen in ihrer Wirklichkeit. Die Klareren und Redlicheren lehnen einen Pfarrer ab, der immer als selbstverständlich voraussetzt, daß man irgendwie in der frommen Überlieferung steht.

Merkt die Gemeinde, daß der Pfarrer immer die Forderung der Beteiligung am kirchlichen Leben – vor allem auch nach dem Besuch seiner Gottesdienste – in sich trägt, so wird man dieser Forderung entsprechen. Der Pfarrer wird dann allmählich damit rechnen können, daß

er am Sonntag die Leute im Gottesdienst findet, die er in der Woche besucht hat. Aber statt Seelsorge entwickelt sich dann ein Verhältnis von Besuch und Gegenbesuch. Das kann sehr freundschaftlich sein. Aber es ist nicht das, worum es für den Menschen geht, der einen Freund wünscht. In unkirchlichen Gemeinden gehört ein großes Maß persönlicher und kirchlicher Selbstlosigkeit dazu, um in diesem Geist zu bleiben.

Ich habe sehr viele Vorwürfe meiner Amtsgenossen ertragen müssen, weil ich meine Besuchstätigkeit so übte, daß die, welche die Kirche nicht besuchten, in keiner Weise einen Tadel merkten und immer denselben Freund fanden wie die anderen. Ja, ich habe in der Gemeinde selbst manchmal gehört, daß man sagte und meinte: Unser Pfarrer legt gar keinen Wert darauf, daß wir den Gottesdienst besuchen. Ich habe auch ertragen, daß mein Kirchenbesuch nie so war, wie es meinem Freundschaftsverhältnis zu meinen Gemeindegliedern entsprach. Mit ein bißchen Nachdruck auf diese Freundschaft hätte ich vielleicht um die Hälfte mehr oder doppelt soviel Besuch haben können. Ich habe die Forderung nie merken lassen. Ich wollte Freund sein ohne das alles und wünschte mir nur deren Besuch zum Gottesdienst, die kamen, weil es sie selbst trieb. Das bedeutet viel Enttäuschung und Entmutigung. Aber warum soll ich sie mir ersparen durch etwas, was mich nur über die Zugehörigkeit meiner Gemeindeglieder zum kirchlichen Leben täuscht?

Als Vorteil rechne ich mir bei dieser Methode an, daß ich meine Gemeindeglieder in ihrer wesenhaften Stellung zum religiösen und kirchlichen Leben kennenlernte, besser, als die meisten Pfarrer es tun, daß ich aber auch bei Kirchlichen und Unkirchlichen mehr Offenheit in allen Fragen des Lebens fand und ihnen innerlich mehr sein konnte [25] als viele andere. Und vielleicht ist es mehr Gottesdienst, wenn mir ein Mann in stiller Stunde sagt, warum er nicht kommt, als wenn er mir einen Gegenbesuch macht.

Ganz langsam, schwer und zäh sammelte sich eine Gemeinde aus den Unkirchlichen um meine Predigt.

Beinahe noch mehr Vorwürfe trug mir ein, daß ich jedes Richten aus meiner Arbeit ausschloß. Am meisten hatte ich das zu empfinden, wenn ich mit irgendwelchen „sexuellen Entgleisungen“ zu tun hatte: einem Mädchen, das ein uneheliches Kind hatte, Eheschwierigkeiten oder noch Schlimmerem. Hier muß ich von mir sagen, daß mich gerade in diesem Punkt erst die lange seelsorgerliche Erfahrung dazu brachte, alles Richten auszuschließen. In den ersten Jahren meiner Amtsführung war ich noch vom traditionellen Urteil beherrscht. Dann aber erlebte ich, wie sehr die schlimmen Dinge auf diesem Gebiet die verborgenen Entgleisungen sind und wie wenig daneben die öffentlichen bedeuten. Ich erlebte auch, daß gerade diese Entgleisungen, die bekannt werden, Hilflosigkeit und nicht Schlechtigkeit sind. So suchte ich zu helfen und zu raten, statt zu verurteilen. Da nun unsere kirchlichen Gemeindeglieder sehr oft die sind, die nur durch eine Rücksicht auf das Urteil der anderen von ähnlichen Dingen abgehalten werden, empfinden sie eine solche Haltung des Pfarrers als Unterstützung des Lasters. Ich habe mich von meinem Wege nicht abdrängen lassen durch eine derartige Beurteilung, obwohl sie von den kirchlichen Gegnern auch als Kampfesmittel benutzt wurde. Mir scheint es, daß es vor allem für das Verhältnis der Kirche zur Jugend wichtig ist, daß der Pfarrer deutlich den Mut zu solcher Haltung hat – aber auch für alle die Menschen, die mit diesen Fragen nicht fertig werden können, und es sind oft nicht die Schlechtesten, sondern die kraftvollen Träger der Zukunft. Heute steht es doch so, daß ein Mensch mit sexuellen Nöten und Verlegenheiten gar nicht zum Pfarrer geht. Er glaubt die Antwort im voraus zu wissen. Ein Pfarrer wird und muß hier nur verurteilen – meint man. Aber eben deshalb kann er keine Hilfe sein.

Allerdings ist es – bei der sittlichen Erziehung unserer heutigen kirchlichen Gemeinden – sehr schwer, deutlich zu machen, daß man durchaus nicht gewillt ist, die ethischen Maßstäbe auf diesem Gebiet preiszugeben, wenn man im einzelnen Fall die Not sieht, hilft und rät, aber

nicht richtet. Wann werden die Menschen – die sogenannten Christen – lernen, daß es darauf ankommt, darum zu ringen, daß das eigene Leben die Haltung darstellt und zu der Haltung ruft, die man wünscht, daß es gilt, sich selbst zu richten und in sich selbst nach dem Höchsten zu ringen, aber nicht andere zu richten?!

[26] In allen Fällen der Seelsorge kommt es darauf an, zunächst einmal die Menschen zum Reden zu bringen. Man muß mit seinem Reden warten können, bis sie selbst geredet haben, das heißt, bis sie so viel Vertrauen haben, daß sie das tun.

Es gab Fälle, wo man sehr ernst mit Menschen reden mußte, zum Beispiel in Fällen von Eheschwierigkeiten, in denen man auf unglaubliche Brutalitäten, vor allem der Männer, stieß. Ich habe mich oft gewundert, wie klar und deutlich man reden kann, wenn man wartet, bis der andere geredet hat. Man kann dasselbe dann viel schärfer sagen, wenn es Antwort auf ein Reden des anderen ist, was ihn in schwersten Zorn bringen würde, wenn man es vorher sagte. Komme ich und sage: „Ihre Frau hat mir erzählt ...“, dann geht die Schimpfkanonade los, und alles ist verloren. – Kann ich sagen: „Aber, was Sie da erzählen, das ist ja eine unglaubliche Roheit gegen Ihre Frau ...“, dann werde ich den Mann haben. Er wird zuhören.

Zuhören ist in allen Fällen Voraussetzung. Der Seelsorger muß dort Zeit haben, wo er Nöte ahnt. Oft ist es ja alles, was man den Menschen bieten kann, daß man zuhört und ihnen dadurch die Möglichkeit gibt, sich einmal auszusprechen und sich dadurch selbst objektiv gegenüberzutreten. Als ich von Eisenach wegging, kam eine ältere Frau zu mir und sagte: „Ich muß Ihnen ganz besonders danken für alle Hilfe, die Sie mir erwiesen haben!“ Ich mußte antworten: „Aber da müssen Sie mir nun erst einmal sagen, wo ich Ihnen eigentlich geholfen habe. Ich hatte ja nie eine Gelegenheit dazu!“ Sie: „Ach, wie oft habe ich mich bei Ihnen aussprechen können, und Sie wissen gar nicht, wie Sie mir damit geholfen haben!“

Und dann? Kein Rezept – sondern der Mensch! Dem Menschen Rat und Mut geben, den man vor sich hat – der Mensch sein, der man ist, natürlich und wahr –, sein Urteil sagen und dem anderen zur Seite treten!

Oft werde ich gefragt, wenn ich solche Dinge sage: „Aber wo bleibt dann das Dienen mit Gottes Wort? Das muß dem Pfarrer doch das erste sein!“

Ist das Lauschen auf Gottes Wort ein echter Bestandteil deines Wesens, dann wird es zur rechten Zeit da sein, auch für den anderen als ein selbstverständliches Stück deines Weges und deiner Kraft, die du ihm zu bieten hast. Dann brauchst du nicht ängstlich und absichtlich die Gelegenheit zu suchen. Dann kannst du warten in der Zuversicht, daß es da sein wird, wenn die Gelegenheit gegeben ist, das Vertrauen da ist, die Seele sich dir so weit erschlossen hat, daß du wagen kannst, das Tiefste deiner Seele zu zeigen.

Ein Darbieten von Gottes Wort und religiöser Verkündigung als [27] eine offizielle Sache ohne diese Voraussetzung des Vertrauens und Zusammenklingens kann nur jene Stellung der Menschen verstärken, die in Gottes Wort etwas sehen, was offiziell aus dem Munde des Pfarrers geht und inoffiziell etwas Unwirkliches ist.

Das Warten aber lohnt sich. Man kommt seltener in die Lage, das Tiefste zu sagen. Man lernt aber selbst, es nur in Wahrheit zu sagen – und erfährt dann gerade da, wo man dem Schwersten zu begegnet hat, die unendliche Kraft dieser Wahrheit an sich und anderen.

Der religiöse Zweifel und die Unkirchlichkeit

Ich habe immer in unkirchlichen Gemeinden gestanden. Das ist ein entsagungsvolles Arbeiten, besonders dann, wenn man Scheinerfolge ablehnt. Gerade weil ich diese ablehnte und erkannte, daß meine unkirchlichen Gemeinden eher mehr als weniger ethische Kraft im Vergleich zu sogenannten kirchlichen Gemeinden besaßen, bin ich von aller Überschätzung äu-

ßerer Kirchlichkeit frei geworden. Die Kirchlichkeit ist ein Mittel der Erziehung. Wenn man aber dies Mittel nicht gebraucht, sondern damit zufrieden ist, daß eine Gemeinde kirchlich ist, dann kann dies eine Sache sehr übler Selbsttäuschung werden.

Scharf trennen muß man allerdings zwischen Unkirchlichkeit und religiöser Abstumpfung oder Oberflächlichkeit. Beides geht nicht einfach zusammen. Man trifft viele Menschen, die aus Frömmigkeit unkirchlich sind, und man trifft viele, die aus Mangel an Frömmigkeit sehr kirchlich sind.

Aber die Unkirchlichkeit wäre leichter zu überwinden, wenn nicht ihr Untergrund in der Masse unseres evangelischen Volkes ein erschreckendes Absterben der religiösen Innerlichkeit wäre, und sie wäre leichter zu überwinden, wenn nicht unser kirchliches Leben weithin auf dasselbe Absterben religiöser Innerlichkeit eingestellt wäre. Um äußere Kirchlichkeit zu erhalten, stellt man sich so sehr auf die äußeren Interessen, das äußere Autoritätsbedürfnis konservativer Kreise, das Leichtnehmen aller dieser Dinge ein, daß man die Ernsthaften und Tiefen nicht um die Kirche sammeln kann. Da man aber die Ernsthaften und Tiefen immer wieder abstößt, geht der Verflachungsvorgang innerhalb und außerhalb der Kirche weiter.

Hier ist der Punkt, wo mein seelsorgerliches Wirken und meine dort gesammelten Erfahrungen sofort hinüberdrängen nach einer anderen Gestaltung des kirchlichen Lebens. Ich will nur schildern, was mir aus der persönlichen Seelsorge an Erfahrung für diese Arbeit zuwuchs.

[28] Zunächst wurde mir deutlich, daß die Stellung zum religiösen Leben keine Sache des Denkens, sondern des Lebens ist. Zwar trat mir sowohl bei den sogenannten Gebildeten wie bei der Arbeiterschaft immer zuerst entgegen, daß sie Kirche und Christentum ablehnten aus Gründen intellektueller Redlichkeit. Diese wären aber zu überwinden, wenn hinter ihnen nicht, meistens unbewußt, die Ablehnung des kirchlichen Lebensstiles stünde. Das aber ist das andere, was ich lernte: Kirchlichkeit ist in den Kreisen, die am Lebensstil der überlieferten Gesellschaftsgestaltung und Lebensordnung festhalten. Das ist im Bauerntum und im Kleinbürgertum die patriarchalische Familien- und Arbeitsordnung, in der Hausvater und Handwerksmeister regierende Autorität ihres kleinen Kreises sind – an Gottes Statt zu ehren. Das ist der lebendige Katechismus Luthers. Ich habe auch in meinen unkirchlichen Gemeinden Familien getroffen, in denen diese Haltung noch lebendig war. Aber auch sie waren meistens nicht mehr imstande, diese Haltung und die damit eng verbundene Überzeugungswelt überlieferter Frömmigkeit ihren Kindern weiterzugeben. Sie konnten es nicht, weil diese Haltung in dem Leben, in das ihre Kinder als Lehrlinge, Fabrikarbeiter, Handwerker und Bauern eintraten, nicht mehr herrschte. Sie wurde als Lüge empfunden.

Je mehr diese Familien das fühlten, desto mehr schlossen sie sich um den Pfarrer zusammen. Er sollte in Konfirmandenunterricht und Predigt mit allen Mitteln kirchlicher Erziehung ihre Kinder – und die Kinder der anderen – zu einer Haltung der Ehrfurcht erziehen, die sie ihnen selbst gar nicht mehr zuzumuten wagten. Er sollte auf allen Lebensgebieten – vor allem dem sexuellen – die alte Zucht durchsetzen, die sie selbst nicht mehr handhaben konnten.

Tat es der Pfarrer, so trat er mit in eine Geistesluft ein, die von den im stark pulsierenden Leben stehenden jüngeren und älteren Menschen als etwas Unwahres, Dumpfes, Muffiges empfunden wurde. Tat er es nicht, so rief er den leidenschaftlichen Widerspruch der Träger des Alten wach, die sich nun auch vom Pfarrer verlassen fühlten im Kampf um Frömmigkeit und Sittlichkeit.

Wie viele persönliche Aussprachen hatte ich mit ehrlichen und guten Vertretern dieses alten Standpunktes, die sehr oft damit endeten, daß mir schroffe Kälte, ja Feindschaft entgegengebracht wurden.

Die Lage eines Pfarrers war hier um so schwieriger, als seine andersartige Haltung von den Vertretern der anderen Seite sehr oft als innere Zustimmung zu ihrer Zügellosigkeit aufgefaßt wurde und es sehr schwer war, ernste, ringende Menschen zu dem Versuch zu sammeln, eine neue Klarheit und zuchtvolle Haltung innerhalb der werdenden Lebensbedingungen zu schaffen.

[29] Von den in Reichtum und Macht stehenden Familien hielten sich diejenigen zur Kirche, die in ähnlicher Weise christliche Lebenshaltung gleichsetzten mit Einordnung in die gegebenen Lebensordnungen patriarchalischer Herrschafts- und Dienstverhältnisse. In der Arbeit der Eisenacher „Stiftsgemeinde“ konnte man diesen Geist in einer sehr guten Weise beobachten. Sie war ein sehr feines Musterbeispiel, eben weil er da echt war. Aber man hatte von dort überhaupt kein Verstehen für die Tatsache, daß diese patriarchalische Lebensgestaltung für die meisten Glieder unseres Volkes längst zerbrochen war und nur als ein Vorwand für unberechtigte Herrschaftsverhältnisse empfunden wurde und daß es für viele gar nicht mehr möglich war, auch nur ihr persönliches Leben von hier aus stark zu ordnen.

Eine dritte Gruppe kirchlicher Gestaltung waren die kirchlichen Beamten, die zum Teil einfach konservativ zu jener vorher geschilderten Gruppe standen oder sich ringend und suchend den Pfarrern anschlossen, in denen sie suchendes Leben und Verständnis empfanden. Viele von ihnen hatten sich enttäuscht von der Kirche zurückgezogen.

Da nun das kirchliche Leben in seiner ganzen Geisteshaltung bestimmt wurde von diesen Schichten traditioneller Lebensgestaltung, so war es nicht nur das Intellektuelle, was tiefere und ernste Menschen zurückhielt. Die Gemeinschaft, die das kirchliche Leben trug, atmete einen Geist der Unbeweglichkeit und Kurzsichtigkeit; in dem Sichklammern an das Traditionelle war eine innere Unsicherheit, die sich in Gehässigkeit gegen alles Vorwärtsdrängende und pharisäischem Richten über alles Abweichende auswirkte.

Die liberalen Stadtgemeinden unterschieden sich hier nicht wesentlich von orthodoxen. Waren es in den orthodoxen Gemeinden die Kreise der Bauernschaft, des Adels und der konservativen Bürgerschaft, so waren es in den liberalen die Kreise des aufgeklärten Bürgertums. Man nahm hier alles etwas leichter als dort, löste sich etwas mehr vom gestrengen Alten, stand aber im wesentlichen in derselben Haltung, die dann unter Umständen nur etwas schwächlicher und unwahrer erschien als dort.

Je mehr ich die Menschen kennenlernte, desto deutlicher wurde mir, daß es für die Kirche galt, den Weg zu einem ganz anderen Gemeinschaftsleben zu finden, aus dem den Menschen der Geist frischen und wahrhaftigen Anfassens aller Lebensfragen entgegenleuchtete.

In der persönlichen Aussprache über diese Fragen wurde mir folgendes deutlich:

1. Die intellektuellen Fragen in bezug auf die kirchliche Lehre vom und die Einstellung zum Dasein Gottes müssen ehrlich beantwortet [30] werden. Wie soll ein Mensch Zutrauen haben zu einem Pfarrer, der ihm hier ausweicht oder Antworten gibt, die er nicht als wahr empfinden kann.
   Aber alles Ringen um intellektuelle Wahrheit und Klarheit in diesen Dingen ist nur ein Hilfsmittel, um zum Tieferen zu führen. Um einfach denkenden Menschen deutlich zu machen, daß man sich nicht durch eine falsche Darstellung des Göttlichen irremachen lassen darf am Glauben an das Göttliche, diente mir eine nette bildhafte Geschichte, die ein kluger Arbeiter zu verwenden pflegte: Er fragte die Zweifelnden: „Habt ihr schon einmal ein falsches Viermarkstück gesehen?“ Die erstaunte Antwort war „Nein“. „Gewiß nicht“, sagte er, „denn man macht falsche Drei- und Fünfmarkstücke, weil es echte gibt. Aber echte Viermarkstücke gibt es nicht, also macht man auch keine falschen.“ So gibt es nur deshalb das Reden von einem falschen Gott, weil es einen echten gibt. Anknüpfend versuchte ich deutlich zu machen, daß man das Ehrfurchtsgefühl des Menschen, das er der

göttlichen Wahrheit gegenüber hat, benutzt, um eine falsche Sache zu stützen. Man muß aber gerade die echte Sache suchen.

2. Es gilt, den Menschen deutlich zu machen, daß vom Intellektuellen allein her der Weg zu Gott nicht zu finden ist. Man muß in den Menschen das Bewußtsein der Verantwortung wecken, die auf jedem ruht, sowohl für die Wahrheit und Echtheit seines eigenen Lebens wie für die der anderen und der Gemeinschaft. Wie deutlich wurde mir hier, daß gerade dies der entscheidende Fehler der Kirche war, daß sie dies Verantwortungsbewußtsein nicht weckte, sondern erstickte. Man führte die Menschen dazu, sich der traditionellen Lebensgestaltung einzuordnen. Man weckte die Menschen nicht zu dem Bewußtsein, daß sie eine eigene, ihnen vom Göttlichen her gegebene und notwendige Verantwortung erfüllen müßten, daß sie das Wesentliche ihres Lebens versäumten, wenn sie diesen eigenen Weg der eigenen Aufgabe nicht suchten.
   So kam jene dumpfe, auf das eng Persönliche eingestellte Art zustande, in der man das Göttliche nur als ein durch Tradition und Autorität Verbürgtes, aber nicht als bewegende Kraft hatte. Wenn ich mit einem Menschen sprach, der mir sagte: Ich kann nicht an Gott glauben, so wurde mehr und mehr meine Antwort: „Dann glauben Sie eben nicht an ihn! Seien Sie vor allen Dingen ehrlich und züchten Sie sich keinen Gottesglauben, weil Sie einen wünschen.“ – Und dann? „Kämpfe alle Fragen und Aufgaben deines Lebens ehrlich durch, in eigener Verantwortung! Dann wirst du das Geheimnis erleben, das uns alle ins Leben rief und uns unsere [31] eigene Verantwortung gab.“ Sich der Wirklichkeit ehrlich stellen und sie durchkämpfen, das ist der einzige Weg, der Wirklichkeit Gottes gewiß zu werden.
   So suchte ich Menschen anzuspornen, ihren eigenen Weg zur Gewißheit zu finden.
3. Dann muß man die Menschen, die auf diesem Weg sind, zusammenfassen zu einer miteinander arbeitenden, einander stützenden Gemeinschaft.
   Es wurde mir immer klarer, daß erst im Versuch, dem gesamten Leben eine neue Gestaltung zu geben, die Wahrhaftigkeit des werdenden Glaubens sich erproben und bewähren kann.

Während ich so begriff, was religiöses Leben und religiöses Gemeinschaftsleben sein sollte, wurde mir auch immer deutlicher, wie fern dem allem die Menschen von heute in ihrer tiefen Zerbrochenheit sind. Immer schwerer wurde mein Entsetzen über das, was die letzten Jahrhunderte – vor allem das 19. Jahrhundert – dem Menschen angetan haben.

Man hat den Menschen durch alle die Jahrhunderte daran gewöhnt, sich mit einer Welt abzufinden, die durchaus dem nicht entsprach, was man als Gottes Willen verkündete. Man gewöhnte ihn daran, Halbheiten hinzunehmen, die sich mehr und mehr in ganze Gottlosigkeit wandelten. Schließlich kam das 19. Jahrhundert, das alte Sitte zerstörte, neue Arbeitsverhältnisse schuf und in seiner unseligen Mechanisierung den Menschen erzog, sich vom Leben bestimmen und schieben zu lassen, für Nahrung und Kleidung, für Erwerb und Genuß, für Recht und Ehre zu leben, als wenn es eine geistige Aufgabe gar nicht gäbe.

In Thüringen lernte man, was Luther schon dabei mitverschuldete. Ich sah den Namen „Fritz Erbe“ auf dem Stein im unterirdischen Verlies des hinteren Wartburgturms. Er ritzte ihn mit seinen Nägeln ein, als er sieben Jahre dort gefangen saß. Er war einer der Wiedertäufer, die lehrten, daß man sein Leben nach den Geboten der Bergpredigt einrichten müsse. Ungezählte wurden durch Luther und Melanchthon und dann wieder von deren Nachfolgern vernichtet, weil ihnen jene Berufsethik nicht genügte, durch die man einen Kompromiß schaffen wollte zwischen dem nach Gottes Wahrheit und Gerechtigkeit trachtenden Menschenherzen und der tatsächlichen Welt, deren egoistische Gewalten man als selbstverständlich hinnahm.

Ein Thüringer Freund aus der Nähe von Mühlhausen erzählte mir, daß lange ehe es ein Freidenkertum gab, seine Großmutter den Kindern einprägte: Luther war ein böser Mann! Laßt euch nicht täuschen. So wirkte das alles in Thüringen nach.

[32] Mir, der ich aus Hessens freieren Verhältnissen kam, wurde auch eine andere Ursache der Unkirchlichkeit in Thüringen deutlich. Das Land war ja durchsetzt von Gutsherrschaften, die meistens auch das Patronat der Pfarrstelle hatten. Mußte nicht der Pfarrer, der in herzlicher Freundschaft mit seiner Herrschaft und äußerer Abhängigkeit vom Gute lebte, der Gemeinde von Gutsarbeitern und kleinen Bauern ein Fremdling sein und bleiben – wie oft sogar ein Gegner?

Ein Pfarrer sagte mir einmal, daß er in seiner Gemeinde zwei Dörfer habe, eines mit einer Gutsherrschaft, ganz unkirchlich – eines aus kleinen Bauern bestehend – kirchlich.

Durch Jahrhunderte hat die Kirche nicht gemerkt, mit wie unmöglichen Zuständen sie sich belastet hatte. Aber auch durch Jahrhunderte hat das, was sie lehrte, auf die Familien gewirkt, daß sie in jener religiösen Passivität und Tatenlosigkeit, ja Hoffnungslosigkeit lebten, die nun erst überwunden werden mußte, wenn religiöses Eigenleben wieder erwachen sollte.

Mit jedem Jahre neuer Erfahrung sah ich die Aufgabe größer und schwerer. Je mehr ich die Menschen kennenlernte, desto mehr erschütterte es mich, wie wenig diese braven, fleißigen, gutwilligen Menschen für das Geheimnis jener Wirklichkeit zugänglich waren, ohne das mir das Leben sinnlos schien und scheint.

Was die Jahrhunderte sündigten, muß dadurch wiedergutgemacht werden, daß Menschen diese ganze Last auf sich nehmen, klar die Schwierigkeiten sehen und sich doch von der Hoffnungslosigkeit nicht zwingen lassen, wieder mit dem Halben und Ungenügenden zufrieden zu sein.

Fürsorgearbeit

Was tritt in einer großen Gemeinde nicht alles an den Pfarrer heran! Er wird gerufen, wenn irgendein Mensch plötzlich von einem Tobsuchtsanfall überfallen wird. Er muß um Aufnahme in die Irrenanstalt nachsuchen, muß für Kranke aller Art sorgen und an ihrer Unterbringung mitarbeiten. Er muß sich verwahrloster Kinder und ihrer Zukunft annehmen, entlassenen Gefangenen Arbeit suchen und sie umsorgen, daß sie nicht rückfällig werden. Ehedramen und häusliche Not aller Art kommen an ihn heran. Töchter befreundeter Familien suchen durch ihn Stellung und Familien Hausgehilfinnen.

Er kann nichts abweisen, denn Seelsorge ist immer dabei.

Und was ist ein Seelsorger, der für leibliche und äußerliche Not nicht zu sprechen ist?

Es wäre völlig unmöglich, in einer größeren Gemeinde auch nur im [33] entferntesten den Ansprüchen dieser Art zu genügen, wenn man sich nicht seine helfenden Kräfte aus der Gemeinde schaffen könnte. In Rüsselsheim hatten wir dazu unseren Frauenverein. In Eisenach war schon vom Vorgänger eine Helfer-Vereinigung gegründet, die ich übernahm.

Die Helfer und Helferinnen hatten ihre kleinen Bezirke, in denen sie sich besonders um die Familien kümmerten, von denen man wußte, daß sie in Not waren. Außerdem waren darunter Männer und Frauen, die in besonderen Lebensdingen erfahren waren und die man in diesem und jenem um Rat fragen konnte.

Eine ganz schwere Last für einen Pfarrer ist die Armenpflege. Ich weiß, daß viele es für falsch halten, daß der Pfarrer sie betreibt. Meine Erfahrung ist auch, daß Armenpflege – wenn sie nicht mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrieben wird – beide Teile unfehlbar demoralisiert. Der eine gewöhnt sich daran, an der Not der Menschen vorüberzugehen, indem er sich durch eine Gabe abfindet, die ja der Not nicht steuert. Der andere gewöhnt sich mit Demut und Bitten, Hilfe zu suchen, die ja keine ist, da sie seine Kräfte und Leistungsfähigkeit nicht stärkt. So muß das erste bei aller Hilfsarbeit sein, daß man für die Gefährdeten Wege sucht, sie auf eigene Füße zu stellen, ihre eigenen Kräfte zu wecken und ihnen zur Tätig-

keit zu helfen. Ein Kreis von Helfern, der in mancherlei Verbindungen steht, kann hier Großes tun.

Aber es sind im ganzen doch wenige Fälle, denen man in diesem Sinne wirklich helfen kann. Es gibt auch Fälle, in denen man die innere Energie der Betreffenden noch zu Hilfe rufen kann. Wo das aber versagt oder wo man keine äußeren Möglichkeiten sieht, bleibt ja doch nur jenes arme Geben, das schenkt in dem Bewußtsein, daß eigentlich damit doch nicht geholfen ist. – Und doch! Was soll man tun? Darf man einen hilflosen Menschen gehen lassen, ohne jedes Zeichen wirklicher Hilfsbereitschaft, nur mit Worten? Ich konnte das immer weniger.

Am Anfang meiner Wirksamkeit stand ich unter dem Worte von Bodelschwingh, daß Almosen für wandernde Bettler ein Unrecht seien. Man helfe ihnen nur, ihr tatenloses Leben fortzusetzen. Man müsse sie zwingen, die Arbeitskolonien aufzusuchen, in denen man sie wieder zur Welt der Arbeit zurückerzieht.

Es waren hauptsächlich Gespräche mit Arbeitern, die selbst zeitweise „auf der Walze“ gewesen waren, die mich umstimmten. Immer wieder hörte ich, daß man das evangelische Pfarrhaus als die ungastlichste aller Stätten ansah und aus diesen Erfahrungen seine Schlüsse zog. Sagte man ihnen, daß man es doch im Sinne der Bodel-[34]schwinghschen Ratschläge gut meine, so lachten sie. Das sei eben das Gutmeinen, das zugleich einen jeden Menschen bevormunden wolle. Sei es denn ein Verbrechen, sich einmal die Welt ansehen zu wollen und Monate nicht zu arbeiten? Man lernt einsehen, daß es auch ein Recht derer gibt, die – zeitweise oder grundsätzlich – nicht in diese Arbeitswelt passen. So kam ich zur alten Sitte meines Elternhauses zurück, daß man keinen bittenden Menschen gehen ließ, ohne ihm wenigstens ein Essen zu geben. Nie habe ich damit eine jener schlimmen Erfahrungen gemacht, die man so oft darüber berichtet.

Für die kalte Winterszeit traf ich in Eisenach ein Abkommen mit der „Herberge zur Heimat“, daß sie gegen einen Zettel von mir Nachtlager und Suppe gab. Da ich vergebens versuchte, meine Amtsgenossen zur selben Praxis zu bestimmen, drohte das in den furchtbaren Wintern von 1928 und 1929 meine Kasse fast zur Erschöpfung zu bringen. Die Wandernden wiesen einander zu mir in ihrer Not. Aber gerade in diesen Monaten war es mir erst recht unmöglich, Menschen von meiner Tür zu weisen, ohne zu wissen, daß sie in dieser Nacht ein Lager hatten.

Auch für diese Armenpflege und Fürsorgearbeit hatte ich den Grundsatz, nichts zu fordern und nicht zu richten.

Vergeblich versuchte ich andere Pfarrer von der Praxis abzubringen, zu Weihnachten besondere Feiern für die Armen zu veranstalten, in denen ihnen beschert wurde. Wir machten es so, daß wir jedem Helfer einige Familien zuwiesen, bei denen er feststellte, was nötig war, und denen er vor dem Fest ihr Paket brachte. Wenn man mir sagte: Ist es nicht gut, wenn die Leute wenigstens bei dieser Gelegenheit einmal Gottes Wort hören, so konnte ich nur sagen: Nein. Sollte es ihnen Gottes Wort sein, was sie aufsuchten um der Gabe willen, die damit so wichtig gemacht wurde und ihnen doch nur ein Loch zustopfte, aber nicht menschlich wirklich half? Mir wurde deutlich, daß sie sich sagten: Der Pfarrer hat uns beschenkt. Wir haben dafür seine Rede angehört. So sind wir quitt!

In Schwierigkeiten geriet ich mit meinen Grundsätzen bei solchen Leuten, die aus der Kirche ausgetreten waren. Ich hielt mich für verpflichtet, überall zu helfen, wo mir Menschen in Not begegneten, wenn ich helfen konnte. Zu fragen, ob sie zur selben Kirche gehörten wie ich, war mir unmöglich. Die Gemeinde Eisenach aber nahm es sehr übel, wenn aus den Geldern, die sie den Pfarrern zur Armenpflege zur Verfügung stellte, Leute unterstützt wurden, die nicht zu ihr gehörten, die sogar ausgetreten waren. Zum Glück konnte ich mir allmählich Hilfsquellen schaffen – von befreundeten Familien –, die es ermöglichten, auch solche Fälle zu bedenken.

[35] So umging ich auch die Not, daß Leute aus anderen Kirchen übertraten oder wieder in die Kirche eintraten, damit sie unterstützt wurden. Eine Katholikin kam z. B. zu mir, die zur evangelischen Kirche übertreten wollte. Ich besprach alles mit ihr, und dann sagte sie: „Ich bin augenblicklich in großer Not. Könnten Sie mir nicht fünf Mark leihen?“ Da antwortete ich: „Ich werde mich nach Ihnen erkundigen. Stimmt das mit der Not, so werden Sie unterstützt werden. Aber nur, wenn Sie katholisch bleiben. Werden Sie protestantisch, so erhalten Sie von mir nichts!“ – Sie war restlos erstaunt. Aber ich erklärte ihr, daß es ein Kaufen von Seelen bei mir nicht gäbe.

Man könnte denken, daß ich bei solcher Haltung unerträglich überlaufen gewesen sei mit Bittenden. Merkwürdigerweise weniger als die anderen Pfarrer in Eisenach. Das hing so zusammen: Je deutlicher meine Haltung in aller meiner Arbeit hervortrat, desto mehr zogen sich die kirchlichen Damen und Herren, die die Helfervereinigung bildeten, zurück. (Sie stammten zum guten Teil aus der übrigen Stadt.) So bildete sie sich wie von selbst um zu einer Vereinigung aus den Handwerker- und Arbeiterkreisen meines Bezirks. Wir übten zugleich eine Erziehung dieser Kreise zur Fürsorge füreinander aus.

Kam unsere Helfervereinigung zusammen und meine Frau brachte einen Fall vor, dann rief die eine oder der eine: „Ach, mit dieser Frau bin ich zusammen konfirmiert, zusammen in die Schule gegangen!“ – oder: „Ach, das ist ja meine Cousine!“ oder: „Meine Mutter war eine Freundin von ihrer Mutter!“ Es war fast immer ein Bekannter oder Nachbar da, der den Fall gründlich kannte oder für gründliche Kenntnis sorgen konnte. Dadurch kam es, daß wir in der Lage waren, unsere Hilfe sehr viel mehr auf den Fall einzustellen, als es sonst möglich ist, und – was noch wichtiger ist – die Hilfe kam durch befreundete Menschen und nicht durch den Pfarrer.

Umgekehrt aber kamen zu uns kaum Leute, die uns anschwindeln wollten. Sie wußten, daß jeder Fall wieder von den Leuten nachgeprüft wurde, die sie genau kannten. Das wirkte als ein sehr energisches Mittel gegen diejenigen, die zum Pfarrer gehen in der Hoffnung, daß er hilft, weil er den Fall nicht kontrollieren kann.

Meine Frau und ich wuchsen mit unserer Helfervereinigung zu einer sehr engen Freundschaft zusammen, wodurch ihre Hilfe für uns noch wertvoller wurde.

Wie richtig diese Art der Arbeit war, bezeugen die Märchen, die man in Eisenach über diese Hilfsarbeit erzählte. Dabei war sie sehr notdürftig und ein Tropfen auf einen heißen Stein. Wir lebten immer in schlechtem Gewissen. Aber viele Leute erzählten, daß wir Unglaub-[36]liches an Hilfe leisteten. Die Art der Fürsorge durch Freunde schuf eine Stimmung, die alle Gaben vergrößert erscheinen ließ.

Ich hatte an der Grenze meines Bezirks ein Barackendörfchen. Es wurde „die Spicke“ genannt und war aus einem Kriegslazarett entstanden. In diesen Baracken brachte die Stadt Eisenach die Leute unter, die sie sonst nirgends unterbringen konnte. Es waren also meistens arme, übel beleumdete Familien. Nun wurde in Eisenach eine neue Pfarrei errichtet, und ich bat, daß man dieses Dörfchen zu dieser Pfarrei schlüge, da ich so viele arme Leute hätte, daß ich nicht genügend für sie sorgen könne. In jenem anderen, wohlhabenderen Bezirk könne man das besser. So geschah es. Als aber der neue Pfarrer seine Besuche machte, kamen auf einmal viele von diesen Leuten und sagten: „Da besucht uns ja ein anderer Pfarrer. Sind Sie nicht mehr unser Pfarrer?“ Ich erklärte ihnen, daß es so geschehen sei, weil der besser für sie sorgen könne. Sie sagten: „Das ist uns einerlei. Wir wollen lieber weniger geschenkt haben, aber bei Ihnen bleiben.“ Eine ganze Anzahl der Familien meldete sich aus jenem anderen Bezirk wieder ab und kam zu mir.

Schwer ist Armenpflege, aber sie kann ein Mittel der Seelsorge werden, wenn es gelingt, sie in dem Geiste der Freundschaft zu tun, in dem sie Freundeshilfe wird und nicht mehr Armenpflege ist. Nur so hat sie ein Recht innerhalb einer christlichen Gemeinde.

Außer der Summe, die mir aus der Kirchenkasse zur Verfügung gestellt wurde, war ich auf die Gaben angewiesen, die mir von Freunden persönlich gegeben wurden. Das waren einige Familien aus dem Bezirk und aus dem Freundeskreis in der übrigen Stadt. Es waren außerdem viele bereit, aus alten Stücken neue Kleider, Kindersachen und ähnliche Dinge herzustellen. Die Helfervereinigung hatte dafür ihren Nähnachmittag. Aber ich darf nicht vergessen, zweierlei Hilfe in schwerster Notzeit zu nennen.

Als wir in der Nachkriegszeit noch an schwerstem Lebensmittelmangel litten, begann das große Hilfswerk der Quäker. Am Austeilen der Quäkerspeisung beteiligten sich sehr eifrig die offiziellen Kreise Eisenachs. Da waren wir nicht nötig. Aber da ich nun mit den Freunden in persönliche Verbindung trat – wovon ich später erzählen werde –, wurde es uns möglich, eine andere Hilfsarbeit zu leisten.

Zunächst erhielt unsere Gruppe der Freunde, die sich in Eisenach gebildet hatte, riesenhafte Säcke mit alten Kleidern. Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, was das bedeutete in einer Zeit, da alles verbraucht und Neues in gutem Stoff überhaupt nicht zu haben war. Und unter dieser Masse von alten Sachen war vieles, was sehr gut erhalten war und neu aufgearbeitet werden konnte. Es waren auch Gegen-[37]stände darunter, bei denen man sich wunderte, warum man sie mitgeschickt hatte. Aber das war für uns auch ein Vorteil. Alle unmöglichen Phantasie-Seidenhalstücher, Kleider und Hüte wanderten in unseren Theaterkoffer und verwandelten sich bei unseren Märchenspielen mit den Konfirmanden und Kindern in prachtvollste Bühnenkostüme. Immer wieder staunten die Leute, woher wir diese wunderbaren Sachen bekamen.

Aber von den guten Sachen konnten wir viele Konfirmanden und Konfirmandinnen mit Kleidern von einer Güte beschenken, in der sie sie damals bei uns nicht haben konnten. Wir hatten auch für viele Erwachsene große Schätze an Kleidern, Wäsche und Schuhen. Nach Ankunft der Säcke und während der Verteilung sah dann unsere Wohnung wie ein großes Warenlager aus, und man war froh, wenn wieder Ordnung herrschte, die einen Sachen verteilt, die anderen verstaut und die Listen angelegt waren, nach denen man bei Bedarf feststellen konnte, was noch vorhanden war.

Für uns, unsere Freunde und unsere Helfervereinigung war die reiche Möglichkeit, die aus dieser Hilfe kam, eine dauernde Quelle der Freude und inneren Stärkung. Wenn dann irgend jemand fragte: „Wie kommen diese Quäker dazu, uns, ihre offiziellen Feinde, so zu bedenken?“ dann konnte man davon reden, was Jüngerschaft Jesu ist und sein soll und sein kann.

Als sich im Laufe dieser Jahre die Not des Mittelstandes immer entwickelte, trat eine andere Hilfe dazu. Es wurden uns Lebensmittelpakete für Angehörige dieser notleidenden Gruppe zugesandt. Wir hörten von dieser oder jener alten Dame, die mit der fortschreitenden Inflation um jede Lebensmöglichkeit gebracht war, oder wir hörten von einer kinderreichen Familie oder von Müttern, die durch den Lebensmittelmangel völlig entkräftet waren. Dann schrieben wir nach London an „Friends’ House“ und erhielten für diese Familie ein monatliches Lebensmittelpaket von zehn Pfund. Das brachte dann einer unserer Freunde den Betreffenden. Diese erfuhren meistens nie, daß es durch uns gekommen war. Weit über Eisenach hinaus erstreckte sich diese Fürsorge. Schließlich hatten wir im Monat etwa achtzig Pakete, die in einer großen Kiste kamen und von uns in Eisenach verteilt wurden oder nach anderen Orten zu besorgen waren.

Auch hier muß man sich in die Zeit versetzen, in der es ein Wunder war, wenn man über das Allernotwendigste hinaus gerade jene kraftvollen Nahrungsmittel erhielt, die in diesen Kisten

aus England enthalten waren. Diese Pakete galten zugleich als Grüße – nicht von reichen Leuten, sondern von Menschen, die sich oft wirklich Notwendiges versagten, um den Deutschen zeigen zu können, daß sie als [38] englische Christen die rücksichtslose Politik ihres Landes gegen das deutsche Volk mißbilligten.

Mit der Überwindung der Inflationszeit und dem Wiedererstarken des Wirtschaftslebens hörte diese Fürsorge der englischen und amerikanischen Freunde auf. Es blieben uns aber die persönlichen Beziehungen, von denen später zu reden ist.

Dann aber kam die schwere Zeit der steigenden Erwerbslosigkeit, und wir saßen in Eisenach an einem der Punkte, wo man das sehr bitter zu fühlen hatte. Unsere armen Textilarbeiter hatten weder an Vorräten noch an Körperkräften viel zuzusetzen und sanken in immer tieferes Elend. Was das bedeutet, kann nur der wissen, der es so nahe erlebt hat wie wir. Wir waren mit einer ganzen Zahl dieser Familien so in Freundschaft verbunden, daß wir ihr Schicksal miterleben mußten. Wie oft sagte meine Frau am Mittagstisch: „Ich habe das Gefühl, daß ich nicht das Recht habe, mich satt zu essen! Was hat mir heute wieder diese oder jene Frau von ihrer Not erzählt!“

Sie rechnete sich aus, was sie wöchentlich nötig hatte, um ihre Familie in der bescheidenen Form zu ernähren, in der wir lebten, und mußte immer und immer wieder sagen: „Es ist ja unmöglich, daß diese Familien sich auch nur im entferntesten kräftig ernähren können!“ In ihrer gewissenhaften und verantwortungsbewußten Art lebte sie in einer wachsenden Seelennot, in dem Kampfe, auf der einen Seite ihrer Familie nicht mehr zu entziehen, als das Bedürfnis gesunder Lebenshaltung erlaubte, und auf der anderen Seite nichts zu verbrauchen, was man der Not der anderen schuldig war.

Gegenüber dieser äußeren und inneren Not, in der wir lebten, war es eine ganz wunderbare Hilfe, daß die Freunde aus der Schweiz – der Kreis der Religiös-Sozialen um Ragaz – uns wieder zu Hilfe kamen, und zwar ebenfalls mit riesigen Säcken voller Kleider und Wäsche, aber auch mit ganz bedeutenden Geldsummen. Es sind in den Jahren der Erwerbslosigkeit mehrere Tausend Schweizer Franken durch meine Hände gegangen. Wir haben sie verwendet, um viele schwere Monate hindurch täglich Milch an erwerbslose Familien in Eisenach zu geben. Zeitweise hatten wir über siebzig Familien. Durch Vertrauensleute erfuhren wir von der Not bestimmter Dörfer im Thüringer Wald, deren Bewohner überwiegend Heimarbeiter waren. Wir konnten auch diesen mit Kleidern, Wäsche und Geldunterstützungen helfen. So hatten wir mehrere Jahre hindurch eine ziemlich großzügige Arbeit, die weitergeführt werden konnte, da die Schweizer Freunde immer wieder mit neuer Hilfe einsprangen, wenn wir glaubten, am Ende zu sein. Bis etwa zu meinem Weggang aus Eisenach konnten wir diese Arbeit weiterführen.

[39] Wir erlebten dabei etwas Ähnliches wie bei der großen Fürsorgeaktion der Quäker. Die offiziellen Kreise nahmen sie sehr gern hin und freuten sich der Hilfe, blieben aber in einer merkwürdig stumpfen Gleichgültigkeit gegenüber den Gebern. Die Erfahrung, die ich hier machte, hat mit zu der inneren Entfremdung gegenüber diesen Kreisen beigetragen. Als die erste Reisegesellschaft der „Adult Schools“ etwa 1921 durch Eisenach kam, veranstaltete unsere Volkshochschule einen geselligen Abend für sie, und ich begrüßte sie in Englisch. Darüber gab es eine Entrüstung des offiziellen Eisenachs. Ich hatte viele Leute zu fragen, ob denn ein Akt der Höflichkeit gegenüber Leuten, von denen man soviel Hilfe annimmt, undeutsch sei.

Diese Hilfsarbeit war ganz besonders die Arbeit meiner Frau. Sie war unermüdlich und verzehrte sich in ihrer intensiven Teilnahme an all der Not, die sie kennenlernte. Es war aber auch die Stärke dieser Arbeit, daß hinter ihr eine Fähigkeit stand, immer wieder ganz persönliche Not mitzuerleben.

Konfirmandenunterricht – Konfirmation

Als meine Frau zum ersten Mal in Eisenach anfing, mit den Konfirmanden einen Unterhaltungsabend für deren Eltern vorzubereiten, sagte sie zu mir: „Na! Hier muß ich mich ja beinahe vor ihnen fürchten. Das ist ein ungeniertes und rauhes Geschlecht!“ So groß war der Unterschied selbst zwischen der Jugend in einem Fabrikort wie Rüsselsheim und der städtischen Jugend. Wir mußten einen ganz neuen Umgangston lernen. Meine Frau fand rascher als ich den Ton, der nötig war, um ohne Härte auch diesen Kindern zu imponieren. Doch lernte auch ich es allmählich, und ich bin stolz darauf, daß es mir gelang, mit großen Konfirmandenklassen von mehr als sechzig Kindern ohne Ohrfeigen und ohne Stock fertig zu werden. Es war nicht immer leicht, und ich fand nicht immer das Verständnis der Eltern dafür, daß ich mich lieber durch einige Wochen der Ungezogenheit und Widerspenstigkeit durchkämpfte, als daß ich zum Stock griff. Aber meistens waren es nur sehr schwere vierzehn Tage oder drei Wochen am Anfang. Dann hatten die Kinder gelernt, daß man auch da Ordnung und Disziplin halten kann, wo es keinen Stock gibt. Mir halfen bei dieser Anfangsarbeit mein Humor und mein Spott. Mit humoristischen Bestrafungen kommt man sehr oft weiter als mit Strenge. Dann hatte ich ja das Elternhaus hinter mir. Es ist nicht sehr oft vorgekommen, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte als durch einen Besuch bei den Eltern. Das hat aber immer genützt.

[40] Besonders schwer war der Anfang, wenn die Kinder von einem Lehrer kamen, für den der Prügelstock eine Selbstverständlichkeit war. Dann schien es den Jungen, daß man selbst die Sache nicht ernst nehme, wenn man nicht zu dem ihnen selbstverständlich erscheinenden Mittel griff. – Nur einmal war ich gezwungen, eine Versammlung der Eltern einzuberufen, um ihnen gemeinsam zu sagen, daß es anders werden müsse, da die ganze Klasse von einem Geiste der Widerspenstigkeit erfüllt war, wie ich ihn noch nicht erlebt hatte. Aber diese Versammlung wandelte alles um, gerade weil ich den Eltern nicht mit Schimpfen, sondern mit vollem Verstehen für die Jungen gegenübertrat.

Ein- oder zweimal griff ich zu dem Mittel, mich auf das Katheder im Konfirmandensaal zu setzen und sie stillschweigend toben zu lassen. Nach einigen Minuten wurden sie still, und ich sagte ihnen: „Die beiden letzten Stunden waren keine Konfirmandenstunden, sondern Zank- und Schimpfstunden. Solche zu halten ist sinnlos. Dafür kommen wir nicht zusammen. Ich kann ja auch ganz schweigen, wenn ihr eben keine Konfirmandenstunden haben wollt!“

Dann kam sofort die Antwort: „Aber wir wollen Konfirmandenstunden haben!“ Ich entgegnete: „Die kann und werde ich nur halten, wenn ihr euch so benehmt, daß es ohne Schimpfen möglich ist.“ Sie versprachen, es so zu halten, und dann ging es. Ich habe immer wieder erlebt, daß man bei festem Willen, sich nicht zu Mitteln treiben zu lassen, die des Konfirmandenunterrichts unwürdig sind, durchkommt und auch durch die Art seiner Disziplin eine Ahnung erweckt von dem, was der Geist Jesu Christi fordert.

Einmal reizte mich ein Junge so, daß ich schon die Hand zum Schlagen hob. Ich senkte sie wieder und sagte erschrocken: „Nun hättest du mich beinahe dazu gebracht, dich zu schlagen. Denke nur, wie schrecklich das gewesen wäre, hier in der Konfirmandenstunde!“ – Das wirkte auf die ganze Klasse mehr, als der Schlag gewirkt hätte! – Während meiner Abwesenheit warf ein Konfirmand in der Stunde meines Hilfsgeistlichen eine Stinkbombe. Dieser wollte feststellen, wer es war – vergeblich. Nach meiner Rückkehr, am anderen Tag, fand ich ihn in sehr übler Stimmung. So ging ich mit ihm in die Stunde, zog vor den Jungen meine Uhr und sagte: „Ich hoffe, daß sich innerhalb von fünf Minuten der meldet, der die Stinkbombe warf. Dann wird es ohne Strafe abgehen. Meldet er sich nicht, dann muß die Sache die schweren Folgen haben, die sie verdient.“ Nach einer Minute erhob sich der Übeltäter. Er sei es gewesen. Ich sagte: „Gestraft wirst du nicht. Nach der Stunde kommst du zu mir.“ Er kam. Wir hatten eine Aussprache, und dieser Junge war seitdem einer der anhänglichsten. – [41] Unge-

zogenheiten sind sehr oft Ausdruck eines Nichtzusammenstimmens mit der Umwelt – mit dem Elternhaus oder der Schule, und wenn der Junge oder das Mädchen merken: hier werde ich verstanden, dann wird alles anders. Wo Ungezogenheiten auftreten, sollte nicht Strafe das erste sein, sondern das Ergründen der Ursachen.

Unvergeßlich ist mir eine Debatte, die ich mit dem Direktor eines Predigerseminars über die Unmöglichkeit der Prügelstrafe im Konfirmandenunterricht – überhaupt in der christlichen Erziehung – führte. In ihrem Verlauf sagte er mir: „Ich hatte einmal einen Jungen im Konfirmandenunterricht, der hob Nester aus und stach den Vöglein die Augen aus! Was sollte ich mit dem anders machen, als ihn tüchtig verprügeln?“ – Wenn „Seelsorger“ in so völliger Ahnungslosigkeit über die psychologischen Gründe solcher Dinge leben, was wollen sie erreichen? Es ist sicher eine der Ursachen der Entkirchlichung der Jugend, daß diese in allen ihren Schwierigkeiten beim Pfarrer nur Verurteilung und Strafe und sowenig Verstehen findet. Eine vielleicht zwanglose Konfirmandenstunde mit ehrlichem Verstehen ist besser als eine musterhaft geordnete im Tone eines „Unteroffiziers für Seelenleben“.

Besuche bei den Eltern müssen auch immer dazu dienen, ihnen ein besseres Verstehen für ihre Kinder beizubringen und sie vom Aberglauben an die Strenge zu erlösen.

Allerdings muß Verstehen mit Wahrhaftigkeit Hand in Hand gehen. Sowenig man erlaubt, daß sich die Kinder etwas vormachen, sowenig darf man ihnen etwas vormachen und muß den Mut haben, Fehler und Irrtümer einzugestehen. Nur auf Wahrheit gegründete Autorität hält und faßt den Menschen innerlich. Was aber wäre eine Konfirmandenstunde mit äußerer Autorität, die im Innern verachtet oder gehaßt wird?

Man wird sofort sehen, daß ein Konfirmandenunterricht schon dadurch eine schwere Aufgabe ist, daß er seine Disziplin in den wenigen Stunden auf solche Weise von innen her sich schaffen muß bei Kindern, die oft von der Schule her gar nicht dafür vorbereitet oder gar verdorben sind. Wer sich aber hier den Weg zu den Herzen und Gewissen der Kinder schon verbaut, der wird mit seinem Unterrichten wenig erreichen können. Man muß sich unverzagt die Mühe machen, um Herz und Gewissen der Kinder zu ringen. Ich kann wohl sagen, daß mir gerade unter diesem Gesichtspunkt der Konfirmandenunterricht zum Schwersten meines Berufes gehört hat.

Geistig suchte ich den Kindern einen Unterricht zu bieten, der ihnen ein klares Urteil und eine feste Haltung in den Fragen ihres kom-[42]menden Lebens schaffen sollte. Je länger desto mehr knüpfte ich dabei an die Botschaft Jesu an. Sie in ihrem Wesen deutlich zu machen und zu zeigen, wie sie auf unser Leben und in unserem Leben angewendet werden könne, wurde mir immer wichtiger. Dabei war es mir sehr bedeutsam, ihnen klarzumachen, daß es auf das Bilden einer eigenen Überzeugung ankomme und nicht auf ein Nachplappern bestimmter Gedanken und Weisungen. Immer wieder mußte man unbedingte Meinungen zurückweisen mit den Worten: „Bist du davon schon wirklich fest überzeugt? Ich glaube, darüber kannst du vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren etwas wissen oder eine bestimmte Meinung haben. Heute wollen wir darüber nachdenken, und du wirst es im Leben erproben. Dann werden wir darüber einmal zu einer klaren und festen Überzeugung kommen.“ – Oder ich sagte: „Das sagst du, weil du weißt, daß ich es so für richtig halte. Aber deshalb mußt du es nicht auch für richtig halten. Du mußt nun erst viele Jahre lang darüber nachdenken und es im Leben erproben. Dann wirst du vielleicht einmal dazu kommen, selbst ein wirklich begründetes Urteil zu haben!“

Dabei habe ich immer meine Meinung ganz deutlich ausgesprochen. Die Kinder sollten nicht denken, daß ich keine hätte oder nicht wagte, mich dazu zu bekennen. Aber sie sollten auch nicht denken, daß sie nun auf meine oder irgendeine andere Meinung eingeschworen sein müßten.

Vielleicht denkt man, daß so der Konfirmandenunterricht keine Autorität bietet, die fürs Leben Halt gibt. Ich behaupte das Gegenteil. Wenn man sich ganz ruhig darauf verläßt, daß es eine Gewissensautorität gibt, die sich durchsetzt – je weniger man sie menschlich zu stützen und zu erzwingen sucht –, dann wird das am meisten wirken. Je mehr wir diese Autorität dadurch zu erhöhen suchen, daß wir sie beweisen und in ihrer Unfehlbarkeit aufzwingen wollen, desto mehr fühlt das Kind, daß wir an ihre zwingende Macht gar nicht glauben. Ist doch alle Flucht in die sogenannte „objektive“ Autorität mangelnder Glaube an die wahrhafte Macht der geistigen Autorität, der sich vor sich selbst verhüllt. Aber das Kind merkt den Unglauben, der im Zwingenwollen liegt, und sein Glaube wird so nicht geweckt. Er wird um so sicherer geweckt, je mehr man sich darauf verläßt, daß sich die Wahrheit ihm selbst deutlich macht, wenn wir es nur wecken, aufmerksam zu sein, Erfahrung zu sammeln und ehrfürchtig dem zu lauschen, was zu ihm von innen spricht.

Wollte ich nun darstellen, was ich im einzelnen mit den Kindern durchnahm, so müßte ich allein darüber ein Büchlein schreiben. Wir betrachteten das Leben miteinander im Lichte von Worten Jesu, [43] und am Schluß der Stunde wurde das alles in einem klaren Spruch, einem Liedervers oder einem Katechismuswort zusammengefaßt, die dann auswendig zu lernen waren. Ich habe in späteren Jahren nie mehr als ein kurzes Wort oder einen Vers von Stunde zu Stunde lernen lassen. Wie oft haben mir unkirchliche Leute gesagt, daß die Überfütterung mit Stoff und der harte Zwang zum Auswendiglernen ihnen die Frömmigkeit verekelt hätten. Wenn ich dann vor der Prüfung alles zusammenstellte, was wir auswendig gelernt hatten, es wiederholte und sammelte, war es immer eine stattliche Zahl von Versen. Diese wurden dann alle in die Prüfung mit eingebaut, so daß ich auch denen imponieren konnte, die den Wert eines Konfirmandenunterrichtes am Auswendiggelernten messen.

Ich habe immer zu denen gehört, die die sogenannte Konfirmandenprüfung verteidigten. Ich meinte, daß man – solange man unmündige Kinder unterrichtet – auch den Eltern Rechenschaft schuldig ist, was man sagt und lehrt. Der Versuch, die Eltern zum Konfirmandenunterricht einzuladen, ist mir immer mißglückt. Sie kamen nicht. So war die Prüfung die einzige Gelegenheit, ihnen zu zeigen, was man mit ihren Kindern gearbeitet hatte. So – als ein Rechenschaftablegen des Pfarrers vor den Eltern der Kinder – faßte ich sie auf – nicht als ein Prüfen der Kinder. Ich hatte immer eine große Freude an einer solchen Prüfung. Konnte man doch auch den Eltern durch den Mund der Kinder vieles sagen, was sie sonst nicht so aufmerksam angehört hätten.

Die Prüfung richtete ich immer so ein, daß ich ein bestimmtes Problem durchsprach und in diese Aussprache alles Wesentliche des Unterrichts einbaute. Einmal besprachen wir die Bedeutung der Abendmahlsfeier. Von ihr aus kommt man zu der Frage nach wahrer Gemeinschaft auch nach der Konfirmation. Ganz besonders eindrucksvoll war einmal eine Prüfung über die Frage der Stellung zum Elternhaus, zum Beruf und zur Arbeit. – Ein anderes Thema war: „Was ist Kirche, und was soll sie sein?“ – Die Frage der Wahrheit und des Wahrseins, der Ehrlichkeit und des Ehrlichseins wurden behandelt. Es standen auch einmal das vierte, siebente und achte Gebot im Mittelpunkt der Prüfung.

Die Zahl der Themen, die zugleich zur Tiefe frommer Lebensbeurteilung und Lebenshaltung weisen, ist sehr groß. Man wird viele Jahre hindurch nicht darum verlegen sein, der Prüfung eine besondere Form und damit einen besonderen Reiz zu geben. Durch die Wahl der bestimmten Themen war es mir möglich, zweierlei zu erreichen: Ich konnte die Konfirmanden unmerklich auf die Prüfung rüsten, indem ich dieses Thema mit ihnen durchsprach, ohne ihnen zu sagen, daß ich [44] es behandeln würde. Und ich konnte mir selbst deutlich machen, wieviel selbständiges Urteilen und Denken ich erreicht hatte. Denn nun sprach ich beinahe den ganzen Unterricht unter einem neuen Gesichtspunkt durch und konnte sehen, ob die Konfirmanden sofort mitgingen oder alles neu lernen mußten. Ich hatte meistens die Freude, daß

ich ein rasches Mitgehen und selbständiges Urteilen erlebte, und das tröstete mich oft wieder, wenn ich gedacht hatte, wie umsonst alle Mühe mit den Kindern gewesen wäre.

Die Zeit zwischen Prüfung und Konfirmation verwendete ich, um noch einmal ein verständnisvolles Erleben der Konfirmation und des Abendmahles vorzubereiten und die sexuelle Frage zu besprechen. Es schien mir, daß dieses wichtige Thema vor dem Auseinandergehen zu behandeln wäre. Ich tat es unter dem Gesichtspunkt der Vaterschaft und Mutterschaft, die ich ihnen allen einmal wünschte. Aber was ist nötig, um glücklicher Vater, glückliche Mutter mit gesunden, glücklichen Kindern zu werden?!

Dann kam die Konfirmation – in Eisenach seit uralten Zeiten am Palmsonntag. Der Westbezirk hielt sie in der Kreuzkirche, die zu dieser Gelegenheit überfüllt war. Als altes Landkind und langjähriger Landpfarrer war es mir etwas Unerträgliches, daß sich in der Stadt die Konfirmanden erst in der Kirche sammelten und einer nach dem anderen seinen Platz einnahm. Wir versammelten uns in einer nahegelegenen Schule und zogen im Zuge in die Kirche, wo uns das Orgelspiel begrüßte. Das Einnehmen der Plätze und Vortreten vor den Altar mußte ja vorher gezeigt werden, „gezeigt“ – nicht „geprobt“ wie bei einem Theaterstück. Es scheint mir sehr wichtig, daß man diesen Taktunterschied klar festzuhalten weiß. Besser ein Fehler dann bei der Feier als ein Einstudieren, das die Feier zum Theater erniedrigt.

Je länger ich Pfarrer war, desto unmöglicher wurde es mir, den Kindern irgendein Gelöbnis abzunehmen. Die Konfirmation wurde mir mehr und mehr zu einer Weihe-Feier, in der die christliche Gemeinde mit den Eltern das Heranwachsen einer neuen Generation feiert, segnet und mit ihnen um das Werden dieser Kinder betet, die nun ins Leben treten.

So war mir die Einsegnung der Konfirmanden ein Gebetsakt, weil wir in ihm um die Führung des starken und guten Geistes Gottes für ihr Leben bitten. Ich hatte mir dazu die alte, kraftvolle hessische Konfirmationsformel aus ihrer sakramentalen Weise in ein großes Gebet umgebildet:

> „Gott segne dich mit seinem Geist – Schutz und Schirm vor allem Argen – Stärke und Hilfe zu allem Guten“ –

und anschließend folgte der Konfirmationsspruch der betreffenden [45] Kinder. Um diese Konfirmationssprüche gab ich mir große Mühe. Sie sollten das Kind in seiner Art berühren und ihm lieb werden.

Ein ganz kurzes Schlußwort, Gebet, Vaterunser, Segen und ein Gebetslied der Gemeinde folgten nach diesem großen Gebetsakt, der eintönig war in dieser immer wiederkehrenden starken Formel und Abwechslung hatte durch die individuell gewählten Sprüche, die sich für jedes Kind anschlossen.

Die Einleitung dieses Gottesdienstes bildete nach einem Lied der Gemeinde meine Ansprache an Eltern und Konfirmanden. In späteren Jahren suchte ich sie dadurch eindrucksvoll zu machen, daß ich etwas Sinnbildliches vorzeigte. Einmal hatte ich einen frischen Weidenzweig mit Kätzchen und einen vertrockneten. So vertrocknet der Mensch, wenn er – wie solch ein Zweig – von seiner Wurzel getrennt ist. Die Wurzel symbolisiert das Elternhaus und die große Gemeinschaft der Kirche, des Volkes, des Menschseins mit ihrer Verantwortung. Der Text war: „So sollst du wissen, daß nicht du die Wurzel trägst, sondern die Wurzel trägt dich!“ (Römer 11, 18).

Oder ich hatte ein altes Steinbeil und ging davon aus, wie es uns mit Ehrfurcht erfüllt, hier die Spuren menschlicher Arbeit an dem Stein zu sehen, und wie so die Arbeit der Vorfahren um uns und in uns ihre Spuren hat und unsere Arbeit sie eingraben soll für die Kommenden.

Oder ich hatte auf dem Altar einen Brotlaib stehen und sprach von der Heiligkeit des Brotes, das Gott uns gab aus dem Boden und dem Samen durch die Arbeit der Bauern, und wie nun unser Leben und Leisten Dank für dieses Heilige und Umsetzen in neue Heiligkeit sein soll.

Einmal hatte ich eine Handvoll Getreidekörner und zeigte damit, was Saat und Ernte und ihr Geheimnis ist und wie unser Leben Saat und Ernte ist und werden soll. Oder ich hatte ein Bild, das zu den Herzen sprach.

Ich meinte und meine, daß für Jugendliche solch ein Sinnbild unvergeßlicher den Gedanken von der Heiligkeit des Lebens und der Aufgabe einprägen muß, als es Worte tun können.

Ich hatte eine Gemeinde, aus der sehr viele Menschen fast nur noch zur Konfirmation ihrer Kinder in die Kirche kamen; jedes Jahr hatte ich auch einige Kinder, die ganz allein kamen. Da schien es mir wichtig, daß ihnen der Gedanke dieser Feier so stark und sichtbar wie möglich ins Herz geprägt werde.

An diese Einleitung – durch sie vorbereitet und erklärt – schloß sich das Glaubensbekenntnis an. Das ließ ich nicht mehr – wie ich es anfangs noch tat – durch die Kinder ablegen. Den Kindern hatte ich im-[46]mer und immer wieder gesagt, daß sie keine abgeschlossene Überzeugung haben könnten, sondern sie erst erringen müßten. So begann ich diesen Teil des Gottesdienstes mit den Worten an die Gemeinde: „Lasset uns unseren christlichen Glauben bekennen, von dem wir wünschen und bitten, daß er einmal auch unserer Kinder Lebenskraft werde!“ Dann folgte ein dreigeteiltes Bekenntnis, das ich mir aus Worten Luthers und der Bibel zusammengestellt hatte. In jeden Teil stimmte die Gemeinde ein mit einem passenden Vers aus dem Liede: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich ...“

Die Gemeinde also bezeugte ihren Kindern den Glauben. Das halte ich immer noch für die einzig mögliche Form eines Glaubensbekenntnisses.

Den Kindern nahm ich kein Gelöbnis ab, auch nicht dies, daß sie sich mühen wollten, den Weg Jesu Christi zu gehen. Das kann ein Kind in diesem Alter nicht geloben. Wenige nur sind imstande, einen anderen Weg zu gehen als den, den sie von den Notwendigkeiten der Umgebung geführt werden. Haben wir ihnen ein Sehnen ins Herz gelegt nach dem Größeren, dann wird das einmal erwachen und sie führen. Haben wir das nicht getan, dann richten wir mit unserem Gelobenlassen nur noch mehr Unheil an.

Wir können Zeugnis geben und müssen die Wirkung Gott überlassen. Fragt man mich, ob ich viel Wirkung meiner Methode der Konfirmation gesehen habe, so muß ich sagen: „Nein“. – Meine Gemeinde stand insofern zu mir, als man mit dieser Form einverstanden und sehr befriedigt war, daß ich den Kindern so wenig Zwang auflegte. Die Gottesdienste machten immer bewegenden Eindruck auf die Gemeinde, gerade auch auf die, die so selten kamen.

Es lag zum Teil an den günstigen Verhältnissen in Thüringen, daß ich diese Form viele Jahre durchführen konnte. Hier konnte nur dann Unruhe entstehen, wenn die Gemeinde sich beschwerte. Die aber ging mit mir. Den orthodoxen Angriffen gegenüber bewährte sich meine stille Zähigkeit, und man fühlte, daß mich auch ein schwerer Kampf nicht von dem abbringen würde, was ich für richtig erkannt hatte.

Ich hätte allerdings gewünscht, sehr viel weiter zu kommen auf diesem Wege. Faßte man die Konfirmation – wie ich es tat – als ein Gebet für die Jugend auf, so mußte sie ergänzt werden durch eine intensive Jugendarbeit, an deren Ende dann das eigene, freiwillige Bekenntnis der jungen Menschen zu Jesus Christus stehen sollte. So hätte sich die Kirche aus ihrer Jugendarbeit allmählich die Gemeinde gesammelt, die sie trug, eine Gemeinde, die nie werden konnte und kann, solange die Massenkonfirmation das letzte Entscheidende ist, was die Jugend erlebt.

[47] Anfänge solcher Jugendarbeit suchte ich aufzubauen. Ein Weitergehen auf diesem Wege scheiterte an der unüberwindlichen Scheu – gerade der Arbeiterkreise, aber auch der nicht orthodoxen Gebildeten –, im religiösen Leben öffentlich hervorzutreten. Solche Dinge ändern sich nur im Zusammenhang mit geschichtlichen Ereignissen, die ein Bekennen erzwingen und den Menschen fordern. An die Konfirmation schloß sich eine Abendmahlsfeier an, die in Eisenach einige Tage später gehalten wurde. Über deren Gestaltung ist im Zusammenhang mit meinen Versuchen sinnbildlicher Gottesdienstgestaltung noch zu sprechen.

Jugendarbeit

In meinem Bezirk bestanden zwei blühende Gruppen eines dem Bund deutscher Jugendvereine (BDJ) angeschlossenen Jugendvereins, eine für Jungen und eine für Mädchen. Mein Vorgänger hatte sich ihnen sehr eingehend gewidmet, und so waren sie in kraftvoller Entwicklung. Ich führte das weiter und hatte die Freude, daß sich jährlich aus den Konfirmanden eine größere Zahl den Gruppen anschloß.

Langsam vollzog sich eine Umbildung, die ich nicht bewirkte, aber förderte. Es gab eine kleine Gruppe älterer, sehr eifriger Mitglieder, in denen der Wille und die Fähigkeit zur Selbständigkeit stärker und stärker wurde. So ließ ich die Leitung der Vereine und Abende immer bewußter in die Hände dieser jungen Leute gleiten. Ich kam seltener zu den Abenden und war mehr Zuschauer oder Zuhörer, der nur hie und da half, Rat gab und Material lieferte.

Das führte zuerst in der Mädchengruppe zu einer Krise, aus der die leitende Dame ausschied, da sie sich immer weniger mit den Mädchen verstehen konnte, die, von der Selbständigkeit der Jungen angesteckt, Ähnliches wollten. Sie war zugleich beleidigt durch meine Haltung gegenüber dem, was ihr als eine Revolte der Jugend erschien.

Ich habe mit dieser selbständigen Leitung der Gruppen gute und böse Erfahrungen gemacht. Ganz besonders gut war der Anfang. Da hatte ich drei Jungen und einige Mädchen, die vom Eifer der Weiterbildung erfaßt waren und die anderen mitzureißen suchten und zum Teil mitrissen. Der eine von ihnen hatte durch sein überlegenes Wesen eine besondere Autorität, so daß er auch imstande war, die Eifersüchteleien und Streitigkeiten zu verhindern oder zu schlichten, die solcher Jugendgruppen ewige Not sind. Da aber alle drei durch ihre außergewöhnliche Tüchtigkeit in sehr gute Stellungen außerhalb Eise-[48]nachs kamen, verlor ich diese Mitarbeiter. Von den Mädchen gingen die besten als ihre Ehefrauen mit ihnen.

Aber sie hatten inzwischen eine zweite Generation herangezogen, in der zwar sehr eifrige, aber nicht ganz so harmonische Menschen waren. Seitdem mußte ich mich wieder eingehender um die Arbeit kümmern und sie aufmerksamer beobachten.

Es gelang mir schließlich, die Jugendvereine stark in die damals aufsteigende Jugendbewegung hineinzuziehen. Sie lebten dadurch in Freundschaft mit den Kreisen der Jugendbewegung in der übrigen Stadt und hatten von da viel Anregung und Hilfe. Umgekehrt war es diesen – meist aus gebildeten Familien kommenden – jungen Leuten sehr gut und wichtig, in enge Freundschaft mit Jugend aus ärmsten Arbeiterkreisen zu kommen. Der beste meiner Jugendleiter war der Sohn einer Witwe, die ihre beiden Kinder durch Waschen ernährt hatte. Diese beiden waren aber so ausgezeichnete Menschen, daß ich mich immer wieder frage: Welche hochgebildete Frau hätte es fertiggebracht, in solcher Enge und Armut und bei solchem Mangel an Zeit für die Kinder so prächtige Menschen zu erziehen? – Wer sich erlaubt, einfache Menschen in ihrer ethischen Kraft und Selbständigkeit zu unterschätzen, der soll sich einmal fragen, ob er imstande wäre, aus einem Leben mit so wenig Möglichkeiten so viel zu machen, wie viele von ihnen es tun.

Diese Verbindung mit der Jugendbewegung bewirkte, daß alle Gedanken neuer Lebensgestaltung in meinem Jugendverein Boden fanden und begeistert ergriffen wurden. Das ging nicht

ohne große Auseinandersetzungen zwischen den Jungen selbst, manchmal auch zwischen den Jungen und Mädchen und ihren Eltern ab. Immer wieder sprangen Jungen ab, weil sie das Rauchen und Trinken nicht lassen wollten, was ihnen die anderen zum strengen Gesetz machten. Hier mußte ich immer wieder der sein, der – obwohl selbst Abstinent –Verständnis für das andere zu wecken suchte. Die Jugend aber wollte die Gewohnheit radikal überwinden.

Selbstverständlich war, daß in einem Jugendverein eines solchen Bezirkes sozialistische Gedanken herrschten, wenn es auch immer wieder einzelne gab, die das ganz ablehnten oder die gänzlich unpolitisch sein wollten.

Hiermit ist schon einiges gezeigt, was unsere Abende füllte. Sie waren zum Teil Abende leidenschaftlichster Debatte. Daneben wurden Spiele veranstaltet, Lieder geübt und gesungen und ernste oder frohe Geschichten gelesen. An vielen Sonntagen wurde gewandert. Es wurden auch Wanderungen von mehreren Tagen über Feiertage gemacht. Ich konnte mich dabei selten beteiligen. Große Höhepunkte [49] des Jahres waren die Abende, die der Verein für Eltern und Freunde gab. Da wurden Aufführungen geprobt und gegeben, es wurde gesungen, gelesen usw. Hier hatte nun auch meine Frau mit einigen jüngeren Helfern und Helferinnen ihre große Arbeit beim Einstudieren des Geplanten.

Da wir auch immer mit den Konfirmanden einen solchen öffentlichen Abend veranstalteten, war in der ersten und zweiten Hälfte des Winters Gelegenheit gegeben, einen größeren Kreis der Gemeinde zu versammeln. Allerdings war das keine Gelegenheit zum persönlichen Austausch, dazu waren zu viele Leute anwesend und unsere Anspannung bei den Darbietungen zu stark. Und doch schuf uns der fröhliche Ton der Abende sehr viele Freunde, und von Jahr zu Jahr wuchs das Interesse. Immer haben wir es für wesentlich gehalten zu zeigen, wie man in edler Weise froh ist. Deutliche religiöse Beeinflussung lehnte ich für meine Jugendarbeit ab. Ich war immer bereit, auf eine Aussprache über religiöse Fragen und Zweifel sowohl einzelnen wie der Gruppe gegenüber einzugehen. Aber ich rief sie nicht hervor und schlug auch von mir aus solche Gegenstände für eine Aussprache oder einen Vortrag nicht vor. Die Jugend sollte wissen, daß diese Arbeit nur in ihrem Interesse geschah. Sie sollte nie das Gefühl bekommen, man wolle dabei irgendeine Nebenabsicht erreichen. Es schien mir auch hier, daß man sie am ersten für ein Fragen nach der Botschaft Jesu wecken könne, wenn sie eine unbedingte Selbstlosigkeit der Kirche in ihrem Dienste erlebte.

Ich versuchte allerdings ihr Interesse am kirchlichen Leben zu wecken, indem ich sie zu aktiver Beteiligung an Feierstunden heranzog. Erntedankfest, Mitternachtsgottesdienst am Silvesterabend und andere Gelegenheiten wurden mit von ihnen ausgestaltet. Das taten sie mit großer Freude. Von da aus ergaben sich auch andere Möglichkeiten, Entsprechendes anzuregen. Nicht vergessen darf ich unsere Waldgottesdienste und religiösen Naturfeiern. Zu deren musikalischer und symbolischer Ausgestaltung waren sie immer begeistert bereit.

Mir wurde es sehr oft von streng kirchlichen Kreisen übelgenommen, daß ich meine Jugendarbeit so deutlich als eine Arbeit an der Weiterbildung und geistigen Entwicklung der Jugend gestaltete, daß das Religiöse dabei fast gar keine Rolle spielte und daß Fröhlichkeit, Scherz, weltliche Aufführungen und Festlichkeiten vorherrschend waren.

Dazu kam, daß mein Jugendverein am deutlichsten in den zwanglosen Formen der Jugendbewegung arbeitete. Die Jungen trugen die kurzen Hosen und die Mädchen ihre Wanderkleider. Sie sangen die neu aufkommenden Lieder der Bewegung, wanderten viel und unter-[50]nahmen sogar Nachtwanderungen. Es gab in Eisenach viele Menschen, die es für sehr gefährlich hielten, daß ein Pfarrer solches Wesen unterstützte, in dem sich die Jugend von aller überlieferten Gewohnheit frei machte und eine neue Art der Geselligkeit zu schaffen suchte. Umgekehrt dankte es mir die Jugend sehr, daß ich unbedingt zu ihr stand und mich auch durch einzelne Übertreibungen nicht an ihrer Sache irremachen ließ.

Zu einer gewissen Krise kam es, als meine beiden Jugendgruppen aus dem Bund deutscher Jugendvereine austraten. Seit 1921 oder 1922 trat in diesem eine Bewegung zutage, die immer stärker seinen christlichen Geist und seine christliche Haltung betonte. Man wollte klar und fest eine kirchliche Bewegung sein. Damit verließ der BDJ seine ursprüngliche Haltung, wonach er nur der deutschen Jugend in ihrer Entwicklung dienen wollte und der Meinung war, daß Jugend noch nicht irgendwie religiös und kirchlich festgelegt sein könne. Wir wollten ihr die Möglichkeiten der Entwicklung schaffen, das Material zu selbständiger Urteilsbildung geben. Aber wir wollten sie nicht prinzipiell und gar organisatorisch festlegen. Die führenden jungen Leute meiner Gruppen lehnten jede solche Festlegung ab. So kam es zum Austritt. Der wurde natürlich mir in die Schuhe geschoben. Ich hatte nichts dagegen. Aber ich hatte ihn in keiner Weise herbeigeführt. Er geschah infolge von Erlebnissen der jungen Leute auf Tagungen des BDJ. Sie erlebten die innere Fremdheit. So hatten wir seit etwa 1924 im Westbezirk Eisenach einen selbständigen Jugendverein, der nur in loser Berührung mit den anderen Jugendvereinen der Stadt und des kirchlichen Lebens in Thüringen stand, in einer um so engeren aber mit den Gruppen der freien Jugendbewegung, der Wandervögel, der Neuen Schar und anderen.

Neben der Forderung, daß Jugendbewegung Sache der Jugend sein und von ihr geleitet werden müsse, und der Ansicht, daß die Älteren nur beratende Freunde sein könnten, drang aus der freien Jugendbewegung der Gedanke ein, daß Jungen und Mädchen in ihrer Jugendarbeit zusammengehörten. Die beiden Gruppen vereinigten sich, hatten ihre Abende und ihre Wanderungen, Festlichkeiten und Arbeiten gemeinsam. Daß dies ein Pfarrer erlaubte und mitmachte, erregte wieder böses Aufsehen. Aber dieses Zusammenarbeiten war um so nötiger, als in dieser Zeit der Volkstanz fast zum Mittelpunkt aller Jugendarbeit wurde. Auch das war ungewohnt, daß ein nicht mehr junger Pfarrer mit seiner Frau eifrig den Volkstanz pflegte.

Ich habe in der Frage der Geschlechter immer auf dem Standpunkt gestanden und bin auf ihm immer sicherer geworden, den ich einmal einem Pfarrer gegenüber, der mich wegen dieser Zusammenarbeit [51] von Jungen und Mädchen tadelte, mit den Worten aussprach: „Mich hat das Leben gelehrt, daß man nichts Dümmeres tun kann, als zu versuchen, Gottes Schöpfungsordnung zu korrigieren!“

Meine Lebenserfahrung hat mich in dieser Meinung immer mehr bestärkt. Die selbstverständliche Anerkennung, daß der Junge zum Mädchen und das Mädchen zum Jungen hingezogen wird, muß als ein froher, freier Klang über aller Jugendarbeit ruhen. Die jungen Leute müssen fühlen, daß man sich mitfreut, wenn sie das Entzücken aneinander erleben. Sie dürfen nicht zu dem Gefühl kommen: Das muß ich vor diesem Alten, diesem Pfarrer, verbergen! – Gerade wenn sie diese freie, frohe Luft atmen, hat man Gelegenheit und Möglichkeit, sie durch Wesen und Wort auch auf die Verantwortung hinzuweisen, die sie in diesem Punkte haben und tragen. Die beste Gelegenheit ist immer dann, wenn junge Mitglieder neu hinzukommen und man die Älteren ermahnt, ihnen nun gerade die fröhliche Art des Zusammenseins, verbunden mit der ernsten und festen Verantwortung, vorzuleben.

Ich habe sehr großes Vertrauen zu meinen jungen Leuten gewagt. Ich habe sie allein Nachtwanderungen unternehmen lassen unter der Führung der bewährten jungen Freunde. Obwohl meine Gruppen mit Luchsaugen kontrolliert wurden, konnte man ihnen nichts nachweisen, was irgendwie anders oder schlechter gewesen wäre, als es in den übrigen Jugendvereinen war. Im Gegenteil, ich hatte immer den Eindruck, daß die frohe, klare Luft bei uns gesünder und stärker von Verantwortung durchleuchtet war als anderswo. Mich begrüßten meine jungen Leute strahlend, wenn sie mir als Pärchen begegneten. Es war nicht denkbar und nicht nötig, daß die Jungen irgendwo in einiger Entfernung vor der Tür des Gemeindehauses auf die Mädchen warteten, wenn sie aus ihrem Mädchenabend kamen. Aber es war auch ganz selbstverständlich, daß sich bei Jugendarbeit und Jugendwanderungen keine absonderten und daß man alles gemein-

sam hatte. Die einzelnen, die sich nicht fügten, mußten bald ausscheiden. Der Geist der Gruppe duldete sie nicht. Als die erste Begeisterung der Jugendbewegung vorüber war, wechselte die Einstellung der Gruppen in diesem Punkte öfter. Wir hatten Jahre, in denen plötzlich eine ganze große Zahl von Jungen und Mädchen erklärten: Wir haben so verschiedenartige Bedürfnisse der Arbeit und geistigen Anregung, daß wir gar nicht zusammen arbeiten können. Dann wurden wieder getrennte Abende eingerichtet. Später tauchte auf einmal wieder der Wunsch auf, zusammen zu arbeiten. Dann wieder richtete man neben den gemeinsamen Abenden und Feiern getrennte Abende und Feiern für Jungen und Mädchen ein. Ich richtete mich immer nach dem Wunsche der [52] Jugend. Im ganzen ergab sich mir die Tatsache, daß es vom vierzehnten bis zum siebzehnten, achtzehnten Jahr das Normale ist, daß die Geschlechter getrennt sind. Um diese Zeit brauchen sie die Freundschaft untereinander für ihr Werden; der Junge hat wenig geistige Interessen, das Mädchen schon viel stärkere. Zusammen wird es schwierig.

Vom siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten Jahre an beginnen auch im Jungen die Fragen und Probleme zu erwachen, und das Mädchen wächst über die bloß ästhetisch-empfindsame Haltung hinaus. Es will nun mehr Stoff, Welterfahrung, klare Erkenntnis und Haltung, falls man es nicht künstlich auf dem unentwickelten Standpunkt festhält. Normalerweise werden sich von nun ab die beiden Geschlechter zu einer großen Hilfe in der Entwicklung, wenn sie gemeinsam arbeiten. Der Junge weckt das Mädchen zu schärferer Problemstellung, und das Mädchen erzieht den Jungen, alles feiner und tiefer zu nehmen und die Werte nicht zu vergessen, die der bloße Verstand nicht erfaßt.

In solcher Zusammenarbeit wird außerdem dem Bedürfnis des Zusammenfindens Rechnung getragen, das in diesem Alter beide beherrscht. Sicherlich ist es besser, sich hier zusammenzufinden und kennenzulernen als da, wo nur äußerliches Kennenlernen möglich ist.

Die Tatsache, daß sich die Jugend in diesem schweren Alter des Ringens von den kirchlichen Kreisen nur überwacht, mißtrauisch beobachtet und nicht verstanden fühlt, ist eine der wichtigen Ursachen der Entkirchlichung. Leider kann der Pfarrer allein das nicht ändern. Die Haltung der älteren Gemeindeglieder ist fast durchweg so, daß sie die Jugend nur abstößt. Um so mehr muß der Pfarrer zu zeigen wissen, daß er hier anders empfindet, und das Vertrauen zu wecken suchen. Er kann sonst nicht Seelsorger der Jugend sein und die Starken und Naturhaften unmöglich der Kirche erhalten. Die aber sind gerade die Wichtigen. Sie entscheiden die Zukunft.

Als ich von Eisenach wegging, war gerade eine Epoche, in der die Jugend einmal im Monat einen gemeinsamen Abend hatte und sonst getrennt arbeitete. Die Jungen waren dabei ganz erfüllt von dem Gedanken, sich eine kleine Hütte im Walde an einem netten Platz zu schaffen, den sie dann auch mit eigenen Kräften ausführten. Das gab ihnen um diese Zeit einen besonders starken Zusammenhalt.

Es ist wohl ein gutes Zeichen für die Kraft der Sache, daß die Arbeit unter meinem Nachfolger gut weiterging.

Oft habe ich allerdings gesagt: Ein Jugendverein ist eine dauernde Krise. Das Alter ist sehr unausgeglichen und Streitigkeiten gibt es immer. Beleidigt ist auch immer einer oder eine oder ein ganzer [53] Freundeskreis und scheidet dann aus. Plötzlich sind zwei so innige Freunde, daß sie nur noch allein sein wollen und ausscheiden, oder es bilden sich Pärchen, die an Zusammenarbeit nicht mehr interessiert und nur noch für sich da sind. Je mehr man lernt, das alles mit Ruhe und innerer Überlegenheit hinzunehmen und die Entwicklung der Krisen ohne allzu scharfes Eingreifen abzuwarten, desto leichter überwindet man sie. Feindschaften schlagen oft in innigste Freundschaft um. Die Ausschließlichkeit der Freundschaft legt sich, und auch ein Pärchen kommt auf einmal wieder. Es hat die erste Zeit überwunden und kann sich wieder einordnen. Schlimmer sind manchmal die kleinen Tragödien, wenn

zwei um ein Mädchen eifern oder einer dem anderen seine Liebe abspenstig macht. Es geschieht im Jugendverein, was im Leben auch geschieht. Man muß sehen und nicht sehen, bis man ins Vertrauen gezogen wird. Man muß raten und stützen können, ohne merken zu lassen, daß man weiß, was den anderen quält. Man muß das Gären und Ringen, den Hunger und das Sehnen, das Wildsein und Zartsein, die Roheit und das zarte Ehrgefühl dieses Alters verstehen. Je weniger man ausgeglichene Tugendbolde erwartet und je mehr man mit dem rechnet, was diesem Alter notwendig ist, desto mehr wird man den Jugendlichen sein können. – Auch muß man die Kunst lernen, ratend zu leiten und die Jugendlichen in der Meinung zu lassen, alles selbst zu tun und zu entscheiden. Das letztere darf aber nicht im Geiste einer klugen Diplomatie geschehen, weil sich diese verbraucht; sondern in dem Willen, die jungen Menschen wirklich zu ihrer Selbständigkeit – zu sich selbst – zu führen.

Jugendbewegung – „Neue Schar“

Immer stärker wuchs in den Jahren nach dem Krieg die Jugendbewegung. Einige der jungen Leute, die sich zu meinem offenen Abend hielten, wurden besonders davon ergriffen und führten sie in Eisenach. Ich brachte sie wieder in Berührung mit meinem Jugendverein, und es bildeten sich starke Freundschaften zwischen diesen jungen Menschen, die zum Teil bis heute dauern.

Meine Frau und ich stellten uns sehr gern zu dieser Bewegung. Wir freuten uns der erwachenden Selbständigkeit, der Naturfreude, der Ablehnung von Alkohol und Nikotin – vor allem aber auch der leidenschaftlichen Art, mit der die großen Zeitfragen bewegt und durchgesprochen wurden. Wir konnten der Bewegung auch äußerlich manches leisten, indem wir ihr unsere großen Räume und unseren Garten [54] am Berg für ihre Zwecke zur Verfügung stellten. Für den Volkstanz, der ja so stark im Mittelpunkt stand, war dort herrliches Gelände.

Eine Sache mußten wir allerdings einmal einschränken. Eisenach hatte noch keine Jugendherberge. Wenn nun am späten Abend wandernde Jugend nach Eisenach kam, hieß es: Geht zu Pfarrer Fuchs, der bringt euch unter! Und uns überfielen sie um zehn und elf Uhr nachts. Sie wurden in unserem großen Eßzimmer auf den Fußboden gelegt und schliefen. Da mußten wir unseren jungen Freunden sagen: Es geht nicht mehr. Ihr müßt dafür sorgen, daß das aufhört. Das verstanden sie auch. Aber nie hörte auf, daß unser Haus eine Herberge für viele, Alte und Junge, war.

So haben wir es auch miterlebt, wie in Thüringen die Jugendbewegung geradezu eine Art leidenschaftlicher Volksbewegung wurde. Ich bin froh, daß ich es erlebte. Muck Lamberti zog mit seiner „Neuen Schar“ als Wanderapostel in Jugendgewändern durchs Land. Die Jungen und Mädchen zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, tanzten die Volkstänze, sangen ihre eigenartigen Lieder und predigten das Evangelium einer neuen, einfachen, brüderlichen Lebensgestaltung. Der gemeinsame Tanz war Ausdruck dieser Lebensgemeinschaft. –1921, als Gogarten seinen Vortrag auf der Wartburg hielt, war Muck dabei. Ich konnte die Aussprache über diesen Vortrag nicht miterleben, denn ich mußte in die Stadt zur Marktkirche, in deren großem Raum Muck seine Ansprache hielt. Ich hatte mich sehr dafür eingesetzt, daß man es ihm bewilligte, und war beauftragt, den Gottesdienst zu leiten. Um den Altar lag die Schar. Erst sprach ich kurz von der Kanzel, dann er vom Altar. Die Kirche war überfüllt, und wir waren hingerissen von der Glut seiner Botschaft, von der neuen Art gemeinschaftlichen Lebens.

Am Abend – wie schon am Tage vorher – war er mit der Schar bei uns. Alles, was enger mit ihm zusammen sein wollte, füllte unsere Räume. In drangvollster Enge wurde gesungen und debattiert. In den nächsten Tagen wurde auf allen Plätzen Eisenachs getanzt, sobald der Feierabend gekommen war. Alt und jung, wir Pfarrer und Pfarrfrauen, die Diakonissen mit ihren Hauben, alles schwang sich im ungeheuren Kreis, der einen ganzen Platz umfaßte. Es war eine ehrliche und große Begeisterung. Über hundert der prächtigsten und strebsamsten jungen

Menschen schlossen sich in Eisenach zu einer „Neuen Schar“ zusammen, die für die nächste Zeit in unserer Jugendbewegung die Führung hatte.

Uns war es eine große Freude zu fühlen, wie stark in der Jugend der Wille war, aus Deutschlands Katastrophe eine neue Gemeinschaft des Volkes in einfachem Leben und edler Freude aufzubauen. Nur [55] wenn wir diese Bewegung so betrachten, werden wir ihr und ihrem gewaltigen Enthusiasmus gerecht.

Dann aber brach über uns alle, die hier ein Neues werden sahen, etwas Schweres herein. Es wurde deutlich, daß Muck in der Frage des Sexuellen Auffassungen vertrat und betätigte, die wir anderen nur als ein Vergessen der hier unbedingt notwendigen Verantwortung auffassen konnten. Die heimlichen Gegner traten nun überall schmähend und spottend hervor. Die ganze Bewegung machte man verantwortlich. Sie schmähte man, als ob sie um dieser Auffassung willen so erfolgreich gewesen sei, und schob jedem, der dafür begeistert war, dieselben Gedanken unter. Als Folge davon zogen sich Ungezählte zurück. Die „Neue Schar“ stand auch in Eisenach allein und war sehr ratlos und voller Angst. Ich trat mit einem offenen Brief an sie in der Zeitung hervor. Ich schrieb ihnen etwa: Wir haben uns nicht für eine Person begeistert, sondern für eine Idee. Diese Idee der Volksgemeinschaft und Hingabe an das Ganze bleibt, auch wenn die eine Person versagt, die vor der Öffentlichkeit einer ihrer markantesten Vertreter schien. Wir haben diesem einen Menschen deutlich gesagt, daß wir sein Verhalten für falsch halten. Aber wenn wir uns hier von ihm scheiden, brauchen wir deshalb die Bewegung nicht zu verlassen, die Großes will. Wir wollen mit um so größerem Eifer und reinerer Klarheit nach dieser Prüfung und Entscheidung die Ideale vertreten, die uns zusammenhalten.

Die Jugend war mir sehr dankbar, daß ich in dieser schweren Krise zu ihr trat, mich vor der Öffentlichkeit zu ihr bekannte und ihr den Weg wies, den sie dann auch ging. Sie hatte sich von allen verlassen gefühlt und wußte nicht, was zu tun sei. Nun sah sie, daß sie nicht so ganz verlassen war und daß es einen Weg gab, der Sache treu zu bleiben trotz der Krise und Enttäuschung.

Ein großer Teil der Bürgerschaft von Eisenach verstand mich aber nicht. Man war einfach der Meinung, ich hätte mich zu dem bekannt, was Muck getan hatte und vertrat. Das war ja vorauszusehen! Wer gibt sich die Mühe zu solchen Unterscheidungen, wenn Sympathie und Antipathie sprechen, wenn es gilt, die Gewohnheit gegen Neues zu verteidigen. Man ist selbstverständlich der Meinung, daß jeder, der die Gewohnheit ablehnt, unsittlich ist und Unsittliches will, ja daß er Freiheit will für seine Gelüste. Was Freiheit ist und was der will, der sie aus Verantwortlichkeit wollen muß, kann der nicht ahnen, der nur die Führung durch Gewohnheit kennt.

Mir war es wichtiger, daß die Jugend mich hörte und ihr Vertrauen zu mir bewahrte, als daß ich Verständnis bei den Vertretern der Gewohnheit fand.

[56] Noch viele Jahre haben wir gemeinsam gearbeitet. Viele schöne Tänze haben wir zusammen getanzt, viele wundervolle Lieder gesungen. Die „Neue Schar“ vor allem war es, die um die Mitternachtsstunde den Gottesdienst musikalisch ausgestaltete, mit dem unser Kreis in das Neue Jahr eintrat. Sie war es, die das jährliche Weihnachtsspiel in der Marktkirche veranstaltete. Es war eines der wundervollsten alten Spiele, dessen Darstellung einen großen Kreis und viel anstrengende Arbeit forderte. Es fand immer mehr Anklang in der Stadt und wurde allmählich zu einer der selbstverständlichen Weihnachtsfeiern.

Ehe wir dazu kamen, hatten wir am Morgen des Ersten Feiertages eine Christmette, zu der viele Freunde mit ihren Lichtlein kamen und in der ganz einfach die Weihnachtsgeschichte dargestellt wurde.

Nicht vergessen darf man die vielen Abende mit ernsten Aussprachen, die wir miteinander hatten und die den Freundeskreis zu engem Verstehen zusammenschlossen.

Einmal hatten wir in diesem Kreise eine Hochzeit. Zwei der geistig führenden Freunde hatten sich gefunden. Sie wollten ihre Hochzeit im Walde feiern. Wir zogen im Zuge in fröhlicher Tracht zu einem Dorfkirchlein in der Nähe. Dort fand die Trauung statt, und dann ging es zu einer Waldwiese, wo es Obstsaft und Kuchen für die große Schar gab und wir bis zum Abend fröhlich zusammen waren. Dann erfolgte ein ebenso froher Heimweg mit Lichtern und Liedern.

All das feierten meine heranwachsenden Kinder begeistert mit, und es war selbstverständlich, daß sie in den Geist dieser frohen, starken Bewegung hineinwuchsen und mehr und mehr dabei waren. Dann wuchsen die jungen Freunde ins Leben hinein. Der eine ging hier-, der andere dorthin. Spärlicher und spärlicher wurde der Nachwuchs. Inzwischen hatten sich die politischen Jugendgruppen gebildet. Die Zeit wurde für eine Bewegung, die sich von dem allem fernhielt und nur einen neuen Geist des Lebens tragen wollte, ungünstiger. Immer weniger konnten die alten Freunde selbst außerhalb dieser Verantwortung für die Gestaltung der Zukunft bleiben. Wo sind sie alle hingegangen? Der eine wurde Führer in der deutschen Glaubensbewegung, viele gingen in die Christengemeinde, andere zur sozialistischen und kommunistischen Jugend, andere in rein kirchliche Bewegungen, andere wurden tragende Kräfte der Volksbildungsarbeit. – Vergeblich war aber wohl dies alles nicht, was nur vorübergehend sein konnte, aber zu seiner Zeit Weg für viele war. Ich glaube, wenn sich heute zwei aus diesem Kreis treffen, die vielleicht aus jetzt sehr verschiedenen Lagern zueinander kommen, grüßen sie sich im Geiste eines Verstehens, das nicht erlöschen kann. Vielleicht ist doch nur das [57] das Rechte, was vergehen kann und muß, wenn seine Zeit vorüber ist. Alles Menschliche ist zeitgebunden.

Da die Jugendbewegung sich immer sehr stark zusammengehörig fühlte, war man durch die Teilnahme an einer Gruppe immer auch mit den anderen verbunden. Die sozialistische Jugend, die Arbeiterabstinenzbewegung, die in Eisenach fast nur Jugendbewegung war, Volkshochschuljugend – alles stand in enger Verbindung mit uns. Man kannte die Menschen, die in diesen Bewegungen standen, und diente diesen Gruppen nach Kräften mit Vorträgen und Ausspracheabenden, mit Rat und Hilfe.

Was war das Große an dieser Jugendbewegung?

Da war zuerst der Wille, ein Leben aus eigener Verantwortung zu führen. Vielleicht stellte man sich das zu leicht vor, und zu rasch schob man alles beiseite, was Gewohnheit und Überlieferung war. Aber es war ein großes, starkes Ringen, die Kenntnisse zu sammeln, die Klarheit über die Zeitfragen zu gewinnen, die zu einem selbständigen Entscheiden nötig waren.

Das zweite war das Bestreben, das Leben mit einer Schönheit zu füllen, die aus dem ganz Einfachen heraus und mit schlichten Mitteln selbst geschaffen wurde. Deshalb Volkstanz und Volkslied, Volkskunst in jeder Weise, Neubelebung aller Kunstfertigkeiten, Ausbildung in irgendeiner Handfertigkeit, Freude an selbstgemachten, selbstgewebten, selbstgeschmiedeten und -getriebenen Dingen, selbstgeschnitzten oder -gesägten Broschen, Holzknöpfen, Schnallen usw.

Und zu dem kam und über das alles hinaus ging die Freude an der Natur, am Wandern und an den Abenden und Nächten im Freien. Das hatte auch seine Gefahren. Aber es war eine große und neue Kraft! Das große Sinnbild dieser Bestrebungen war die Sonnwendfeier um die Sommer- und Wintersonnenwende. Welch große und schöne Feiern haben wir unterm Sternhimmel des Sommers oder Winters auf dem Hörselberg, in der Nähe der Wartburg oder auf einer anderen Kuppe gehabt!

Gewiß, viele von denen, die mitmachten, scheiterten dann, als sie ins Leben gingen. Sie wurden genau dasselbe wie die Alten, nur daß sie daneben auch in den Wäldern umherliefen. Aber bei vielen Menschen war die Jugendbewegung eine Kraft, die nicht verlorenging und nicht verloren ist.

Predigttätigkeit

Kurz vor meinem Abschied von Eisenach habe ich für meine Gemeinde und meine Freunde einen Predigtband herausgegeben, der [58] zeigt, wie ich meinen Auftrag als Prediger des Evangeliums auszurichten suchte. Er heißt: „Predigten eines Religiösen Sozialisten“ und ist bei Klotz in Gotha erschienen. Ich glaube, er gibt in seinem Inhalt und seiner Einteilung das wieder, was ich immer als Prediger zu künden suchte und als meinen Auftrag empfand.

Ich habe immer mit Liebe und Freude gepredigt. Es hat mir nie an Stoff gemangelt. Es glühte mir immer in der Seele, daß es nichts Wichtigeres gäbe, als die Menschen zu diesem Evangelium zu führen. Immer auch stand mir die Gestalt Jesu Christi im Mittelpunkt meines Denkens, Wollens, Empfindens und Glaubens. Die Menschen dazu zu bringen, daß sie die Kraft, Herrlichkeit und Notwendigkeit dessen empfänden und erlebten, was von ihm zu uns kommt, war mir meine höchste Aufgabe. Als ich in Eisenach seltener zu predigen hatte, war mir das anfangs sogar schwer. Erst nach und nach wurde mir deutlich, daß das auch eine Hilfe sei. Dabei bin ich nie ein populärer oder viel begehrter und beliebter Prediger gewesen. Anfangs empfand ich es schmerzlich, daß ich trotz meines Eifers und meiner Freude nicht Massen anziehen konnte. Aber später verstand ich es und wußte, daß es auch Prediger geben muß, deren eindringliche Art, leise Stimme, nachdenkliche Weise und Problemstellung nur für einen kleineren Kreis besonders nachdenklicher Menschen bestimmt ist. Es wurde mir sogar im Laufe meiner Erfahrung sehr fraglich, ob der Prediger der erfolgreichste ist, der die Massen anzieht und um sich sammelt. Mir wurde es bewußtes Bedürfnis, mich mehr und mehr so einzustellen, daß ich den Stillen, Nachdenklichen, Suchenden etwas böte, auch wenn ich deshalb mit immer kleineren Besucherzahlen zu rechnen hatte.

In Eisenach mußte ich zuerst in der kleinen Kreuzkirche predigen, und dort sammelte sich um mich ein kleiner Kreis einer Personalgemeinde, im wesentlichen Menschen mit geistigen Interessen, die auch meinen offenen Abend besuchten, und dazu ein kleiner Kreis kirchlich gesinnter Leute aus meinem Westbezirk.

So wurde ich dazu geführt, mich auf eine Predigt einzustellen, die einem bestimmten Kreis dient. Es wurde meine Art, mehr und mehr über bestimmte Probleme des Lebens, der Weltanschauungsfragen, des religiösen und sittlichen Lebens und der sozialen Lebensgestaltung zu predigen.

Schon in Rüsselsheim hatte ich angefangen, mich von den vorgeschriebenen Perikopenreihen zu lösen. Ich wählte mir meine Texte selber nach den Fragen, die sich mir im Leben aufdrängten. Allerdings predigte ich oft nach zusammenhängendem Plane. Ich habe mehrmals in meinem Leben über die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, die Sakramente, die Bergpredigt, das Vaterunser, Worte [59] Jesu, ausgewählte Stellen aus Paulus und aus dem Alten Testament gepredigt. Es schien und scheint mir, daß so die Bibel mehr zur Geltung kommt, als wenn man sich nach den Perikopen richtet.

Ganz von selbst geschah es – ich bin erst spät darauf aufmerksam geworden –, daß sich mir die Vorliebe für Texte aus den Briefen des Paulus verschob und ich immer mehr und stärker Texte aus den Evangelien wählte. Das ist auf der einen Seite wohl das Streben nach Einfachheit gewesen, aber verbunden damit auch das Reifwerden in der Nachfolge Jesu. Mit ihm tritt jenes paulinische Ringen um die Rechtfertigung zurück hinter der vertrauensvollen Kindlichkeit der Hingabe an Gottes Barmherzigkeit, die ihn schlichter, demütiger und selbstverständlicher als die Liebe nehmen kann, als Paulus es tut.

Ich sagte, daß es mir nie an Stoff zum Predigen mangelte. War eine Predigt gehalten, so drängte sich mir beim Herabgehen von der Kanzel oft ein Text auf, über den ich nun predigen mußte – oder ich suchte mir den nächsten in einem stillen Augenblick, spätestens am Montag. Dann ging er mit mir durch die Woche – und siehe, die Erlebnisse bei Seelsorgebe-

suchen, in der Gemeinde, im Leben sammelten sich um ihn, und bis zum Sonnabend war die nächste Predigt wie von selbst fertig.

Theologen sagen manchmal, man werde zu willkürlich, wenn man sich selbst die Texte wähle. Man müsse sie sich von der Kirche geben lassen; dann sei man sicherer, im Auftrag und in der Auslegung des Gotteswortes zu reden und nicht aus sich selbst.

Ich meine, wenn man aufmerksam durch seine Gemeinde geht, aufmerksam bei einem offenen Abend die Menschen anhört und ihre Fragen in sich aufnimmt, dann wird einem in einer viel zuverlässigeren Art gesagt, was man predigen soll und muß. Dann hört man den Auftrag Gottes aus der Gemeinde selbst, und die ist doch wohl mehr „Kirche“ als das Kirchenregiment! Wenn sich einem plötzlich der Text oder die ganze Textreihe aufdrängt, über die man diesen Menschen predigen muß, so scheint mir das ein „gegebenerer Auftrag“ als diese künstlichen Gebilde, die ein Kirchenregiment gibt. Ich habe mit großer Sicherheit erlebt, daß Gott sich sehr selten der Kirchenregimenter für seine Aufträge bedient; die sind ihm viel zu voll von weltlicher Weisheit und Klugheit. Er bedient sich viel öfter der Armen, der Gedrückten, der Ratlosen, der Verzweifelnden und Zweifelnden.

Aber vielleicht hat gerade das meinen Predigten einen Charakter gegeben, der vielen Menschen den Besuch erschwerte. Eine ganz nahe Freundin sagte mir einmal, als sie mir am Montag auf der Straße begegnete, ganz aufgeregt: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich gestern zum letzten Male in Ihrer Predigt gewesen bin. Ich kann nicht mehr hin-[60]gehen! Jedesmal kann ich dann die ganze Woche nicht mehr zur Ruhe kommen!“ – Ich sagte ihr, daß man wohl zur Ruhe kommen könne – nicht nur trotz, sondern gerade durch diese Predigten, wenn man sich durchkämpfe zu dem, zu dem sie rufen wollten; daß man aber natürlich nicht zur Ruhe kommen könne, wenn man auf halbem Wege, bei einem halben Christentum, stehenbleiben wolle. Sie kam nicht mehr. – Es mag viele gegeben haben, die die Fragestellungen in ihrer ganzen Wucht nicht ertragen konnten – oder wollten!

Es war noch ein anderes, an dem die Menschen Ärgernis nahmen! Einmal wartete vor der Kirchentüre ein Pfarrer auf mich, der in Eisenach zur Kur war, und sagte: „Herr Kollege! In Ihrer Predigt ist das Wort ‚Gott‘ einmal vorgekommen und der Name Jesu überhaupt nicht. Nennen Sie das eine christliche Predigt?“ Ich fragte ihn, ob er es wohl eine Predigt im Geiste Jesu Christi nennen könne. Er sagte, das könne er nicht leugnen. Im Geiste Jesu sei sie gewesen. So sagte ich: „Das ist alles, was ich wünsche. Warum immer die bestimmten Worte? Sind die der Maßstab der Wahrheit, oder ist es der Geist?“ Er war sichtlich nicht befriedigt.

Ich aber konnte nicht anders. Immer schwerer litt ich an der Art, wie man im alltäglichen Predigen von Gott spricht. Man spricht von ihm, als ob er das selbstverständlichste, deutlichste Ding sei, wie ein Tisch und ein Stuhl. Man spricht von ihm, als ob jeder unter der Kanzel ganz genau wüßte, was damit gemeint ist, und ihn ganz klar als die Autorität empfände, der er sein Leben unterzuordnen habe. Es bleibt völlig außer Betracht, daß wir hier vor dem unbegreiflich großen Geheimnis und der Macht aller Mächte, dem Leben aller Leben stehen. Es wird völlig umgangen, daß wir alle – der Prediger eingeschlossen – in heißem Ringen und Suchen immer wieder seiner gewiß werden müssen.

Als ich das erkannt hatte, hörte ich auf, so selbstverständlich von Gott zu reden. Ich redete vielmehr von den Nöten und Aufgaben des Lebens, von dem, was den Menschen treibt und bewegt, und wenn ich die Menschen dann dorthin geführt hatte, wo sie das Geheimnis des Lebens – ihres Lebens – empfanden, daß sie nun dieses Wort als Hindeutung auf das große, ewige Geheimnis verstehen müßten, dann nannte ich einmal das Wort „Gott“. Es war nicht, daß ich ihn vergessen hätte. Es war die große Ehrfurcht, die mich immer seltener dieses Wort gebrauchen ließ. Und ich wunderte mich, daß man das in den kirchlichen Kreisen nicht verstand!

Ähnlich erging es mir mit der Gestalt Jesu. Er sollte nicht als eine Autorität erscheinen, auf die man sich immer beruft. Ich wollte ihn lebendig werden lassen und nur, wenn es mir schien, daß er nun wirk-[61]lich und lebendig vor die Gemeinde trete, wagte ich ihn zu nennen.

Aber es ist wohl sofort deutlich, daß ich hier Ansprüche an das Mitdenken und Miterleben der Dinge stellte, die einer durchschnittlichen, besonders der kirchlichen Gemeinde unmöglich waren. Diese lehnte meine Art ab, und ich war darauf angewiesen, mir meine Gemeinde selbst zu sammeln aus denen, die in wahrhaftem Suchen das verstanden, was ich bieten konnte.

Mir kam es darauf an, die Wahrheiten der christlichen Botschaft dadurch wieder lebendig zu machen, daß ich sie in den Worten und Begriffen unserer Zeit den Menschen kündete. Das war für mich selbst immer ein ernstes Suchen und Ringen.

Da waren Advent und Weihnachten. Sie sollten künden von dem großen Geheimnis, das des Lebens Quelle ist und aus dem für jeden einzelnen und für jedes Volk eine Macht des Lebens hervorbrechen will, die unser Leben erst mit seiner vollen Leistungskraft füllt, die der Menschheit erst jene Liebe und jenen Frieden gibt, in der sie ihr Heil finden kann. Immer wieder suchte ich die Menschen zu jener Zuversicht zu wecken, die das eigene Leben und das Heil des Volkes von diesen Kräften der Liebe und des Friedens erwartete, und nicht von denen der Gewalt, des Geldes und der Macht.

Was war das für ein Ringen und wie klein der Kreis derer, die dieses Evangelium verstanden! In meiner letzten Weihnachtspredigt mußte ich damit beginnen, daß es mir immer schwerer falle, zu Weihnachten zu predigen. Da kämen nun die Menschen, hörten die Botschaft von diesem Ungeheueren, Seligen, das aus der Ewigkeit zu uns gekommen ist und zu uns kommen will als siegende Macht des Lebens – und gingen nach Hause, als ob nichts gewesen wäre, suchten nachher genauso wie vorher ihr Glück und Heil in Geld, Gewalt und Ausbeutung. Wozu Weihnachten? Zu spüren, daß unser Leben ein wunderbares Geheimnis birgt, das Geheimnis, das in jenem Kindlein geboren wurde und in jedem von uns wiedergeboren wird, daß wir die Kraft empfangen sollen, dies Geheimnis in unserem Leben und durch unser Leben für viele zu verwirklichen! Wer kann das aufnehmen und glauben und darum ringen, daß es bei ihm wirklich wird?

Da war Leidenszeit, Karfreitag und Ostern – und schließlich dieselbe Kunde von dem Sieg der opferbereiten Macht der Liebe über alle Gewalt und List und allen Haß der Welt. Diese ungeheure Wahrheit suchte ich den Menschen in ihrer Größe zu zeigen; aber sie wollten lieber die Form des Dogmas, die nicht so eindringlich zur Verwirklichung rief.

Pfingsten mit seiner Kunde vom Geiste, der stärker ist als alles andere! Die Menschen hörten sie und glaubten an die Macht der [62] Materie und der materiellen Dinge nach wie vor. – Ich aber lebte und lebe in der Hoffnung auf eine Ausgießung des Geistes, die den Beweis liefert, daß der Geist und geistige Kräfte immer wieder die lenkenden der Welt sind; wo man sich ihnen hingibt, überwinden sie die materiellen und machen sie zu ihren Werkzeugen. Immer deutlicher wurde mir, daß es nicht nur darauf ankam, diese Wahrheiten neu zu formulieren. Es galt, die Herzen zu der Fähigkeit zu wecken, die geistige Macht zu schauen, zu begreifen und ihr zu vertrauen. Immer deutlicher wurde mir, wie die Menschen dieser kapitalistischen Welt, ihrer ungeheuren Organisation und ihrer ungeheuren Abhängigkeit von dieser Organisation gar nicht mehr imstande sind, die geistigen Mächte zu schauen, zu begreifen – noch weniger ihnen zu vertrauen. Ich merkte, daß etwas anderes dazu kommen müsse, ein Wagen und Ringen, ein Leben, ein Beispiel, in dem sie das Vertrauen auf die Macht des Geistes anschauen und verstehen könnten. Das trieb mich auch in jene praktischen Tätigkeiten, Arbeiten und Kämpfe, in denen ich etwas von der Verwirklichung und Wirksamkeit dieser Geisteskräfte zu erreichen und zu beweisen suchte.

Damit komme ich zum zweiten Anliegen meiner Predigt. Ich suchte die Aufgaben deutlich zu machen, die dem Jünger Jesu in dieser heutigen Welt gestellt sind. Mehr als alles andere hat gerade das in den kirchlichen Kreisen Anstoß gegeben und mir die Menschen entfremdet, die an das Traditionelle gebunden waren.

Einmal hatten streikende Arbeiter die Fenster des Rathauses eingeworfen. Ich sagte in der Predigt, daß wir uns nicht nur entrüsten dürften über dieses Vorgehen, sondern uns ernstlich fragen müßten, welche Notstände vorlägen, daß Menschen unter uns in solche Erbitterung und Verzweiflung getrieben würden. Dann müßten wir uns bemühen, diese Notstände unter uns abzuschaffen. Man war empört, daß sich ein Pfarrer in solche Dinge einmischte, die ihn nichts angingen. Ähnliche Fälle erlebte ich öfter, und sie machten mir klar, daß unsere sogenannten „christlichen“ Gemeinden vom Pfarrer eine Gewissensweckung gar nicht mehr begehrten, sondern nur die Gewissensberuhigung, die ihnen sagte, daß ihr traditionelles Wesen und Verhalten Gott wohlgefällig sei. Das machte mich nur noch hartnäckiger im Aussprechen dieser Dinge. Man wurde immer wütender auf mich. Kollegen und viele Theologen sagten, ich predige nur Ethik und nicht Religion. Ich konnte ihnen sagen, daß sie dann den Kern meiner Predigten nicht verstanden oder das Wesentliche nicht gehört hätten. Und was sie zu einem Prediger sagen würden, der nichts weiter predige als die Bergpredigt, ob der auch keine Religion, sondern nur Ethik verkünde? Sie ließen nicht von ihren Vorurteilen und ich nicht von [63] meinem inneren notwendigen Auftrag, die Aufgaben des persönlichen Lebens, des Familienlebens und des Völker- und Staatslebens im Lichte des Evangeliums zu behandeln.

Auch die Vorgesetzten waren in diesem Punkte Menschen der Gewohnheit. Sie wurden sofort nervös, wenn man durch solche Ausführungen „Beunruhigung“ in die Gemeinde trug. Ich wurde, wer weiß wie oft, vorgeladen, ermahnt, gebeten, vorsichtiger zu sein, und ernsthaft gerügt. Ich mußte einmal einem Vorgesetzten sagen, der mich mahnte, doch nicht immer „Unruhe“ in die Gemeinde zu tragen: „Wozu ist denn ein Pfarrer da, wenn er seine Gemeinde nicht mehr beunruhigt?“

An einem Erntedankfest hatte ich ausgeführt – es war noch in der Notzeit nach dem Kriege –, daß das deutsche Volk im vergangenen Jahre ungezählte Millionen Zentner Kartoffeln und Gerste zu Alkohol verarbeitet habe, und sagte: „So ehren wir die Gaben, die uns Gott immer wieder auf unseren Feldern schenkt!“ Ein hoher Vorgesetzter, der im Gottesdienst war, sagte mir bei einem späteren Zusammentreffen: „Ich war damals bei Ihnen in der Kirche. Sie haben dies gesagt. Daran muß nun doch die Gemeinde Ärgernis nehmen. Ich habe überhaupt bemerkt, daß Sie in jeder Predigt mindestens einen Satz haben, an dem die Gemeinde Ärgernis nehmen muß!“ – Ich sagte: „Das wird wahrscheinlich der Satz sein, den ich mir am sorgfältigsten überlegt habe. Ich stehe nämlich auf dem Standpunkt, daß ein Pfarrer die Kanzel nicht verlassen darf, ohne auch seiner Gemeinde Ärgernis gegeben zu haben.“ – Er: „Ich werde nie mehr zu Ihnen in den Gottesdienst kommen!“ – Er hat das Wort gehalten. Aber wenn selbst hohe kirchliche Würdenträger so verständnislos meinem Anliegen gegenüberstanden, was sollte ich von der Gemeinde erwarten? Die eigentlich kirchliche Gemeinde mit ihren regelmäßigen Gottesdienstbesuchern kam nicht zu mir. Es kam nur die kleinere Gemeinde derer, denen mit diesen Versuchen, diesem Ernst, dieser Unruhe nach allen Seiten hin gedient war.

Selbst aus ihr wurde mir allerdings manchmal gesagt: „Heute waren Sie aber wirklich zu scharf!“ Ich selbst muß nun bekennen, daß ich die Dinge immer noch viel zu ruhig ansah. Auch nach 1918 verfielen wir wieder in den Irrtum zu meinen, daß das Schicksal uns viel mehr Zeit lasse, das Notwendige zu tun, als es der Fall war. Wieviel leidenschaftlicher hätte man sich für das einsetzen müssen, an dem Deutschlands und der Menschheit Zukunft hing!

Zu der Gemeinde aus den Kreisen der sogenannten „Gebildeten“ sammelte sich allmählich eine Gemeinde aus der Arbeiterschaft. Sie trat allerdings nur voll in Erscheinung, wenn ein Festtag war oder [64] etwas Besonderes. An gewöhnlichen Sonntagen kamen immer nur ein-

zelne. Wer weiß, wie nötig der Sonntag dem Mann zum Ausruhen, der Frau für das Daheimsein der Ihren ist, der weiß, daß es nicht anders sein kann. Aber ich konnte mich darauf verlassen, daß ich auf dieser Seite gehört wurde.

Ein Freund kam auf einer Wanderung in ein abgelegenes Rhöndorf und erlebte dort am Abend im Wirtshaus, in dem er über Nacht blieb, daß die dort eingekehrten Arbeiter und Bauern sich lebhaft über eine Predigt von mir unterhielten. Einer von ihnen war am Sonntag in Eisenach gewesen, hatte mich gehört und berichtete seinen Kameraden.

Als ich nach meinem Weggang wieder einmal in Eisenach einen Gottesdienst gehalten hatte, kam eine Frau aus den Kreisen der „Christlichen Welt", die während meines Wirkens noch nicht in Eisenach lebte, zu mir und sagte sehr bewegt: „Ich muß Ihnen danken. Sie haben mich etwas erleben lassen, was ich in Deutschland für unmöglich hielt: eine ganze Kirche voll aufmerksam lauschender Arbeiter und Arbeiterfrauen!"

Es wäre schon Großes möglich gewesen, wenn eine größere Zahl von wahrhaft frommen Menschen mit uns diesen Weg gegangen wäre. Aber man kritisierte uns – vielleicht manchmal mit Recht. Wir haben sicher große Fehler gemacht – aber man half uns nicht. Im Gegenteil, man tat alles, um Mißtrauen zu wecken. Man tat alles, um die Menschen, die wir erreichten, zu isolieren, damit sie nie das Gefühl bekamen, daß sie in der Kirche eine Heimat finden könnten. Es blieb dabei, daß man uns sagte: „Ja, was du als Christentum predigst, finde ich wundervoll und aufrichtend und wahr. Aber in der Kirche stehst du ja allein. Es hat für mich keinen Sinn, mich der Kirche wieder zu nähern!"

Was aber das Traurigste war: Das erwachende religiöse Leben blieb ungepflegt. Einmal im Jahr – oder gar einmal im Leben – war ein solcher Mann in Eisenach in meinem Gottesdienst, und dann stand er wieder allein mit dem, was ihn ergriffen hatte. Wie sollte er ein bewußtes, klares, sich gegenüber der allgemeinen Ablehnung behauptendes Innenleben bilden? Sein Ortspfarrer, viele, die er traf, sagten ihm selbst, daß das kein Christentum, sondern Unwahrheit sei. Von der anderen Seite hörte er, daß alles Christentum Unsinn sei. Er blieb unsicher und deshalb still. Wie viele waren und sind es, die im Innersten aufrichtige, fromme Christen sind und die in dieser Lage innerer Unsicherheit kaum zu ihren Allernächsten davon zu reden wagen! Die Kirche aber tut alles, um diese Lage zu verschlimmern.

[65] So selbstverständlich hielt man an dem ungeprüften Mißtrauen gegen mich fest, daß noch kurz vor meinem Abschied ein Pfarrer, der die ganzen dreizehn Jahre mit mir in Eisenach gewirkt hatte, zu mir sagte: „Sie sind kein Christ. Sie glauben ja nicht an ein ewiges Leben!"

Aber ich habe auch von Erfreulichem zu berichten, von Menschen, die aus dieser Atmosphäre des Mißtrauens zu mir kamen, mich hörten und meine Freunde wurden. Einmal kam nach einer Predigt ein sehr geistlich aussehender Herr mit seiner Frau in die Sakristei. Sie müßten mir besonders danken. Sie seien ein paar Tage in Eisenach, hätten am Sonnabend die Wartburg besucht und seien nun ganz bewegt, daß sie gerade hier das „Wort Gottes so lauter und rein gehört hätten". Es war ein Diakon aus Elberfeld, der wahrscheinlich nie zu mir in den Gottesdienst gekommen wäre, wenn er sich vorher von seinen Gesinnungsgenossen in Eisenach hätte informieren lassen.

Es ist mir auch geschehen und geschieht noch, daß mir Leute begegnen, die sagen: „Oh, ich habe Ihnen noch meinen Dank auszusprechen. Damals, vor soundsoviel Jahren, war ich bei Ihnen in Eisenach im Gottesdienst, und es ist mir unvergeßlich, was Sie uns sagten!" – Ich sage das nicht, um mich zu loben. Ich sage es, um Pfarrern und Verkündern des Evangeliums zweierlei deutlich zu machen:

1. Daß es ungezählte Menschen gibt, denen wir einen sehr großen Dienst tun, wenn wir das Evangelium in der Sprache, Begriffswelt und Weltanschauung unserer Zeit verkünden, wenn

wir dabei auch die kirchliche Gemeinde ärgern und verlieren. Diese haben Erbauung genug. Die anderen, die Einsamen und Fernen, haben uns am nötigsten.

2. Auch wenn wir die Masse nicht haben und manchmal meinen, wir predigten umsonst, wenn wir uns redlich mühen, ganz wahrhaftig zu sein, ganz zu den Dingen und Aufgaben der Gegenwart zu reden, wenn wir uns durch sie und die Nöte der Menschen von Gott rufen lassen, dann werden immer einer oder zwei im Gottesdienst sein, zu denen wir reden. Das ist aber besser, als wenn Hunderte zwar erbaut und ergriffen sind, aber eben in ihrer Gewohnheit kommen und gehen.

Ich schließe mit etwas Fröhlichem, das aber die Lage in Eisenach deutlich macht: Mein Freund Weinel war zu einer Tagung in Eisenach, die ihn nötigte, im schwarzen Rock zu gehen. Um dieselbe Zeit tagte der Lutherische Weltbund in Eisenach. Es war in der schweren Zeit, und Weinel, der sich an den Abenden selbst verpflegte, wollte sich Brot im Bäckerladen holen. Die Bäckersfrau sagte, ihr sei das Brot sehr knapp, eigentlich dürfe sie ihm nichts geben. Aber mit einem anerkennenden Blick auf den schwarzen Rock – „da Sie einer der [66] Unseren sind, bekommen Sie Brot von mir. Kommen Sie nur immer hierher! Für Sie ist immer etwas da!“ Weinel hatte ein böses Gewissen, denn er ahnte, daß er für ein Mitglied des Lutherischen Weltbundes gehalten werde und mit Unrecht das Brot kaufe. Aber er tat es.

Am Sonntag war er bei mir in der Kirche, und siehe – die Bäckersfrau saß vor ihm in der Reihe, und sein Gewissen wurde wesentlich erleichtert, da er dachte: Sie hat doch von der anderen Tagung gewußt und hat mich richtig eingeschätzt. Als er aber die Kirche verließ, ging die Bäckersfrau hinter ihm her, legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm zu: „Das war nichts für uns!“ Sie meinte, er hätte sich zu mir verirrt.

Wie oft habe ich es erlebt, daß jemand in meinem Gottesdienst aufstand und die Kirche verließ – manchmal recht laut die Türe hinter sich zuwerfend. Ich konnte es mit innerem Lächeln, mit Erbarmen aufnehmen. Arme Menschen, die sich aus ihrer Gewohnheit nicht herausrütteln lassen wollten, während das Schicksal, das uns alle zum klaren Verhalten aufforderte, schon so nahe war!

Gottesdienst und Gottesdienstgestaltung

Eine sehr schöne Sitte der Gottesdienstgestaltung fand ich in Eisenach vor. Im Sommer hielt man oft Waldgottesdienste in der Frühe des Sonntagmorgens.

Wir hatten in nicht allzugroßer Entfernung von der Stadt wunderbare Plätze, einen im Tal unter einer urgewaltigen Linde, einen auf dem Berge, ganz nahe über der Kreuzkirche – den nahmen wir bei zweifelhaftem Wetter, damit wir in die Kreuzkirche gehen konnten, wenn es etwa regnete –, einen auf dem Motilstein gegenüber der Wartburg. Der beliebteste für meine Westgemeinde war der unter der Linde direkt unterhalb der Wartburg. Es war schon schön, den hinauspilgernden Zug von Menschen zu beobachten. Wir hatten Musik dabei, manchmal bezahlte – die Kirchenkasse hatte dafür etwas bestimmt –, manchmal einen Kreis der Jugend. So konnten wir singen, und weithin hörte man es im Walde. Es wurde eine Dichtung von einem jungen Menschen gesprochen – auch einmal ein Chorlied von der Jugend gesungen, und dazwischen stand die Ansprache, die aus der Stimmung der Natur kam – oft war es zu Pfingsten. – Ich erinnere mich, daß ich wegen einer Ansprache immer wieder angeredet wurde noch nach Jahren. Da hatte ich den gewaltigen Baum als Bild der Menschheit genommen, an dem jeder Mensch ein Blättlein sei, er-[67]nährt durch denselben Lebensstrom, der alle durchflutet, grün und stark, wenn er sich dem Lebensstrom hingibt im Geiste der Gemeinschaft und Ehrfurcht, dürr und kraftlos, wenn er sich absondert. Der Lebensstrom der Menschheit aber ist der göttliche Geist der Wahrheit und Liebe. Dies Bild war vielen einfachen Menschen unvergeßlich.

Schön war auch an diesen Gottesdiensten, daß oft zufällige Spaziergänger oder Besucher der Wartburg aus der Ferne dazukamen und die Andacht miterlebten. Sehr oft blieben sie und sagten, wie dankbar sie seien, gerade in Eisenach solch eine Feier erlebt zu haben. Auch sehr viele Menschen, die sonst nie eine Kirche besuchten, bis in die Reihen der bewußten Freidenker hinein, besuchten diese Gottesdienste. Es war mir eine wichtige Arbeit, den Kreis weiter zu ziehen. –

In den ersten Jahren meiner Arbeit in Eisenach hatte ich in der Kreuzkirche zu predigen, wo ich meine Personalgemeinde hatte und mich also nicht so sehr an die kirchenrechtlich festgelegten Gottesdienstformen halten mußte.

So begann ich sehr bald Versuche zu machen mit einer Gestaltung des Gottesdienstes, die dem der kirchlichen Tradition entfremdeten Menschen unmittelbarer zugänglich ist als unsere Liturgie, die nur der versteht, der in dieser Tradition wurzelt und geschult ist. Ich stieß allerdings schon mit einer Änderung, die ich noch aus Rüsselsheim mitgebracht hatte, auf Widerstand: Ich sprach – besonders nach der Predigt – nicht die alten formulierten Gebete, sondern ein freies Gebet. Von einem Vorgesetzten wurde mir gesagt, das dürfe ich in Thüringen nicht tun. Die Gebete seien ein Teil der verbindlichen Liturgie. Ich fragte ihn, was er tun werde, wenn ich das so weitermache. Mir sei es eine Gewissenssache, frei zu beten. Er: „Dann muß ich es dem Kirchenrat in Weimar anzeigen!“ Ich antwortete: „Tun Sie das! Dann kann ja der Kirchenrat sich lächerlich machen und versuchen, es mir zu verbieten!“ Das war etwas grob und ungeschliffen. Aber mir war die Galle übergelaufen, daß man mich in einer innerlich so klar begründeten Sache hindern wollte. Er hat daraufhin nichts unternommen.

Die nächsten Änderungen bezogen sich auf den Gesang. Ich hatte das Glück, daß der Dirigent eines sehr beliebten Gesangvereins zu meinen Freunden gehörte. Dem war es ein leichtes, einen kleinen Chor aus seinem großen zu bilden, der sich uns zur Verfügung stellte. Oft legten wir ein Lied mitten in die Predigt ein, das aussprach, was ich sagen wollte – oder wir begannen den Gottesdienst mit einem Lied, dessen Gedanke und Gefühl sich durch alles zog – oder wir hörten mehrere Lieder – oder ein Schlußlied, das alles zusammenfaßte. Nicht [68] selten legte ich anstelle der Gebete Dichtungen ein, die von unseren jungen Leuten einzeln oder gemeinsam gesprochen wurden. Auch Psalmen sprachen wir im Chor. Ich selbst gewöhnte mich daran, sehr oft Dichtungen neben den Text als Grundlage der Predigt zu stellen. Aus diesen Versuchen wuchsen Sondergottesdienste hervor, die wir an Wochenabenden abhielten und in denen wir ganz frei schalteten: Gemeindelied, Chorlied, Dichtung, Ansprache in Wechsel und ganz aufeinander gepaßt, von verschiedenen Leuten vorgetragen, so daß nicht nur der Pfarrer, sondern die ganze Gemeinde Verkünderin und Darbieterin der Botschaft war.

Wir wagten mit ganz einfachen Dichtungen und Liedern den Gottesdienst zu gestalten. Ich erinnere mich an einen der schönsten und tiefsten, in dem der Chor die Predigt unterbrach mit dem Lied, dessen Kehrreim lautet: „Der liebe Gott geht durch den Wald.“

Diese Gottesdienste waren auch eine Möglichkeit, *die* Fragen geistigen Lebens zu behandeln, die man in einem gewöhnlichen Gemeindegottesdienst nicht berühren konnte. Hier war eine Gemeinde, die für das Nichttraditionelle offen war.

Bei verschiedenen Tagungen der „Freunde der Christlichen Welt“ in Eisenach, wie sie seit 1919 wieder stattfanden, haben wir solche Gottesdienste gehalten, und ein großer Teil des Kreises besuchte sie. Ein anderer Teil – vor allem Theologen – fand, daß wir zu sehr von dem abwichen, was ihnen gottesdienstliche Form war. Deshalb kam es bei späteren Tagungen nicht mehr zu solchen Gottesdiensten.

Wir in Eisenach fügten diesen Sondergottesdiensten noch eine andere Form an, die ein sehr kühner Versuch war: Aussprache-Gottesdienste. Wir begannen wie gewöhnlich mit Lied und

Dichtung, dann kam meine Ansprache, die nur ganz kurz eine Frage des religiösen Lebens anschlug. Danach trat eine Pause ein, die dadurch beendet wurde, daß ein oder mehrere Freunde zum gleichen Thema sprachen; dann folgte mein Schlußwort, verbunden mit Lied und Dichtung. Wir haben wundervolle Gottesdienste dieser Art erlebt. Es war von starker Wirkung, wenn einer der Männer oder eine der Frauen als „Laie“ zu einer Sache sprach oder aus Erfahrung berichtete. Es kam allerdings auch vor, daß ein Freund nicht so sprach, wie man es in einem Gottesdienst erwartet hätte, zu leidenschaftlich oder unklar. Im Schlußwort bestand ja die Gelegenheit, alles wieder zurechtzubiegen und die Andacht wieder herzustellen. Da aber ein Teil der Gemeinde und Kollegen an dieser Andachtsform schweren Anstoß nahm, wurden gerade solche Entgleisungen immer beachtet; ich aber suchte diese Form des Gottesdienstes immer wieder durchzuführen. Es schien mir außerordentlich wichtig, zu einer Gottesdienstform zu kommen, in der [69] auch dem Nichtpfarrer die Möglichkeit der Rede und des Bekenntnisses gegeben war, und den Gemeindegliedern Mut zu machen, in dieser Weise öffentlich mit uns zu wirken.

Dieser Versuch kam dadurch zu seinem Ende, daß unter dem Druck der gegen mich tobenden Kämpfe die Zahl der Freunde, die sich so öffentlich neben mich zu stellen wagten, immer kleiner wurde. Deshalb führten wir diese Gottesdienstform in eine Quäkerandacht eines kleinen Kreises über.

Ein Teil unseres Kreises hatte den Wunsch nach Abendmahlsfeiern. Für sie deckten wir in der Kreuzkirche einen Tisch mit Bechern und kleinen Tellern und teilten Brot und Wein aus. Nach Möglichkeit hatten wir dabei ernste Musik, von einem begabten Freunde dargeboten. Es waren Feiern mit Einzelkelch. Der Gemeinschaftsgedanke wurde durch den gleichzeitigen Genuß zum Ausdruck gebracht, und die stille Andacht dieser Feiern war dem kleinen Kreis sehr wertvoll.

Ähnliche Feiern hielt ich mit meiner Familie und meinem engsten Freundeskreis bei der Konfirmation unserer Kinder ab. Ich glaubte das Recht zu haben, diese jeweils als Sonderfeier im Konfirmandensaal des Pfarrhauses zu halten. Meine Kinder waren älter als Durchschnittskonfirmanden. Was ich in einer gewöhnlichen Konfirmandenstunde behandelte, war ihnen längst bekannt. Sie lebten mit ganz anderen Problemen in einem Hause, durch das dauernd Gäste gingen, mit denen am gemeinsamen Mittagstisch alle Fragen geistigen, religiösen und sozialen Lebens besprochen wurden. Für sie wäre eine Konfirmandenstunde, wie man sie anderen Kindern bieten muß, eine Qual gewesen, verbunden mit der Gefahr, alles Religiöse zur Langeweile zu machen. So gab ich ihnen besondere Konfirmandenstunden in der Zeit nach Ostern, wenn ich mehr Zeit und Kraft hatte, ihre wirklichen Probleme mit ihnen zu besprechen, und hielt eine Sonderkonfirmation für je zwei von ihnen im Pfarrhaus. Ich besprach vor dem versammelten Kreis eine Reihe wichtiger Bibelstellen mit ihnen, die sie auswendig sagten, dann folgte die Konfirmation und das Abendmahl. Diesen Tag brachten wir ganz in der Stille mit unseren Kindern zu. Am folgenden Sonntag aber luden wir jedesmal unsere Freunde ein. Die Kinder führten ihnen ein ernstes Spiel vor, selbstgedichtet. Es war einmal eine Umformung des „Parzival“ und einmal das Spiel „Wovon die Menschen leben“ nach Tolstoi. Dann waren wir mit ihnen fröhlich zusammen, in Haus und Garten.

Ich habe das Gefühl, daß meine Gemeinde es verstand, wenn ich es den Fragenden auseinandersetzte, daß ich meinen Kindern diese Sonderfeier gab, und daß man es nicht für Hochmut und Absonderung hielt. Dazu kannte man mich auch allmählich zu gut. Aber es [70] schien und scheint mir, daß viele Pfarrer das geistige Leben ihrer Kinder geradezu ihren Gemeinden opfern, weil sie nicht wagen, von der Tradition abzuweichen, wenn die Entwicklung ihrer Kinder es fordert. In einem wahrhaften Pfarrhaus müssen die geistigen Bedürfnisse eines Kindes andere sein; es muß sich mit Problemen herumschlagen, wie andere Kinder sie nicht kennen. Soll das einfach ignoriert werden? Ich konnte es nicht! –

Als ich später mit eingereiht wurde unter die Pfarrer, die in der großen Marktkirche St. Georg und in St. Nikolai, der kleinen romanischen Kirche, die Gottesdienste hielten, mußte ich mich natürlich stärker an die eingeführte Gemeindeliturgie binden. Aber auch hier suchte ich mir meinen eigenen Weg, dieser Liturgie die Eintönigkeit zu nehmen und sie für die geistigen Bedürfnisse des Kreises, der mir nahestand, kraftgebend zu gestalten.

Alle vom Pfarrer zu sprechenden Worte und Gebete formte ich in möglichst kurzer, rufartiger Weise, die ich mir nach dem Predigtgegenstand des Tages bildete. Als Glaubensbekenntnis nahm ich meistens passend ausgewählte Lutherworte, auch einmal ein Wort eines Großen unseres religiösen Lebens oder eines unserer Dichter. Das Schlußgebet nach der Predigt sprach ich frei.

Ganz wundervoll war es in späteren Jahren, daß man bei solcher Gestaltung der Liturgie als Gebets- und Bekenntnisakt dieser Gemeinde auf die bereitwillige Mitwirkung des Chordirigenten rechnen konnte. Rudolf Mauersberger erzog Chor und Gemeinde in wundervoller Weise, und man konnte mit Wechselgesängen verschiedenster Art, mit Chorliedern, die man etwa auch mitten in die Predigt einlegte, Andacht schaffen und ausdrücken, wie es selten in Gemeindegottesdiensten möglich ist.

Man hat mir oft gesagt, daß ich den Gottesdienst damit zu sehr ins Subjektive zöge, die traditionelle, feststehende, geformte Liturgie müsse es auch geben als das Objektive, das die Gemeinde sammle, unabhängig vom Prediger. Ich muß sagen, daß ich hierfür kein Verständnis hatte und bei aller Mühe, diese Gedanken nachzudenken, es nicht gewinnen konnte. Das „Objektive“ ist eine von Menschen im Laufe der Zeit geschaffene, durchaus menschliche Tradition, der man eine Würde und Heiligkeit beilegt, die wohl eine Andachtsstimmung gibt, die aber geeignet ist, die Menschen im Vorraum des Heiligtums festzuhalten. Die Menschen sind zufrieden mit der Stimmung, die ihnen hier geschaffen wird und halten das Nacherleben der mystischen Schauer und das Erleben der Ehrfurcht vor Alt-Geheiligtem für frommes Empfinden und Erleben. Es ist im besten Falle Vorbereitung dazu, meistens aber Hindernis für das Weitergehen.

[71] Ich bin innerlich genötigt, die Menschen nicht bei einem Vorläufigen ruhen zu lassen. Ich muß ihnen das sogenannte „Objektive“ zerstören, um sie zu zwingen, bis dorthin weiterzugehen, wo sie selbst mit dem einzigen zusammentreffen, was „objektiv“ genannt werden darf, mit dem Zeugnis der Gottheit in ihrer Seele. Nur das ganz Subjektive ist wahrhaft objektiv. Und mir scheint, daß man es immer wieder riskieren muß, einen Gottesdienst so zu gestalten. Das ist kühn und viel gefordert von sich und anderen. Man kann mit solchen Versuchen sehr scheitern. Und doch, wenn wir überzeugt sind, daß wir Gottes Wort zu verkünden haben, dann müssen wir dieses „Wir“ auch ernst nehmen und es uns nicht leicht machen durch ein Sich-Klammern an Objektivitäten, die keine sind. Der heutige Prediger und die heutige Gemeinde haben das Wort aufzunehmen, zu verkünden und lebendig zu machen in ihrem Tun und Sein. Wenn sie das nicht tun, ist aller Gottesdienst falsch. Täuschen wir uns nicht durch Liturgie und Anleihe an der Vergangenheit darüber hinweg!

Wer einen inhaltlichen Eindruck von solcher Liturgie haben will, der kann sie in meinem Predigtbuche finden. Dort ist zu jeder Predigt auch die Liturgie angegeben, die ich um sie gebildet habe. Mir war beides immer eins; der Gottesdienst ist ein einheitlicher Versuch, sich in Gebet und Besinnung vor Gott zu sammeln und zu vertiefen.

Später kamen die Sondergottesdienste unserer religiös-sozialistischen Bewegung hinzu. Monatlich einmal hielten wir eine Feier in Eisenach, öfters draußen im Lande. Besonders große und wichtige Feiern hielten wir bei den Jahrestagungen der Bewegung. Sie alle waren geformt nach den Erfahrungen, die wir in jenen Versuchen gesammelt hatten, nur daß die Aufgabe der Gesellschaftsgestaltung, die Verantwortung für die Gemeinschaft, stärker in den Mittelpunkt traten als vorher. [75]

II.
DIE VOLKSHOCHSCHULBEWEGUNG

Gründung und erste Begeisterung

Es war wohl Anfang 1919, als Freund Weinel alle ihm wichtigen Personen in Thüringen zu einer Tagung nach Jena einlud. Er wollte uns aufrufen, eine großzügige Volksbildungsbewegung zu beginnen, um von da aus den Beitrag zur Erneuerung des geistigen Lebens in Deutschland zu leisten, den wir „Intellektuellen“ glaubten leisten zu können und zu müssen. Eine neue Epoche deutschen Geisteslebens schien heraufzusteigen. Wer von uns konnte wissen, ob es Aufstieg oder Niedergang war. Es war aber deutlich, daß alles getan werden mußte, damit der gewaltige Strom geistigen Lebens, der Deutschland durchflutet hatte, diesem neuen Deutschland befruchtend zugeleitet werde.

Alle Stände Deutschlands – auch seine Frauen – waren zur Mitarbeit am Wiederaufbau und zur Mitverantwortung im öffentlichen Leben aufgerufen. Selbst sollte sich das Volk regieren. Es galt, alles an Kenntnis und Erkenntnis zu bieten, was möglich war, um es zur Selbstverantwortung innerlich zu stärken und zu erziehen.

Es schien uns allen ein großer und notwendiger Gedanke, den Weinel hier aussprach. Aus Thüringen kam ein großer Kreis von Menschen zusammen, tagte in Jena und beschloß die Gründung der „Volkshochschule Thüringen“ mit vielen Unterorganisationen in Städten und Dörfern des Landes. Von diesen Unterorganisationen sollte eine die zu Eisenach werden und wurde es.

Es war eine kühne Tat, in dieser Zeit das Ringen um Deutschlands Geistigkeit in den Vordergrund zu stellen. Wir standen noch in der vollen Verwirrung, die aus dem Zusammenbruch der überlieferten Autoritäten entstanden war, und in der bitteren materiellen Not, deren Überwindung vielen als die einzig wichtige Aufgabe erschien. Und doch war das, wozu Weinel rief, das Entscheidende. Nur wenn es gelang, alle geistigen Kräfte, die geblieben und neu im Erwachen waren, zu sammeln, zu klären und einzuspannen, konnte das riesenhafte Aufbauwerk gelingen. Die werdende deutsche Republik sollte ein autoritativ geführtes Volk zu einem Volk der Selbstverantwortung erziehen, das geeignete Führer emportrug und seine egoistischen Tendenzen mit sittlicher Selbstkritik meisterte. Was war nicht alles zu leisten und zu tun!

Wir waren der Überzeugung, daß alles Neue in einem Volke nur wachsen könne, wenn es irgendwie Boden im Alten, in seiner geistigen Überlieferung habe, und wir glaubten, daß der deutschen Geschichte Wesentliches gegeben sei, das Kraft zu diesem Neuwerden verleihen könne.

[76] Es wurde uns sehr deutlich auf der Rückreise von der Tagung vor Augen geführt, in welcher Zeit der Verwirrung wir lebten. Vor der Haltestelle Vieselbach hielt unser Zug. Wir konnten nicht weiterfahren. Es war Generalstreik der Eisenbahner, und der Bahnhof Erfurt lag still. Wir machten uns zu Fuß auf den Weg; wir wanderten auf den steinigen Eisenbahngleisen bis Erfurt und dann weiter nach Bischleben. Dort nahm uns ein abgehender Zug bis Gotha mit. Hier erwischten wir wieder ein solches Gefährt bis Eisenach und kamen am frühen Morgen dort an. Solche Mühseligkeiten mußte man damals selbstverständlich auf sich nehmen, wenn man weiteren Kreisen und ausgedehnten Organisationen dienen wollte.

Ich bin einmal – noch während der Kriegszeit – von einer Tagung in Bonn nach Rüsselsheim im Güterwagen zurückgefahren, auf einem schwankenden Haufen von Gepäckstücken sitzend. Ich bin einmal zu einem Vortrag nach Breslau von Eisenach aus – im letzten Augenblick wurde bekannt, daß für mehrere Tage keine Schnellzüge verkehren könnten – mit dem Personenzug beinahe vierundzwanzig Stunden gefahren. Ich schlief dann einige Stunden, hielt meinen Vortrag und führ im Personenzug zurück, wieder etwa vierundzwanzig Stunden

auf einem aufrechtgestellten Koffer im Wagen vierter Klasse balancierend und froh, wenigstens sitzen zu können. Wer das nicht auf sich nehmen wollte, konnte Freundeskreisen nicht dienen.

Dazu hielt uns solches Erleben die Wirklichkeit deutlich vor Augen, in der wir lebten, die Wirklichkeit, in der ein Volk eine neue Gestaltung, Sicherheit und Gemeinschaft suchte. Wir, die wir das erlebten und auf uns nahmen, wußten und wissen von dem schweren Ernst und der großen Leistung jener Zeit, die eine neue Belebung und ein neues Rechts- und Vertrauensverhältnis, eine neue Lust zur Arbeit und Möglichkeiten produktiver Arbeit schuf. Wir wußten auch, daß wir, die wir irgendwie etwas von den Kräften deutschen geistigen Lebens in uns zu tragen und zu kennen glaubten, das Unsere zu diesem Werk zu tun hatten.

Damit ist eigentlich gesagt, was diese thüringische Volkshochschulbewegung leisten wollte und glaubte leisten zu müssen.

Sie wollte das Erbe der guten deutschen Kultur und Geistigkeit jedem Deutschen, Mann und Frau, Alten und Jungen, ins Bewußtsein heben, daß es klar darin lebe, klar und stark im Leben ausgeformt werde, gestaltend wirke und weitergegeben werde an die Kommenden als eine Kraft des gesamten Lebens.

Wir wußten, daß das ebensogut dem „Gebildeten“ galt wie dem „Nichtgebildeten“. Wir wußten, wie stark den Gebildeten das Geisteserbe unseres Volkes eine Sache ästhetischen Spieles war und wie [77] wenig ernste Verpflichtung der Lebensgestaltung und der Weitergabe an die anderen in ihnen wohnte. Sie sollten die ethischen Kräfte schauen und erleben lernen, die im Geistesleben wirken, und sie mit erneutem Ernst als Triebkräfte ihres gesamten Lebens und Wirkens aufnehmen. Sie sollten aber auch lernen, wie unendlich starke Kräfte geistigen Lebens und Seins in der schlichten Arbeit, in dem Lebensernst, in der sittlichen Zuverlässigkeit, dem Familienleben und der Kindererziehung der Massen unseres Volkes vorhanden sind. Sie sollten endlich herausgehoben werden aus jenem engen Hochmut, mit dem sie sich für etwas Höheres und Besseres hielten als die „Nichtgebildeten“. Sie sollten lernen, daß sie nur in anderer Weise mitdienende Glieder derselben geistigen Überlieferung sind wie der Handwerker, der Arbeiter, der Ingenieur, der Unternehmer und der Bauer.

Und umgekehrt, diese Kreise der arbeitenden Massen mußten zu dem Selbstbewußtsein geführt werden, in dem sie diese gute und edle Tradition als etwas verstanden, das sie gleichberechtigt neben die „Gebildeten“ stellte, das ihr Leben veredelte, genauso wie es jenen die intellektuell verarbeitete Kultur tat oder tun konnte. Wir hofften, daß die Stände und Gruppen sich sofort finden würden, wenn nur jede in sich das bewußt verstünde und verwirklichte, was ihr als Erbe und Aufgabe im Volksleben zufiel. Wir hofften, daß sie dann auch die Regelung ihres Verhältnisses im Arbeitsleben fänden, die den bitteren Kämpfen endlich ein Ende setzen würde, weil ein jeder des anderen Recht verstünde und achtete.

Hier aber zeigte sich schon ein Unterschied zwischen den verschiedenen Trägern unserer Bewegung. Da waren wir, die wir einen Wertunterschied zwischen den Ständen wirklich nicht empfanden und die wir ehrlich gewillt waren, ebenso vom Manne des praktischen Lebens, seiner Lebenserfahrung und Lebensgestaltung zu lernen wie er von uns. Da waren jene anderen „Gebildeten“, die so sehr von dem Gedanken beherrscht waren, daß intellektuelle Bildung die einzig wahre Bildung sei, daß ihnen Volksbildung immer nur als ein Weitergeben solcher Bildung an die Volksmassen erschien. Uns war „Bildung“ das Bewußtwerden der geistigen Kräfte, die in jeder Arbeit und jeder Aufgabe lagen, das bewußte Gestalten des Lebens durch diese Kräfte und das bewußte Arbeiten für diese Kräfte und in ihnen. Wir wußten, daß wir die Menschen verschiedenen Standes und verschiedener Lebensaufgabe nur wecken konnten, diese Bildung in sich zu vollziehen, und daß es dann bei ihnen ein Lebensvorgang in Selbstverantwortung und Selbständigkeit sein müsse, den wir nicht für sie tun könnten.

So schieden sich sehr bald zwei Richtungen in der Volksbildungs-[78]arbeit: die einen, denen es nur darauf ankam, durch das Darbieten des Stoffes, der Kenntnisse und Erkenntnisse und durch Hinführen zu den großen Trägern geistiger Bewegung das selbständige Denken, Wollen und Gestalten in den Menschen zu wecken, die Kenntnisse zu geben und die Urteilsfähigkeit zu pflegen, die dazu notwendig sind; die anderen, denen es auf ein Weitergeben geistigen Stoffes an Denken, Dichten und Wissen ankam und die meinten, daß man durch solches theoretisches Weitergeben das erreichen könne, was man „Bildung“ nannte.

Uns beiden war Goethe eine sehr wesentliche Gestalt: den einen der Goethe, der in „Wilhelm Meister“ und vielen seiner Aussprüche so stark in dem Bewußtsein lebte, daß jede menschliche Arbeit ihre eigenen Bildungselemente und Bildungsnotwendigkeiten in sich trage, den anderen jener Goethe, der den Gebildeten der Zeit als Träger höchster Schönheit und klarsten Weltanschauens vorschwebte, von dem sie lernten und andere lehren wollten.

Uns beiden gegenüber stand jene Welt der „Gebildeten“, die sich, stolz auf ihre Examina, für etwas Besseres hielt als die anderen, sich berechtigt glaubte zu bevorzugten Stellen und Gehältern und die jedes Streben nach Überbrückung der Klüfte haßte.

Erst im Laufe der Arbeit wurde es deutlich, daß hier verschiedene Richtungen waren. Zu Anfang schien es uns, daß alle, die mit uns gingen, ganz erfüllt seien von dem Bewußtsein und Willen, die Selbständigkeit des Denkens und Urteilens zu wecken und den Menschen dadurch zu dienen, daß man ihnen die Kenntnisse und Fähigkeiten zeigte oder den Weg zu ihnen bahnte, die zu selbständigem Urteilen und Handeln, zu eigener Verantwortung auf allen Gebieten des Lebens befähigten.

So war es kein Wunder, daß einige Gebiete vor allen anderen die erste Zeit der Volkshochschulbewegung bestimmten.

Als beliebtes Thema galt: Volkswirtschaft. Vorlesungen über sie wurden von allen Seiten begehrt und gern gehalten.

Natürlich stand man hier sofort vor der Schwierigkeit der verschiedenartigen Stellungnahme zu volkswirtschaftlichen Fragen. Sollte man sozialistische oder nichtsozialistische Volkswirtschaft lehren? Unsere Entscheidung war: Man soll die Tatsachen und Erkenntnisse weitergeben, die zu einem eigenen Urteil auf diesem Gebiete verhelfen können. Wie kann man eine solche Behandlung erreichen? Dadurch, daß man nicht fragt, wie steht der Mann, den wir zur Vorlesung heranziehen, sondern, wie ist seine wissenschaftliche Bedeutung und Klarheit. Wir legten Wert darauf, daß wir Männer herangezogen, die weithin als Männer einer wahrhaften volkswirtschaftlichen Bildung aner-[79]kannt waren, und meinten, daß von diesen jeder Entscheidendes lernen könne, ob er mit den Folgerungen, die der Betreffende für seine eigene Stellung in den Gegenwartskämpfen zog, einverstanden war oder nicht. Wir muteten so dem Sozialisten zu, bei einem wahrhaft wissenschaftlichen Vertreter bürgerlicher Volkswirtschaft zu hören und umgekehrt. Wir meinten, das könne nur der Klarheit und Selbständigkeit des Urteils dienlich sein und müsse dazu führen, daß man sich gegenseitig wahrhaft verstehen lerne.

Wir sehen, daß hier schon eine der großen Schwierigkeiten lag, die der Volksbildungsbewegung gefährlich werden mußten. Die Heißsporne sämtlicher Lager waren schon deshalb von Anfang an ihre Gegner.

Das eigentlich Politische wurde von uns ausgeschaltet. Wir glaubten, daß es den verschiedenen Parteien, ihrer Agitation und Bildungstätigkeit überlassen werden müsse, da wir uns nicht zutrauten, eine Darbietung des Politischen zu organisieren, die allen dienen könne. Vielleicht war das ein grundsätzlicher Fehler, eine Schwäche, die vor jenem Ansturm der Heißsporne zu weit zurückwich. Vielleicht war es aber auch damals nicht anders möglich.

Als zweites wurde das Religiöse ausgeschaltet. Gerade wir Theologen, die wir wahrhaft darum rangen, ein neues Verstehen des Christentums den Menschen zu bieten, befürworteten diese Ausschaltung. Wir wollten jeden Anschein vermeiden, als wollten wir auf diesem Umweg Menschen für Kirche und Religion gewinnen. Es sollte ganz deutlich sein, daß es sich nur darum handelte, zu selbständigem Denken und Urteilen auf allen Gebieten zu verhelfen. Wir waren der festen Überzeugung, daß Menschen, die zu selbständigem Urteilen gekommen sind, nicht mehr jener Hetze gegen das Religiöse zum Opfer fallen würden, die deswegen wirkte, weil sie sich im Religiösen bevormundet fühlten. Wir wußten, daß erst dieses Gefühl beseitigt werden mußte, ehe man die Menschen für eine klare Würdigung des Religiösen gewinnen konnte.

Wir erkannten auch, daß für alle diese Dinge zwei Gebiete sehr Wesentliches zur Wegbereitung einer wahrhaften Einstellung leisten würden: Geschichte und Philosophie – freilich auch Kunst und Dichtung. Diese Gebiete habe ich mir immer als meine Hauptgegenstände genommen, obwohl ich gelegentlich auch Volkswirtschaftliches bot, wenn andere Vortragende dafür nicht zur Verfügung standen.

Geschichte, ernsthaft behandelt, mußte die Menschen lehren, das Geschehen der Zeit unter großen Gesichtspunkten zu schauen. Wir mühten uns, zu zeigen, wie das Gegenwärtige aus dem Vergangenen wurde, wie in dem Vergangenen Lebenskräfte, aber auch Gefahren-[80]quellen für die Zukunft liegen. So wollten wir mithelfen, daß man tapfer weiterschritt, aber auch aufbaute auf dem, was wirklich vorhanden war.

Auch für das religiöse Leben mußte geschichtliches Wissen viele Vorurteile beseitigen und deutlich machen, warum dies und jenes so falsch gestaltet ist. Es galt auch zu erkennen, daß man die großen religiösen Gemeinschaften wohl reformieren kann und muß, aber nicht zerstören darf.

Wir hofften, daß eine von wahrhaften Geschichtsforschern gegebene Einführung in geschichtliches Wissen eine starke Erziehung zu objektivem Urteil werde, die überall zu stärkerer Gerechtigkeit im Denken und Tun führen müsse.

Philosophie sollte zu Ähnlichem verhelfen. Es wird vielleicht vielen sehr kühn dünken, daß wir wagten, Philosophie in unsere Lehrpläne aufzunehmen. Mir selbst war sie das Lieblingsfach; bin ich doch meiner ganzen Bildung nach Philosoph. Ich habe durch alle Jahre und Semester meine Kurse über Philosophie gehalten. Dabei hatte ich eine sehr treue, geschlossene Mitarbeiterschaft. Ich führte sie durch die gesamte Geschichte der Philosophie, von den alten griechischen Naturphilosophen und Sokrates bis zu Nietzsche und Karl Marx. Indem sie erlebten, wie die philosophischen Fragestellungen eine nach der anderen auftauchten und man nun rang, sie zu beantworten, wurde ihnen die beste Einführung in das denkende Betrachten der Welt und der Lebensfragen gegeben. Dann erlebten sie die große Umbildung des Weltbildes im 16. Jahrhundert und verstanden die Erschütterung des Denkens, die damals geschah. Schließlich erlebten sie im 19. Jahrhundert, aufwachsend aus der großen Zeit Kants und des Idealismus, die ungeheure Zersetzung, die sich dadurch vollzog, daß die kapitalistische Wirtschaft den Menschen die materialistische Denkweise aufzwang. Nun konnten sie Karl Marx' leidenschaftliche Kritik verstehen und etwas ahnen von der zukunftsweisenden, ethischen Kraft, die zur Erneuerung und Freiheit von dieser tötenden Gesellschaft und ihrem Geiste und ihrer Organisation rief, die den Menschen aufrütteln wollte, daß er die Abhängigkeit von der lähmenden Gesellschaftsgewohnheit und dem Bedürfnis nach alltäglicher Behaglichkeit und Bequemlichkeit abschüttle und frei das Schaffen neuer großer Möglichkeiten beginne. Der Kreis der Menschen, die mir auf diesem Wege durch Jahre folgten, umfaßte Männer und Frauen aller Alters- und Bildungsstufen. Ich hatte allmählich gelernt, meine Darstellungen so einzurichten, daß keinerlei besondere Schulung zum Verständnis nötig war, nur der Wille und die Fähigkeit mitzudenken, auch wenn es mühsam und schwierig und zeitrau-

bend war. Und Menschen, die [81] denken wollen und können im Sinne eines vertieften Sich-Mühens um die Lebensfragen und die Vorgänge des eigenen Innern, gibt es immer wieder in allen Ständen und auf allen Bildungsstufen! Man muß sie nur suchen.

Man wird sofort verstehen, daß solche Vorlesungen auch dem religiösen Leben dienten. Was direkte Vorlesungen über religiöse Probleme nicht vermocht hätten, geschah hier. Es wurde den Menschen deutlich, wie das Geheimnis des Daseins und des eigenen Innenlebens die Menschen seit Urzeiten beschäftigte und wie das immer wieder zu Lösungen drängte, in denen die platte Alltäglichkeit und materialistische Selbstverständlichkeit beiseite geschoben wurden, weil sie schlechterdings dem Rätsel nicht genügten.

Ein anderer großer Kreis von Vorlesungen bewegte sich um *Dichtung* und *Kunst*. Auch hier habe ich mitgearbeitet. Irgendeinen der Dichter unseres Volkes den Menschen darzustellen gehört mit zum Schönsten, was man sich denken kann. Ich habe ungezählte Vorträge über die deutschen Dichter – vor allem Goethe – gehalten und bei ungezählten Feierstunden mitgewirkt, durch die diese Dichter den Menschen vor Augen geführt und als Quelle der Freude lebendig gemacht werden sollten.

Allerdings hatten wir für dieses Gebiet sehr viele kompetente Männer und Frauen, daß ich nicht so nötig war wie bei den philosophischen Vorlesungen und Vorträgen.

Dasselbe gilt von unseren großen Künstlern der Vergangenheit und Gegenwart. Wir versuchten sie den Menschen zu erschließen in dem Bewußtsein, daß der Mensch in der Kunst das Tiefste an menschlicher Schöpferkraft und an menschlichem Ringen um das Verstehen und Darstellen des Geheimnisses menschlichen Daseins erlebe.

Sehr wichtig waren uns auch *Heimatkunst* und *Heimatgeschichte*. Hier standen in jeder Stadt Männer und Frauen zur Verfügung, die für ihre Heimat Einführungen jeder Art geben konnten. Um sie sammelte sich immer fast der größte, begeistertste Kreis, und hier wurde den Menschen Wichtiges an Überlieferung und Verbindung mit dem, was hinter uns ist und aus dem wir kommen, gegeben.

Nicht zu unterschätzen waren die Vorlesungen über *Körperbau* und *Gesundheitslehre*. Daß Menschen von diesen Dingen ein gut begründetes Wissen bekämen, schien uns für die Zukunft wichtig. So wurden hier Vorlesungen und Übungen in allen Richtungen gehalten, damit Männer und Frauen und vor allem auch die Mütter klare Vorstellungen von gesundem Leben, gesunder Lebensgestaltung und rechter Ernährung und Pflege der Ihren bekämen.

Das führt schon zum Gebiet der *Naturwissenschaft* hinüber. Wie [82] wichtig war es doch, daß alle unsere Freunde eine klare Vorstellung von allem bekämen, was hier die Wissenschaft erforscht hatte, und wie sehr interessierte alles! – Vor allem aber wäre jedes Bemühen um selbständiges Denken und Bilden einer eigenen Weltanschauung vergebens gewesen, wenn man nicht auch die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen gekannt hätte, die wir heute verarbeiten müssen, um ein Weltbild zu haben. Immer wieder mußte ich in meinen philosophischen Vorlesungen darauf hinweisen, daß man diese naturwissenschaftlichen Kenntnisse nötig habe, um zur vollen Klarheit zu kommen.

Zugleich war echte naturwissenschaftliche Bildung das stärkste und beste Mittel, um einem oberflächlichen Materialismus, wie man ihn aus oberflächlicher Kenntnis naturwissenschaftlicher Arbeit gebildet hatte, entgegenzuwirken.

Das waren im wesentlichen die Gebiete des Wissens und Arbeitens, denen sich die Volkshochschule Thüringen widmete.

Bei jener ersten Versammlung in Jena war ein begeisterter Kreis aus allen Gegenden Thüringens versammelt. So begann sofort die Arbeit in einer großen Zahl der Städte und Dörfer.

Hier waren es Professoren der Universität, dort Lehrer oder Oberlehrer oder ein Pfarrer, ein Ingenieur, ein Arbeiter oder ein Bauer, die die Sache in die Hand nahmen. Die Mitarbeit der Frauen war besonders wichtig, um auch deren Bildungsinteresse zu wecken und zu befriedigen.

Wo man nicht genügend tragende Kräfte am Ort hatte, wurden Vortragende gerufen, die im Laufe des Winters kursorisch ein Gebiet behandelten. Für mich begann eine sehr anstrengende Vortragstätigkeit, die mich durch ganz Thüringen führte. Ich hatte in Vorträgen, Vortragszyklen und Feierstunden aller Art in den Volkshochschulen verschiedener Städte und Dörfer zu sprechen. Die auf freier Mitarbeit und freien Beiträgen beruhende Organisation der Volkshochschule Thüringen wurde von den staatlichen Behörden, den städtischen Körperschaften, den Gewerkschaften und vielen Organisationen weitgehend unterstützt. Sie war in dieser ersten Zeit getragen von der Mitarbeit weitester Kreise. Unendliches erhoffte man von ihr. So konnte man auch in großem Rahmen und großzügiger Weise arbeiten. Eine sehr tatkräftige Leitung wurde in Jena organisiert; es konnte dort eine Zentrale mit mehreren Geschäftsführern geschaffen werden, die nun die Arbeit organisierten.

Der Höhepunkt der Erfolge war schließlich erreicht, als nach einigen Jahren die Heimvolkshochschule Dreißigacker eingerichtet werden konnte. Nun war es uns möglich, junge Menschen, die sich in unseren Arbeitsgemeinschaften vorgebildet und bewährt hatten, zur Weiterbildung dorthin zu senden. Ein großer Teil hat dort die Grund-[83]lage zu einer gediegenen Bildung und Lebensarbeit gelegt, die sich dann in verschiedensten Richtungen betätigte.

Meine Eisenacher Volkshochschularbeit

Wir kamen von Jena mit dem Entschluß zurück, auch in Eisenach eine Volkshochschule zu gründen. Eine Versammlung wurde einberufen, zu der alle maßgebenden Leute eingeladen waren. Man beschloß die Gründung, schuf den entsprechenden Verein, genehmigte die Vorschläge zur praktischen Arbeit und wählte mich zum Leiter des neuen Unternehmens.

Damit wurde mir eine riesige Arbeitslast neben meinem Pfarramt auf die Schultern gelegt. Es war vielleicht auch ungünstig, daß man jemand wählte, dem es noch an der genaueren Kenntnis der verschiedenen Persönlichkeiten fehlte. Aber es war der ganzen Sachlage nach das Natürliche, denn ich war der einzige, der seit Jahren in solcher Arbeit stand.

Nun galt es, mit einigen freiwilligen Helfern und Helferinnen eine Sache zu organisieren, die in Vorlesungen und Arbeitsgemeinschaften die Einführung in alle oben genannten Gebiete ermöglichte. Es fand sich ein Kreis von Mitarbeitern. Bald konnten wir eine öffentliche Ankündigung machen, in der eine Fülle von Möglichkeiten – vielleicht zu viele – dargeboten wurde. Die Räume für die Abende hatte die Stadt in einer neuen Schule zur Verfügung gestellt.

Die Hörer durften zuerst einige Abende frei hören und wählen. Dann hatten sie Karten zu lösen, für die sie eine verhältnismäßig kleine Zahlung zu leisten hatten; Freikarten und verbilligte Karten für besonders Notleidende waren auch vorhanden.

Man kann sich denken, daß die Vorbereitung eines neuen Semesters einige Wochen intensivster Anstrengung bedeutete. Daneben hatte ich meine eigenen Vorträge und Arbeitsgemeinschaften – und mein Pfarramt.

Aber auch während des Semesters war dauernd etwas zu tun. Es entstanden oft Raum- und Personalschwierigkeiten. Ein Vortragender erlebte die Enttäuschung, daß viele seiner Zuhörer allmählich wegblieben und wollte für den kleinen Kreis nicht weiterlesen, einer hatte mit diesem oder jenem Zuhörer seine Nöte, weil er ihm die Aussprache verdarb. Ein anderer hatte gar eine politische oder religiöse Äußerung getan, die ihm übelgenommen wurde.

Anfangs schien es, als ob diese Vorkommnisse Gelegenheiten zu gemeinsamen Aussprachen und damit zur Verständigung über unsere [84] Arbeit werden könnten. Leider wurde das im Laufe der Jahre immer schwieriger, je stärker die wieder aufsteigenden politischen Leidenschaften die Menschen faßten. Dabei waren nicht die eigentlich im politischen Leben stehenden Menschen die schwierigsten. Am wenigsten zum Verständnis der anderen zu bringen waren immer die sogenannten „unpolitischen" Menschen. Sie weigerten sich einzusehen, wie sehr sie durch ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen und ihre Gesellschaftsstellung beeinflußt waren, und behaupteten mit bestem Gewissen, daß alle Kritik an ihrem Arbeiten und aller Gegensatz nur aus der politischen Befangenheit der anderen stamme.

So war es leider nicht zu vermeiden, daß die Volkshochschularbeit durch die Bildung zweier Kreise in ihrem Wesen bedroht wurde. Es entstand einer, der sich mehr um die politisch und gesellschaftlich rechtsstehenden Mitarbeiter bildete, und einer um die mehr linksstehenden. Eine kleine, tapfere Gruppe hielt mit mir stand, die sich diesem Schicksal nicht fügte, sondern jenes Ziel der Volkshochschularbeit für sich und andere festhielt, daß sie vor allem auch lehren sollte, sachlich zu urteilen, sich über die bloße Beherrschtheit von Partei und gesellschaftlichen Vorurteilen zu erheben und die Dinge und Menschen zu sehen, wie sie sind, und nicht, wie sie uns geschildert werden. Es waren Männer und Frauen aus allen gesellschaftlichen Schichten und verschiedenster politischer Anschauung, die in dieser Arbeit aushielten und dadurch ihre stillen, wesentlichen Träger wurden. Sie machten es möglich, daß wir in unseren öffentlichen Feiern und Werbeabenden immer wieder einheitlich hervortraten. Sie zerbrachen durch ihr Dasein und ihr Hinübergreifen in die verschiedenen Kreise immer wieder die Absonderungstendenzen und hielten den lebendigen Austausch aufrecht.

Verhindern konnten sie es nicht, daß wir Mitarbeiter hatten, um die sich das konservativ-bürgerliche Publikum scharte, solche, die den Sozialisten anzogen, und solche, die beiden Gruppen dienten.

Diese Trennung wurde auch dadurch herbeigeführt, daß sich die verschiedenen Gruppen verschieden einstellten. Die einen mühten sich in dauernder persönlicher Verbindung mit den intellektuell nicht besonders ausgebildeten Menschen, die Sprache, Methode und Einstellung des Denkens und der Interessen zu lernen und zu erkennen, die es ihnen ermöglichten, diesen Menschen zu dienen. Die anderen glaubten, daß die Methoden und Fragestellungen, die ihnen als gebildeten Menschen geläufig waren, selbstverständlich auch das seien, womit man dem einfachen Menschen dienen könne und müsse. Man wollte ihn dazu erziehen, sie sich anzueignen. Man sah nicht, daß das von einem schwer arbeitenden Menschen zuviel verlangt war. Er [85] wollte Hilfe und Klärung für seine Lebensprobleme und die Möglichkeit, einen Überblick über die Gesellschaft und ihre treibenden Kräfte zu gewinnen, um dadurch zu einer selbständigen Weltanschauung und Lebensauffassung kommen zu können. Der Mangel an Menschen, die dem Arbeiter das Recht zusprachen, von seinen eigenen Lebensnotwendigkeiten her zu denken, war zu groß. Das war die große Not der Volkshochschularbeit. Und doch war es einer ihrer Hauptzwecke, auch die sogenannten Gebildeten dazu zu bilden, daß sie sich um das Verstehen der verschiedenen Typen von Menschen und ihrer Lebenslagen und geistigen Notwendigkeiten mühten. Diejenigen, die sich erziehen ließen, das zu beachten und vom schwer arbeitenden Menschen wesenhaft und wahrhaft zu lernen, gewannen großen geistigen Reichtum und persönliche Lebensvertiefung aus dieser Arbeit. Ihnen wurde der Weg auch zu neuer religiöser Erfahrung eröffnet.

Damit ist schon gesagt, wie sehr diese Arbeit begleitet sein mußte von einer persönlichen Freundschaft mit Menschen aus verschiedensten Lebensgebieten. Ein eng gezogener Freundeskreis, der zu Aussprachen zusammenkam, war nötig. Dazu mußte man viel Zeit haben für alle die gelegentlichen Freundesbesuche an Abenden. Schließlich war es nötig, ein offenes

Freundeshaus zu sein für alle, die einmal eine stille, behagliche Stunde nötig hatten. Hier setzte wieder die große Leistung meiner Frau ein. Wir waren der Meinung, daß es für alle Menschenbildung wesentlich sei, die Erfahrung eines schlichten, behaglichen Heims zu machen. Der Mensch sollte aus eigener Anschauung lernen, wie man Behagen, Friede und Freude in seinem Heim schafft. Immer deutlicher wurde es mir, daß es die erste große Not der Massen ist, daß sie außerstande sind, sich ein geistig erfülltes Leben im eigenen Hause selbst zu schaffen.

Je mehr unsere Kinder heranwuchsen, desto mehr wurden sie – zuerst unbewußt, dann bewußt – beteiligt an dieser Arbeit. Besonders für die jungen Menschen in unserem Kreis wurden sie Mittelpunkte, um die sich vielerlei gruppierte.

Durch die Volkshochschularbeit wurden wir nämlich auch mit einer Aufgabe beladen, die uns schwere Probleme brachte. Eifrige junge Menschen stellten sich hinein, lernten und strebten. Dann aber standen sie vor der schweren Aufgabe, das intellektuell Gewonnene zu lebensgestaltendem Besitz zu machen. Es gelang nicht allen. Die einen blieben in einer hochmütig-armen Halbbildung stecken. Andere suchten die erworbene Bildung nur, um im Leben ein besseres Fortkommen zu haben, und wurden erwerbsgierige Bürger. Alle – auch die Besten unter ihnen – hatten irgendwie durch eine Zeit unfruchtbaren [86] Hochmutes zu gehen. Sie verglichen sich mit dem, was sie gewesen waren und ihre Kameraden noch waren, und dünkten sich durch ihren intellektuellen Besitz hoch erhaben. Nur sehr eingehende persönliche Beratung und Freundschaft konnte durch diese Tragödien hindurchhelfen. Wir erlebten deutlich, daß „Bildung“ immer ein schwer errungener Besitz ist. Wir lernten, warum so viele der „Gebildeten“, denen es zu leicht wurde, nie Bildung erwerben. Aber wir erlebten auch, welch prächtige, leistungsfähige Menschen sich heranbilden, wenn diese Arbeit und dieser Kampf ehrlich suchend geleistet werden, um des geistigen Besitzes und nicht um des äußeren Scheinens willen. In Eisenach und in mehreren Städten Deutschlands stehen jetzt Männer in irgendeiner Arbeit, die sich das erworben haben und die andere zum wahren Menschsein wecken können.

Bei den meisten hat sich auch unsere Überzeugung bewährt, daß wahre Bildung zur Religion führt, auch wenn man keinerlei Propaganda dafür macht Einige von ihnen stehen heute im Dienste der Kirche, andere in ethischer Hilfsarbeit.

Es wurde bald deutlich, daß diese Arbeit neben einem vollen Pfarramt nicht getan werden konnte. Die Volkshochschule stellte mir aus den städtischen Zuschüssen, die sie erhielt, eine Summe für eine Hilfskraft zur Verfügung. Ich fand bei den kirchlichen Behörden der Stadt und der Landeskirche in dieser ersten Begeisterungszeit so viel Entgegenkommen, daß mir für diese Summe ein Hilfsprediger gestellt wurde. Mit ihm teilte ich die pfarramtliche Tätigkeit. Das war eine große Erleichterung. Auch die Reisen zu Vorträgen wurden mir dadurch leichter möglich. Zugleich wurde ich in sehr eifrigen Geistesaustausch mit jungen Theologen gestellt, so daß ich die aufsteigende, neue Theologie nicht nur aus Büchern, sondern aus dem lebendigen Leben und Ringen sehr tüchtiger Menschen kennenlernte. Für Eisenach wählte das Kirchenregiment immer tüchtige, junge Leute aus. Wir wirkten in guter persönlicher Freundschaft miteinander. Aber ich erlebte schon die schmerzliche Tatsache, daß diese jungen Theologen – gerade die tüchtigen unter ihnen – so stark unter dem Einfluß der Barthschen Theologie standen und daß sie bei aller persönlichen Achtung vor meiner Art und Frömmigkeit, bei meinem Wollen nur beschränkt mitmachen konnten. Vor allem war es ganz unmöglich, sie für meine Volkshochschularbeit zu erwärmen. Dadurch blieb aber eine Lücke im Zusammenarbeiten. Zur Hilfe auf diesem Gebiet konnte ich sie nicht heranziehen.

So kam es, daß ich nach einigen Jahren, als die Volkshochschule Eisenach sich stärker eingelebt hatte, beantragte, daß sie ihren eigenen Geschäftsträger anstellte und ich nur noch als Mitarbeiter und [87] Mitglied ihres Vorstandes mitwirkte. Daß ich bis zu meinem Weggang von Eisenach Mitarbeiter blieb, ist selbstverständlich.

Volkshochschularbeit außerhalb Eisenachs

Vielfach wurde ich um Rat gefragt, wenn irgendwo ähnliche Arbeit begonnen werden sollte, und oft hatte ich bei der Neugründung von ähnlichen Unternehmungen mitzuwirken. Am engsten war in den ersten Jahren das Zusammenwirken mit Jena, dem Hauptort der Bewegung in Thüringen, an deren Spitze Weinel stand. Diese Stadt hatte durch ihre Universität, aber auch durch ihr Volkshaus und die Zeiß-Stiftung außerordentliche Möglichkeiten der Arbeit. Ihr Kreis war besonders groß und lebendig. Außerdem hatte es Weinel verstanden, tüchtige junge Leute, die soeben ihr Studium beendet hatten, als Geschäftsführer anzustellen. Einige von ihnen sind inzwischen im wissenschaftlichen Leben bekannt geworden. Unvergessen sei Reichwein, der nach glänzender Lebensleistung Opfer des 20. Juli 1944 wurde.

Mit diesem ganzen Kreis verband mich ein so starkes Freundschaftsverhältnis, daß kaum ein Winter verging, in dem ich nicht mehrmals dort sprach, sei es zu besonderen festlichen Veranstaltungen oder zu Ausspracheabenden über besondere Probleme und Fragen.

Ebenso wurde ich zu Freizeiten mit herangezogen. Immer wieder veranstalteten wir solche für das ganze Gebiet Thüringen, und man lernte dabei diejenigen kennen, die am eifrigsten in der Arbeit standen. Ganz besonders schön waren die verschiedenen Freizeiten, die im Sommer in Tiefurt stattfanden. Im schönen Park, im Sonnenschein lagerten wir unter den alten Bäumen mitten in den von Goethe geplanten und gepflanzten Anlagen, lasen Goethes Werke miteinander und besprachen die Lebensfragen, die uns so plastisch und packend daraus entgegentraten. Auch kleine Aufführungen aus Goethes Lustspielen wurden eingeübt und zu den Abschiedsfeiern dort gegeben. Diese vierzehn Tage waren uns dann wohl alle wie ein Vortraum einer Epoche, die jedem Menschen Zeit und Kraft lassen und wirken werde, sein geistiges Leben froh und schön, stark, wahr und gütig auszubauen, die jedem die Möglichkeit lichter Freude, getragen von den Kräften heiliger Tiefe und Schönheit, geben werde und allen Ersatz für das Echte beiseite fegen werde. Solche Stunden müssen sein, damit die Menschen, die vor vieler Lebensnot, vielem Leid, Kampf und Neid an Mensch und Zukunft nicht glauben können, glauben und ahnen lernen, was an Möglichkeiten in der Macht des Menschengeistes steht. Nach langen Jahren fragt man sich, ob das den anderen Teilnehmern [88] hoffnungslos versunken ist, was einem selbst so deutlich, warm und klar dasteht.

Auch über Thüringen hinaus führten diese Vorträge. Überall in Deutschland war man auf unsere Bewegung aufmerksam geworden, und man suchte Ähnliches zu schaffen. Mindestens einmal im Jahre wurde ich nach Remscheid gerufen. Dort hatte ein Freund, Johannes Resch, in leidenschaftlicher Begeisterung eine Arbeit geschaffen, die man nicht im Stiche lassen konnte. Er hatte eine Volkshochschule als Lebensgemeinschaft einer großen Gruppe schwer arbeitender Menschen aufgebaut. Alles wurde aus ihrem Kreise selbst geschaffen und getragen. Sie bauten sich selbst ihr Heim auf einem ödliegenden Platz vor der Stadt. Sie schufen sich einen Kindergarten, wie sie sich ihn wünschten. Sie lebten in dauerndem geistigem Austausch und lebendiger gegenseitiger Beratung und Hilfe. Auch wenn man weltanschaulich vielfach anders dachte als sie und ihr mitreißender Führer, mußte man ihr großes und gutes Werk bewundern und konnte sich nur freuen, daß sie so vom Volkshochschulgeist erfüllt waren, daß sie immer wieder Leute anderer Weltanschauung zu sich riefen, hörten und liebten. Und um dieses Werk gruppierten sich auch kleinere Kreise in Rheinland-Westfalen, mit denen man in Arbeitsgemeinschaft kam.

Anderswo wirkte immer noch jene Richtung des Intellektualismus nach, mit dem wir schon als junge Männer zu kämpfen hatten. Sie wurde sogar verstärkt durch die vielen neu heranströmenden Kräfte, die meinten, man müsse der Masse des Volkes in derselben Weise alles – das ganze Leben, Kunst und Literatur, Geschichte und Naturwissenschaft – in möglichster Fülle als Kenntnisse beibringen, wie man es leider in den Höheren Schulen tat. Für diese Bewegung war das Veranstalten wissenschaftlicher Vorträge über alle Gebiete des Lebens

und die Sorge, daß diese Vorträge gehört wurden, das Wesentliche der Arbeit. Der Mann der Bildung war der Führer, die Masse der aufnehmende Teil.

Soweit man kleinere Arbeitsgemeinschaften veranstaltete, geschah es, um das Gebotene zu eingehenderer Verarbeitung zu bringen, im Sinne eines Lehrens und Aufnehmens. Dieser Teil unserer Bewegung wurde von zwei Gruppen getragen. Da war die eine Gruppe, die so stark im Banne der überlieferten bürgerlich-liberalen Weltanschauung stand, daß ihr der Gedanke gar nicht kommen konnte, in jedem Menschen müsse durch das Verarbeiten dessen, was aus der Kultur der Jahrhunderte zu ihm kam, ein Neues, Eigenes, Zukunftweisendes entstehen. Es war der dogmatisch erstarrte Liberalismus, den man dann so gern „den“ Liberalismus nannte und bekämpfte.

[89] Neben ihm stand ein scheinbar radikalerer, in Wirklichkeit ebenso dogmatisch erstarrter Liberalismus, die freidenkerische Aufklärung. Auch für sie waren alle Rätsel des Lebens gelöst, auch für sie war Wissenschaft ein Weitergeben einfach vorhandener Kenntnisse. Das Ringen um Rätsel und das Neuwerden der Wahrheit in einem jeden kannte man auch hier nicht!

Wir Männer des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung hatten schon 1905 diesen Gedanken andere Forderungen entgegengestellt: die nach Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung dessen, der sich bilden will. Wir schufen Organisationen, die von denen geleitet wurden, die die Bildung suchten, und forderten Arbeitsgemeinschaften und Methoden, bei denen der „Lehrende“ sich ebenso als Lernender fühlen müsse wie der Lernende selbst. Hat der Lehrer seinen wissenschaftlichen Stoff, seine Kenntnisse und Erkenntnisse, so hat der Lernende seine Lebenserfahrung. Aus dieser Lebenserfahrung muß dem, der mit ihm den Weg zur Bildung sucht, so viel Neues, zu Verarbeitendes entgegenleuchten, daß auch für ihn die Arbeitsgemeinschaft immer neuen Stoff, Erweiterung seiner Bildung und Zwang zum neuen Durchdenken bringen muß. Nur wo es so ist, entsteht ein lebendiger Bildungsvorgang. Er ist ein gemeinsames Werden und Ringen, Schauen und innerliches Klarwerden und Erstarken. Er ist sich umgestaltendes Leben in einem jeden und dadurch Werden eines gemeinsamen geistigen Daseins für alle, selbst dann, wenn sich dieses geistige Dasein bei den verschiedenen Teilnehmern einer Arbeitsgruppe in verschiedener Gedanken- und Überzeugungsbildung ausspricht.

Mir persönlich ist diese Art der Arbeit ein Stück meines Wesens geworden. Ich habe sehr viel dadurch gelernt, daß ich sie so tat. Mein ganzes Wesen wurde erweitert und immer neu und tiefer gestaltet. Ich habe die Möglichkeit gehabt, mich einzuleben in Menschen aus allen Schichten unseres Volkes, und das brachte mir das geistige Wesen und die Lebenserfahrung eines Bauern und einer Bauersfrau ebenso nahe wie die eines Arbeiters oder einer alten Mutter. Ich erfuhr dieselbe Gemeinschaft des Werdens mit Gliedern der sogenannten gebildeten Stände, ja der Unternehmerschaft und Aristokratie, am wenigsten vielleicht mit Gliedern aus dem geschäftlichen Mittelstand, obwohl auch einige von ihnen mir nahe Freunde wurden. Wegen dieser Fülle der Erfahrung rechne ich mich heute zu den reichsten Leuten unseres Landes.

Aber nun schob sich auch über unsere Haltung hinaus ein Drittes in den Gesichtskreis und forderte sein Recht. Es waren die jüngeren Mitglieder unseres Kreises, die dieses Neue vertraten und zu ver-[90]wirklichen suchten. Sie waren alle sehr stark von der Jugendbewegung beeinflußt. Im Laufe der Jahre schufen sie sich im „Hohenroder Kreis“ eine Art Zusammenschluß, der nie eine förmliche Organisation, sondern ein Freundschaftsbund Gleichgesinnter war. Ich gehörte diesem Kreis nicht an, obwohl ich mit beinahe allen seiner Glieder in herzlicher Freundschaft verbunden war. Vielleicht war es Zeitmangel, vielleicht war es der Altersunterschied. Ich weiß es nicht. Vielleicht war es aber auch, daß ich die sehr schroffe Ablehnung, die dieser Kreis aller andersgearteten Volksbildungsarbeit gegenüber zeigte, so nicht teilte.

Ich hatte erfahren, daß auch jene dogmatisch betriebene Arbeit sehr oft Menschen weckte, die dann weiterkamen, daß es also immerhin besser sei, sie zu tun und die Menschen, die sie taten, wirken zu lassen, als sie einfach lahmzulegen. Immerhin rief sie die Menschen aus der bloßen Alkoholgeselligkeit oder politischen Kannegießerei zu geistigem Arbeiten auf. Ich hatte erfahren, daß große Vorträge ihre werbende und weckende Kraft hatten und oft sehr viel mehr wirkten, als der Vortragende geben konnte. Ich hatte auch erfahren, daß die lebensvolle Begeisterung eines Mannes für seine Wissenschaft und seine Arbeit oft, ohne daß er es wollte und wußte, viel von dem so nebenher leistete, was die anderen forderten. Mir schien es also das Richtige, die anderen ohne Kampf wirken zu lassen, aber die tiefere Arbeit neben ihnen zu tun und sie so zu ergänzen.

Jene anderen waren ungeduldiger. Ihnen schien es, daß man die Menschen wieder zu einer Bildung führe, die keine sei, also in die Irre. Ihnen wurde deutlich, daß alle Bildung nur dann Kraft und Wahrheit hat, wenn sie Lebensgestaltung wird. Lebensgestaltung in Schönheit und Wahrheit, in eigener Überzeugung, gegenseitiger Hilfe und Achtung. Sie schufen Lebenskreise. Es waren junge Menschen, die zu diesen Lebenskreisen zusammengefaßt wurden, die die Freistunden zu kleinen, von Lied, Tanz, Kunst und Dichtung durchleuchteten Festen zu machen suchten. Miteinander besprachen sie alle Lebensfragen, und miteinander suchten sie die Lösungen zu verwirklichen. So schufen sie Volksbildungsgemeinden, kleine Kreise, in denen gemeinsames Suchen nach Wahrheit und Erkenntnis geweckt, aber auch Verwirklichung der Erkenntnis gesucht wurde in gemeinsamem Leben, in dem sich jeder für den anderen und für die Verwirklichung der Wahrheit verantwortlich wußte. Gemeinsame, echte Freude wurde gesucht, gegenseitige Hilfe, möglichst enges, freundschaftliches Zusammenleben. Vor allem gingen die Kreise der Jugend auf diese Art der Arbeit ein, und es entstanden viele Volkshochschulen, die von einem begeisterten Jugendkreis getragen wurden. Wir standen von [91] Eisenach aus in enger Verbindung mit der Volkshochschule Kassel, die in solchem Geiste geleitet wurde.

Internationaler Settlements-Kongreß – Die deutsch-englische Volkshochschulwoche

Sobald die politischen Verhältnisse die Möglichkeit gaben, begannen englische Volksbildungsunternehmungen, Reisen für ihre Mitglieder nach Deutschland zu veranstalten. Sie taten das, um persönliche Beziehungen zwischen Deutschen und Engländern zu schaffen und dadurch den Vorurteilen entgegenzuwirken, die man in England vom Kriege her so stark hatte. Es waren besonders die „Adult Schools“, die von den Quäkern geschaffenen und meistens von ihnen geleiteten Volksbildungsveranstaltungen, die das unternahmen; auch die „Educational Settlements“ beteiligten sich daran. Letztere waren etwa das, was wir eine städtische Volkshochschule nennen würden, auch prinzipiell ohne besondere weltanschauliche oder religiöse Bindung, aber – in England selbstverständlich – von energischem Tatchristentum durchsetzt und getragen. Die „Adult Schools“, die ihre wichtigste Versammlung am Sonntagvormittag hielten und dabei prinzipielle Lebensfragen besprachen, waren sehr stark religiös bedingt. Die Hauptgeschäftsträger der beiden Bewegungen, Peaverett und Jeaxley, kamen mit ihnen und waren öfter unsere Gäste in Eisenach. Für diese englischen Bewegungen war es auch selbstverständlich, daß sie die Verantwortung des einen für den anderen pflegten, also sich als Lebenskreise und Gemeinden gestalteten. Dies gab ihnen bei allem tiefen Unterschied eine Verwandtschaft mit dem, was der Kreis der Hohenroder wollte. Andererseits waren – und sind – die Engländer viel zu wenig prinzipiell, als daß sie sich irgendwie um die inneren Gegensätze und Unterschiede der deutschen Arbeit gekümmert oder sie gar verstanden hätten. Sie standen in derselben freundschaftlichen Beziehung zu Frankfurt, dem Hauptort der stark intellektualistisch aufgezogenen Arbeit, deren große Erfolge sie deutlicher sahen als andere Deutsche, wie zu kleineren Volkshochschulen, die im Sinne der Hohenroder Gruppe arbeiteten. Für diese englischen Bewegungen war es damals nicht leicht, Beziehun-

gen zu Deutschland aufzunehmen. Der noch in der Herrschaft stehende englische Chauvinismus nahm das sehr übel. Ebenso war es für uns nicht leicht. Auch bei uns glaubten viele, es sei eine Verleugnung deutschen Nationalgefühls, wenn man so sehr freundlich solche englische Gruppen öffentlich begrüßte. Obwohl damals die Quäkerspeisung schon im Gange war, wurde ich [92] wegen meiner freundschaftlichen Beziehungen zu „Feinden“ heftig angegriffen. Wir ließen uns aber hüben und drüben nicht irremachen.

Ein großes Erleben brachte um diese Zeit die Teilnahme an der internationalen Settlements-Konferenz in London. Ihre Stätte war Toynbee-Hall, das erste Settlement in einem Slum. Der Zweck der Konferenz war die Sammlung derer, die irgendwo in der Welt solche Arbeit leisteten. „Settlement“ ist in diesem Zusammenhang eine Niederlassung von Menschen gebildeten Standes im ausgesprochenen Armenviertel, die dort miteinander eine helfende, beratende, weiterbildende Gemeinschaft aufbauen und die Möglichkeiten eines verantwortungsbewußten Lebens unter den ganz Verlassenen und Verkommenen zu schaffen suchen.

So war Toynbee Hall im schlimmsten Teile Londons gegründet worden und hatte einen großen Kreis von Menschen um sich gesammelt, die Unterricht in allen nützlichen Dingen des Lebens, Beratung in allen Angelegenheiten ihres Daseins, aber auch Freude und Erholung. dort fanden, wo unter einem ständigen Werden ein wechselnder Kreis von Menschen aller Berufe wohnte und mithalf. Damals schon waren diesem Settlement in London so viele gefolgt, daß man sagen kann, es gibt in England kaum einen Menschen in irgendeiner führenden Stellung, der nicht ein oder zwei Jahre seines Lebens in einem solchen Settlement zugebracht hat.

Daß das nicht genügt, Menschen von ihren gesellschaftlichen Vorurteilen zu befreien, wird durch die englische Politik ziemlich deutlich gemacht. Aber es hat doch auch mitgewirkt, der englischen Politik einen wesentlich anderen Zug sozialen Verstehens zu geben, als ihn die Politik anderer Länder oft hatte. Es hat auch mitgewirkt, die Massen in einer anderen Stimmung gegenüber Staat und Gesellschaft zu halten, als es anderswo gelang. Es war im England um 1890-1900 doch möglich, daß Toynbee Hall, das sehr stark vom vermögenden England unterstützt wurde, klar und deutlich bei einem Streik der Dockarbeiter für diese Partei nahm. Es hat sie sogar, da sie noch völlig unorganisiert waren, organisieren helfen. Es stellte ihnen aus seinen Mitarbeitern geistig fähige Menschen, die zunächst Sekretäre und Leiter der neuen Organisation waren, bis sie eigene Leute dafür hatte. Die Zuschüsse des besitzenden Englands wurden Toynbee Hall dafür nicht gesperrt.

In diesem Toynbee Hall tagte der große internationale Kongreß der Settlements. Settlements in diesem Sinne gab es damals in größerer Anzahl nur in England und den Vereinigten Staaten, dazu das von Siegmund-Schultze in Berlin, eines in Paris und hie und da in der Welt, auch in Rotterdam. In Amerika war führend für diese Bewe-[93]gung Jane Adams, die Frau, die im amerikanischen Leben mit Hull House in Chicago eine ganz große Autoritätsstellung erworben hatte.

Doch legte die Bewegung Wert darauf, auch diejenigen einzuladen, die irgendwo in der Welt verwandte Arbeit leisteten. So wurden neben der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost“ auch die verschiedenen Volksbildungsorganisationen eingeladen, auch der Rhein-Mainische Verband und die Volkshochschule Thüringen. Ich wurde als Abgesandter derselben geschickt und reiste 1921 nach England. Wir waren sieben Deutsche, die sich auf dem Schiffe in Hoek van Holland trafen und miteinander reisten. Wir waren mit die ersten Deutschen, die in irgendeiner öffentlichen Sache in England als Gäste auftraten. So wurden wir vom deutschen Gesandten offiziell eingeladen und frühstückten mit ihm im riesigen Empfangssaal der Botschaft. Man sagte uns, daß die Feindschaft gegen Deutschland in der Öffentlichkeit noch sehr stark sei. Empfunden haben wir das nicht. Wir wurden überall sehr freundschaftlich aufgenommen, waren in englischen Familien Gäste und erlebten die bedeutende Tagung mit.

Die großen Fragen der Volksbildung, wie sie sich in allen Ländern aufdrängen, wurden in Vorträgen behandelt und besprochen. Ich sollte ein kurzes Referat über die deutsche Jugendbewegung geben, fürchte aber, daß es kaum verständlich gewesen ist, da ich damals nach langen Jahren zum ersten Male wieder in der Öffentlichkeit englisch sprach und mich auf der Rednertribüne mehr gehemmt fühlte, als ich das nach früheren Erfahrungen angenommen hatte. Mein Trost war und ist, daß es einem Teil der amerikanischen Redner nicht besser ging. Als ich zu meiner Freundin Joan Fry sagte: „Aber bei diesen Amerikanern verstehe ich doch kein Wort!“, antwortete sie mir lächelnd: „Seien Sie beruhigt, wir Engländer verstehen sie auch nicht!“ Inzwischen ist mir auch das Amerikanische ein vertrauter Klang geworden. Ich füge hier noch einiges Scherzhafte ein. Ein Redner schilderte die Möglichkeiten, die heute ein Mensch hat und in denen er seine Freude sucht. Er wollte zeigen, wie nötig es ist, von den Vergnügungen, die den Menschen nur vom Geistigen ablenken, loszukommen und Geselligkeiten zu schaffen, die ihn zu sich selbst führen und geistig bereichern. So zählte er auf, was alles für die Menschen Vergnügen bedeutet, und darunter auch folgendes: „The other one finds his pleasure by running through the country on the top of a perpetual explosion.“ (Ein anderer findet sein Vergnügen darin, auf einer fortdauernden Explosion durchs Land zu rasen.) Er meinte den Motorradfahrer.

Eine andere bezeichnende Sache geschah mir auf der Reise: Wir waren in Harwich ans Land gestiegen, fuhren miteinander nach London und sprachen natürlich deutsch. Als wir nach London kamen, [94] sah ich durchs Fenster jenes für englische Städte charakteristische Bild der Kamine über den Straßenreihen der kleinen Häuser. „Oh“, rief ich, „the chimneys“, and went on to speak English (sprach englisch weiter), bis mich das Lachen der Freunde darauf aufmerksam machte. Ich selbst hatte es nicht gemerkt; die Suggestionskraft der Kamine hatte mich in die englische Welt zurückversetzt, die ich achtzehn Jahre vorher verlassen hatte. Man sieht aus einem solchen Beispiel, wie sehr man beim Sprechen von Suggestionen der Umwelt und der Menschen abhängig ist. Ich spreche viel leichter und besser Englisch mit einem Engländer oder Amerikaner als mit einem Deutschen!

Aber nun zum Kongreß. Er war sehr groß aufgezogen und gab dem, der mit einiger Erfahrung kam, eine Fülle von wichtigen Erkenntnissen und Anregungen für die Arbeit. Er schuf uns auch sehr viele Anknüpfungen mit Persönlichkeiten, die in der ganzen Welt dieses Werk trugen, und unendlich viel Erkenntnis. Ganz beladen mit Plänen, Gedanken und Anregungen und erfüllt von der Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Arbeit kam man zurück. Viele persönliche Freundschaften gehen heute noch mit einem. Für mich persönlich war eine der schönsten Anknüpfungen die Freundschaft mit Fräulein Emilie C. Knappert, damals noch Leiterin der sozialen Frauenschule in Amsterdam, dazu eine der führenden Frauen der holländischen Frauenbewegung. Die Art, wie sie als Vortragende auftrat, mit glänzendem Englisch, war außerordentlich eindrucksvoll; ihre ganze Gedankenwelt berührte mich so verwandt und nahe, daß ich mich ihr näherte und sie mich dann für die Rückreise als Gast einlud. Ich war später wiederholt ihr Gast in Amsterdam, und eine enge Freundschaft verband uns. Gerade durch sie habe ich Holland und das holländische Leben intensiver kennengelernt, als es sonst bei Besuchen, die nur Vortragsreisen sind, hätte geschehen können.

Leider konnte ich den zweiten internationalen Settlements-Kongreß, der in Paris stattfand, nicht besuchen, war aber wieder zum dritten in Amersfort (1925/26), der „Schule for Wissbegeerde“, dessen Präsidentin Emilie C. Knappert war.

Von der weitausgedehnten Arbeit Emilie C. Knapperts habe ich bei diesen Besuchen sehr viel gesehen, z. B. was sie in Leiden als Leiterin und Gründerin einer Volkshochschule, in Amsterdam als Leiterin der sozialen Frauenschule geleistet hatte, dazu als die unermüdliche Kämpferin und Verbreiterin ihrer Überzeugungen, die in den verschiedensten Bewegungen Hollands führend tätig war. Sie verband eine unerschöpfliche Fröhlichkeit und Hilfsbereit-

schaft mit unerschöpflicher Energie und Selbstdisziplin. Zwei Geschichten sind bezeichnend für das Wesen dieser kraftvollen Frau, die auch darin Frau ist, daß sie [95] über allem Arbeiten im Großen auch das Kleine immer richtig bedacht und organisiert hat.

Der letzte Tag der Konferenz von Amersfort, ein Sonntag, sollte einer gemeinsamen Bootsfahrt von Amsterdam nach Leiden gewidmet sein. Ich war Emilie Knapperts Gast. Als wir am Morgen das Haus verließen, schleppte sie sich mit einem kleinen, aber offenbar sehr schweren Holzköfferchen. Ich wollte es ihr abnehmen und tragen: „Nein", sagte sie, „denn sehen Sie, die Herren übernehmen immer, so etwas zu tragen. Wenn man es aber dann nötig hat, sind die Herren nicht da, und man hat das nicht, was man braucht." Nachdem ich sehr eingehend versichert hatte, ich würde da sein, wenn sie es brauchte – was es war, wußte ich ja nicht –, durfte ich das Köfferchen tragen. Ich saß auf dem Schiff in Unterhaltung mit Freunden, ließ aber immer meine Blicke zu Emilie Knappert schweifen, ob sie ihr Köfferchen nötig habe. Richtig, als wir vom Flusse aus die freie Landschaft vor uns hatten, sah ich ihre suchenden Blicke. Schnell nahm ich mein Köfferchen und ging zu ihr: „Sie suchen das Köfferchen?" „Ja", sagte sie, öffnete es und begann – Ferngläser zu verteilen. Diese hatte sie sich aus ihrem ganzen Bekanntenkreis zusammengeliehen, damit die fremden Gäste auch Hollands Landschaft und ihre Schönheit gründlich genießen könnten.

Bei einem anderen Besuch sagte sie am Vorabend meiner Abreise: „Sie haben neulich gesagt, daß Sie Ihrer Frau gern Blumenzwiebeln mitbringen wollen. Das müssen Sie morgen besorgen. Dann haben Sie noch Ihr Geld zu wechseln. Ich habe das Auto für morgen früh so bestellt, daß wir noch zum Blumenhändler, auf die Bank und dann zum Bahnhof fahren können" – und so geschah es.

Ich hätte die Blumenzwiebeln vergessen.

Hatten wir ausgemacht, um neun Uhr auszugehen, dann stand sie mit Glockenschlag neun völlig bereit im Hausflur und empfand es sehr wohltuend, wenn man sich an ihre Pünktlichkeit gewöhnte. Mit dieser Selbstdisziplin hatte sie eine erstaunliche Leistungsfähigkeit.

Sooft ich in den kommenden Jahren in Holland war – dorthin führten mich einige Tagungen und Vorträge –, war ich auch ihr Gast. Sie war unser Gast, wenn sie mit einer Gruppe junger Mädchen durch Deutschland reiste. Es war mir eine große Freude, als sie mir einmal sagte, sie habe ihr ganzes Leben lang eine starke Abneigung gegen Deutschland gehabt. Ich sei der erste Deutsche, durch den ihr klargeworden sei, wieviel Großes und Gutes im deutschen Wesen und deutschen Geist seien.

Im Herbst 1921 wurde von England aus angeregt, man wolle einmal länger mit deutschen Teilnehmern der Volkshochschulbewegung zu-[96]sammensein. Man arbeitete den Plan einer deutsch-englischen Volkshochschultagung („English-German-Summer-School") aus. Aber es entstand dabei eine Schwierigkeit. Die schroffsten Vertreter der Gruppe, die später den Hohenroder Bund bildete, erklärten, daß sie nicht mit Leuten zusammen vor die Engländer treten könnten, deren Arbeiten ein völlig falsches Bild dessen geben müßte, was man in Deutschland heute wollte.

Man hatte mich, als einen Mann, der zwischen den verschiedenen Gruppen stand, gebeten, für die deutsche Bewegung die Leitung dieser Freizeit (diesen Namen hatten wir damals noch nicht!) zu übernehmen. Ich hatte zugesagt und wurde nun von meinen nächsten Freunden in die Lage versetzt, daß sie nicht mitmachen wollten, wenn nicht bestimmte andere Gruppen ausgeschaltet würden. Vergeblich versuchte ich ihnen klarzumachen, daß das ein Bekenntnis der eigenen Schwäche sei. Denn, wenn sie mit den anderen kommen würden und wirklich die Stärkeren in der Art der Arbeit seien, müßte das sofort deutlich werden. Ich wies darauf hin, daß die Engländer dieses Übertreiben prinzipieller Gegensätze nie begreifen, sondern einmal etwas erleben würden, was sie als eine undisziplinierte Eigenbrötelei empfinden müßten. Und

schließlich stellte ich mich auf den Standpunkt, daß es ein Zurückweisen einer Gruppe von Menschen, die auf diesem Gebiet arbeiteten, nicht geben könne. Wer mit anderen nicht zusammen arbeiten wolle, müsse eben wegbleiben. Aber niemand könne fordern, daß andere um seinetwillen zurückgewiesen würden. So kam es, daß ich Leiter einer Freizeit wurde, der die besten und energischsten, aber auch dickköpfigsten meiner Freunde nicht beiwohnten. Das war keine leichte Sache. Einige Tage schwankte ich, als ich wußte, daß jene ihre Leute zurückhielten, ob ich nicht zurücktreten solle, erkannte aber, daß ich das gegenüber den Engländern nicht verantworten könne, und blieb.

So hatte ich im August 1922 zusammen mit Joan Mary Fry, die von den Engländern darum gebeten worden war, eine Freizeit zu leiten, an der fünfzig englische und fünfzig deutsche Mitglieder teilnahmen, einige davon Leiter, die meisten Besucher von Volkshochschulen, „Adult Schools“ und „Educational Settlements“. Wir hatten das wundervolle Schloß Brühl bei Bonn als Tagungsort gewählt. In Nebengebäuden waren die Schlafstätten bequem bereitet, in einem großen Schuppen war ein Eßsaal eingerichtet, kleinere Räume hatten wir für unsere Vorträge und Aussprachen, die aber meistens im Freien stattfanden, und auf unsere festlichen Veranstaltungen sahen die alten Kurfürsten aus ihren glanzvollen Rahmen herab. Das allein war schon als ein Stück guter Volksbildung anzusehen, wie diese Fürsten sich [97] selbst für unsterblich erklärten, indem sie ihre Wohnungen und die Rahmen ihrer Bilder mit einer Ehrfurcht ausdrückenden Kunst gestalteten, die man nur dem Göttlichen und Geistigen widmen dürfte. Nun aber sind die Künstler, die ihre Bilder schufen und ihre Paläste bauten, uns vertraut und wichtig, aber nicht die Fürsten.

Wir hörten diese Botschaft der Pracht um uns. Wir waren ein Geschlecht, das wußte, es müsse aus aller Zerstörung des Krieges darum gerungen werden, daß neue Geisteskräfte erwachten und zu schaffen begännen. Wie hofften wir damals, und wie nahe schien uns dieses Erwachen, uns, die wir in dem kleinen Kreise hüben und drüben standen, die das Schicksal geweckt hatte. Wie klein diese Kreise waren und blieben, wußten wir nicht. Wir wußten, daß wir das Unsere zu tun und das Feuer, das in uns brannte, weiterzutragen hatten.

Jene Tage dienten dieser Aufgabe. Es waren fröhliche Tage, obwohl wir im besetzten Gebiete die Härte unseres Schicksals deutlich fühlten – die Engländer empfanden sie mit uns. In dieser Arbeitsgemeinschaft suchten wir nun die geistigen Quellen aufzuspüren, aus denen Kräfte des Neubaus werden könnten. Hier sahen Engländer deutsche Menschen und hörten ihre Gedanken, wir Deutsche sahen englische Menschen und hörten sie, und wir erkannten, wie wir zuletzt um dieselbe große Frage der gesellschaftlichen Neugestaltung aus neuem Geiste zu ringen hatten und wie nahe wir doch einander waren, sobald wir uns vor die große Aufgabe stellten, die das Schicksal des Krieges so deutlich der europäischen Menschheit aufgetragen hatte. Wer das so erlebt hat, der kann es heute noch nicht begreifen, daß so viele das nie begriffen und meinten, es gelte nur, im egoistischen Geiste um ein behagliches Leben für sich zu ringen.

Die Sorge für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Tagung hatte der Geschäftsführer der Frankfurter Volkshochschule, Dr. Epstein, mit seiner Frau übernommen, so daß die Freizeit sich in ungestörter Behaglichkeit entwickeln konnte.

Viel Fröhlichkeit verursachten die Versuche der deutschen und englischen Mitglieder, auf die Sprache des anderen einzugehen, und es ist eine unvergeßlich fröhliche Szene, als bei Tisch eine Teilnehmerin in kölnischem Tonfall einem englischen Teilnehmer zurief: „Ach, wolle se emal so kindly die vegetables herunterpasse!“

Für mich war das Wertvolle der Tagung die nahe Berührung mit bedeutenden Vertretern des Quäkertums. Rowntree, der bekannte Quäkerfabrikant, war einer der Vortragenden, dessen soziale Einrichtungen in seiner Fabrik neben denen von Cadbury zu nennen sind. Vor allem

aber war mit mir Präsident der Tagung Joan Fry. Mit ihr [98] schloß ich damals persönliche Freundschaft. Der Kreis der Quäker hielt jeden Morgen vor Beginn der Arbeit eine schweigende Andacht von einer Viertelstunde. Als deutscher Präsident hielt ich mich für verpflichtet, daran teilzunehmen. Zunächst aus Höflichkeit. Dann aber wurde es mir so stark Bedürfnis, daß ich von da an die Stille zu den unentbehrlichen Andachtsformen zähle.

Das Hymnenbüchlein, das mir die englischen Teilnehmer beim Auseinandergehen als Andenken überreichten, ist mir heute noch wertvoll und lieb, obwohl es als Ausgabe des Fellowship-Hymnbooks jetzt lange veraltet ist. Es hat mich zu vielen Tagungen in und außerhalb Deutschlands begleitet.

Eine eigenartige Erinnerung ist mir auch die Tatsache, daß wohl die erste Veranstaltung, die man überhaupt in Deutschland eine „Freizeit“ nennen konnte, die Volksakademie des Rhein-Mainischen Volksbildungsverbandes im Jahre 1905, in meinem Hause in Rüsselsheim stattfand und daß ich bei der ersten deutsch-englischen Freizeit wieder Leiter war.

Es sind doch die Glücklichen, die wagen, im Anfang von Dingen zu stehen, auch wenn sie sich dabei so in den Kampf und das Angegriffenwerden stellen, daß man dann lieber andere an die Spitze stellt, wenn die Arbeit jene mit ergriffen hat, die anfangs dagegen waren. [101]

III.
ARBEIT IM DIENSTE DES KIRCHLICHEN UND RELIGIÖSEN LEBENS GESAMTDEUTSCHLANDS

Mitarbeit an der religiösen Bewegung

Als nach dem Kriege die „Freunde der Christlichen Welt“ ihre Zusammenkünfte in Eisenach aufnahmen, wurde ich mit Troeltsch und Frau Glaue gebeten, die ersten Vorträge der Versammlung zu halten.

Es war mir dies eine große, sinnbildliche Aufgabe. Mir schien es, daß nun wieder ein Augenblick gekommen sei, da man den Ruf erheben müsse, der mir der entscheidende war: Mitarbeit an der Weckung eines kraftvollen, sich seiner Verantwortung für das öffentliche Leben bewußten Christentums. Ich empfand es als eine große und schwere Verantwortung, die auf mir lastete, und suchte sehr, die rechten Worte zu finden, um den ganzen Kreis mitzureißen für diese Verantwortung und Arbeit. Mein Gedanke war: Wir haben nun alles andere zu vergessen, auch die Interessen der Kirche als Werte zweiten Ranges zu empfinden. Wir haben alles aufzubieten, um dem deutschen Volke die geistigen Kräfte zu wecken, durch die es fähig wird, sich selbst zu regieren im Sinne einer großen, starken Demokratie, und durch die es fähig wird, die furchtbare Schwere seines Schicksals zu bezwingen. Die Mitarbeit an der Volkshochschulbewegung, in der Politik und in allen Aufgaben des Volkslebens schien mir Werkzeug dazu.

Ich meinte, daß nun alles davon abhinge, daß wenigstens wir, die wir Jünger Jesu sein wollten, die Aufgabe recht begriffen, die Niederlage und Revolution uns stellten. Mir war es sehr deutlich, daß es nun gelte, dem deutschen Volke die Kraft zu erringen, dieses Schicksal ohne Bitterkeit und Haß zu überwinden in der sieghaften Ruhe dessen, der eine große, neue Aufgabe sieht und Zerstörung und Feindschaft, Mißtrauen und Haß durch eine rechte Friedensgesinnung und Friedensarbeit zu überwinden sucht. War hier nicht eine Aufgabe, deren Erkenntnis unser Volk in einer neuen Weise führend für eine neue Zeit der Menschheitsentwicklung machen mußte?

Vielleicht war ich mir selbst noch nicht klar genug, um das alles so eindringlich sagen zu können, wie es nötig war. Vielleicht waren auch bei anderen die Ohren noch zu verschlossen. Ich hatte schon während des Vortrags das Gefühl, daß nur ein kleiner Kreis der Anwesenden wirklich mit mir ging, der größere Teil aber ablehnend blieb. Am nächsten Tag hielt dann Troeltsch seinen Vortrag. Er sah die Lage unseres Volkes als gänzlich verzweifelt an, sah nur das eine, daß christliche Frömmigkeit uns vor völliger Verzweiflung bewahren müsse und uns in diesem Augenblick nichts bleibe als das stille, individuelle „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt.“

Diese Resignation vor den Aufgaben des öffentlichen Lebens, mit [102] der ganzen Macht der Beredsamkeit und Geistesschärfe eines Troeltsch vorgetragen, behielt den Sieg. Mir wurde in diesen Tagen die Erfahrung vom „Evangelisch-Sozialen Kongreß“ in Straßburg 1906 sehr lebendig. Ihm war eine Versammlung der „Freunde der Christlichen Welt“ gefolgt, auf der ich eindringlich für meine Arbeit unter den Arbeitermassen zu werben suchte und auch durch eine Antwort Troeltschs um den Erfolg gebracht wurde.

Diese Erfahrung hat mit dem, was wir an Troeltsch Großes und Bedeutendes anerkennen, nichts zu tun. Es ist nur sehr deutlich, daß er, der Mann der Geistesfülle und Geisteskraft, doch zuletzt ein geistiger Aristokrat war, dem der Blick für das fehlte, was wir den Massen unseres Volkes schuldig sind, was eine Kirche ihnen zu leisten hat. Schließlich ist es nicht seine Schuld, daß unsere Kirche und selbst die mir so nahestehenden Kreise der „Freunde der Christlichen Welt“ und des „Evangelisch-Sozialen Kongresses“ dieser ins Volksferne führenden Art mehr zugänglich waren als der meinen.

Ich habe mich weder von Troeltsch noch von den „Freunden der Christlichen Welt“ geschieden. Schon allein das klare und eingehende Verstehen Rades hätte mich davon abgehalten. Ich war seit einigen Jahren in den Vorstand der „Freunde der Christlichen Welt“ gewählt und habe als solcher ihre Arbeit eingehend und stark mitgetragen und miterlebt. Gemeinsam mit Rade und Kübel bereiteten wir alle Tagungen vor. Waren sie in Eisenach, so war ich an den geschäftlichen Vorbereitungen jeder Art beteiligt.

Von Jahr zu Jahr wurde ich neu in den Vorstand gewählt, da man die Zusammenstellung Rade, Kübel (einen Mann der klarsten Rechtsrichtung) und Fuchs (einen der klarsten Linksrichtung) immer wieder für sehr gut hielt und sich des freundschaftlich-kämpfenden Verhältnisses zwischen Kübel und Fuchs immer wieder freute.

So war ich an Vorbereitung und Verlauf der großen Tagungen von 1921 auf der Wartburg mit Gogartens Vortrag und der von 1922 auf der Elgersburg mit Karl Barths Vortrag mitbeteiligt. Mit ihnen wurde ja eine neue Entwicklungsphase auch der „Freunde der Christlichen Welt“ eingeleitet, jene Entwicklung, die sie in den Kampf stellte – besser gesagt: in die geistige Auseinandersetzung – mit einer Richtung, die – aus der kritischen Theologie und der denkenden Auseinandersetzung mit dem Geiste der Zeit kommend – mit diesem Geiste der Zeit in die sogenannte „objektive Autorität“ flüchtete und damit den Weg zu einer neuen Orthodoxie beschritt.

Ich spreche von „sogenannter“ Objektivität. Man flüchtet ja zu einer Auffassung der Bibel, die von Menschen gemacht ist, und zu der ebenfalls von Menschen gegebenen Auslegung dieser Bibel. Es ist also eine [103] von Menschen festgesetzte und behauptete „Objektivität“, so gut wie die des Papstes. Es gibt nur *eine* wahrhafte „Objektivität“. Das ist die des Zeugnisses des Heiligen Geistes, das, subjektiv empfangen, zunächst dem Subjekt gegenüber seine zwingende Gewissensmacht beweist und dann aus ihm heraus dem Gewissen anderer.

Ich sage weiter, daß diese Flucht in die objektive Autorität „mit dem Geiste der Zeit“ geschehen sei. Das ist merkwürdig, da ja Barth und seine Schule so leidenschaftlich gegen das Beherrschtsein vom Kulturellen eifern. Aber gerade dieses allzu leidenschaftliche Eifern bestärkt mich nur in der Überzeugung, die die Tatsachen einem aufdrängen, daß diese ganz theologische Bewegung ein Stück dieser Flucht der Menschheit vor den Aufgaben der Zeit in die Autorität einer Vergangenheit – oder in die Autorität von Menschen, die einem die Verantwortung abnehmen – ist. Gewiß kann es einer Menschheit Angst werden vor der Aufgabe, anstelle eines zerfallenden Gesellschaftssystems und einer sich zersetzenden Kultur neue Grundlagen inneren und äußeren Daseins zu legen. Aber wir haben diese Aufgabe, und jede Flucht wird nur die Zeit der Hilflosigkeit verlängern. Nur klare Entschlossenheit, die die Aufgabe angreift, wird auch das Herandrängen der Kräfte wahrnehmen und diese in sich aufnehmen können, die uns zum Bauen des Neuen geschenkt werden sollen. – Ändert euren Sinn! Das Reich Gottes ist nahe!“

Es gilt auch heute.

Ich habe immer zu denen gehört, die mit großem Schmerz feststellen mußten, wie unfruchtbar jede Auseinandersetzung mit Barth oder Gogarten auslief. Bewegte doch auch mich die große Frage, wie jeden, der von Blumhardt und Ragaz beeinflußt ist, wie man die Botschaft des Evangeliums aus der Knechtschaft lösen könne, in die sie durch das Sklavenverhältnis der Kirche zum Staate, der Theologie zur herrschenden Gesellschaftsgesinnung und gesellschaftlichen Weltstimmung geraten war. Aber ich konnte weder diese einseitigen Angriffe auf den Liberalismus mitmachen (Orthodoxie, Pietismus, und – wie sich rasch zeigte – Teile der Barthschen Schule selbst waren und sind in derselben geistigen Abhängigkeit), noch konnte ich glauben, daß man diese Abhängigkeit durch ein neues Wiederaufrichten des Dogmas breche. Mir schien es, daß nur ein neues Einbrechen des Heiligen Geistes die Kraft

sei, dies zu überwinden, und daß wir uns dem öffnen müßten. Wie man sich dem öffnet? Indem man den Aufgaben, die einem das Schicksal stellt, nicht aus dem Wege geht. Nur im Ringen mit den vom Schicksal gestellten Aufgaben ist man da , wo Gott einem begegnet, wo man ihn verstehen lernt und seine Kraft geschenkt bekommt.

[104] Ich werde über meine Auseinandersetzung mit Barth und Gogarten noch ausführlich reden müssen. Hier nur diese Andeutungen. Wir luden sie zu Vorträgen, führten die Auseinandersetzung mit ihnen. Aber es kam nur zu immer deutlicherer Trennung.

Nicht zur Trennung kam es über eine andere Frage, die aber unseren Kreis in zwei klar ausgerichtete Lager teilte, deren Repräsentanten Kübel und Fuchs waren. Es war die Frage, wie und in welcher Richtung wir unserem Volke von christlicher Frömmigkeit her Kräfte für seine ungeheure Aufgabe zu geben versuchen sollten. Wir vertraten den Gedanken einer rücksichtslosen und unbedingten Rückkehr zum Neuen Testament und Urchristentum in allen Dingen des kirchlichen Lebens, in dem unbedingten Vertrauen, daß Gott Lenker der Weltenschicksale ist und nur die Kräfte Zukunft schaffen, die im Lichte der Botschaft Jesu als göttliche Kräfte erscheinen: Liebe, Wahrheit, Frieden – daß Gewalt und Macht aber immer Vertrauenslosigkeit dem Göttlichen gegenüber sind. Es ist kein Vertrauen auf Gott, wenn wir in allen wahrhaft entscheidenden und großen Dingen unser Vertrauen auf das Nichtgöttliche setzen und nur in privaten Angelegenheiten – meistens auch da nur in den Angelegenheiten weniger wichtiger Art oder dann, wenn die weltlichen, irdischen Mittel und Sorgen versagt haben – zum Göttlichen unsere Zuflucht nehmen.

Die andere Gruppe unserer Freunde vertrat in der Nachfolge Friedrich Naumanns weiter die aus dem traditionellen Luthertum stammenden Vorstellungen, daß wir in dieser Welt der Sünde nie stark genug werden, ohne Sünde das aufrechtzuerhalten, was zu erhalten wir verpflichtet sind, das zu schützen, was wir nicht ohne Schutz lassen dürfen.

Vergeblich waren alle unsere Bemühungen, diesem Teile der Freunde deutlich zu machen, daß wir nichts ohne Schutz lassen, wenn wir die geistigen Kräfte zum Schutze einsetzen und aufrufen, daß wir sogar besser und dauernder schützen durch sie. Ich verstand und verstehe die Not dieser Freunde. Habe ich mich doch selbst unter schwerem innerem Ringen erst von Naumanns tief und ehrlich durchkämpfter Gedankenwelt losgelöst. Aber nach wie vor halte ich es für eine der schwersten Niederlagen christlicher Frömmigkeit, daß sie sich selbst in dieser Zeit und Not nicht durchkämpfen konnte zu einem klaren, unbedingten Vertrauen auf Gott und seine Geisteskräfte. Nur eine Frömmigkeit, die zu dieser Kraft kommt, wird die Nöte und Kämpfe der Zeit überwinden und eine neue Grundlage des menschlichen Gesellschaftslebens schaffen können.

So war die große Auseinandersetzung, die auf einer Tagung in Weimar geführt wurde, nachdem die Freunde Schümer und Kübel gesprochen hatten, ein Stück entscheidenden Schicksalsgeschehens. Wie [105] entscheidend wußten wir damals noch nicht. Aber wir gingen tief erschüttert hinweg in dem Bewußtsein, daß selbst in diesem Kreise das Vertrauen zur Macht des Geistes und die Unbedingtheit der Hingabe an Jesu Botschaft und Werk nicht zu wecken sei.

Es blieb ein kleiner Kreis, der die Aufgabe sah und tat. Wie wenig Zeit wir tatsächlich noch hatten, ahnten wir damals nicht.

Auch an der Vortragstätigkeit der Kreise der Freunde war ich dauernd beteiligt und sprach in vielen Städten.

Ebenso schrieb ich dauernd meine Artikel für die „Christliche Welt“ und den „Kunstwart“. Diese Artikel entstanden immer aus einem intensiven Miterleben der Zeitfragen.

Als Rade sich entschloß, die Leitung der „Christlichen Welt“ niederzulegen, war es ein langes, eingehendes Suchen und Überlegen, wer sein Nachfolger werden solle. Schließlich ka-

men wir dazu, Professor D. Hermann Mulert (damals in Kiel) darum zu bitten, der sie von da an leitete. Ich schied 1933 auf meine eigene Bitte hin aus dem Vorstand aus. Meine politische Belastung sollte unsere Arbeit nicht gefährden.

Zu erwähnen ist noch, daß dieser Kreis in Friedrichroda ein sehr feines Erholungsheim für seine Freunde geschaffen hatte. Man sorgte immer, daß ein Freund oder eine Freundin, die geistige Anregung zu geben hatten, als Hausvater da sei, und so fand ein Kreis erholungsbedürftiger Menschen den ganzen Sommer hindurch geistige Erfrischung. Das Heim mußte 1935 aufgelöst werden.

Langsam lösten sich um diese Zeit die engen Beziehungen zum Kreise in Rheinland und Westfalen und zu dessen Zeitschrift „Christliche Freiheit". Dort war der Einfluß Gottfried Traubs so stark, daß die Mehrheit auch dessen Entwicklung, die in jeder Weise nach rechts führte, mitmachte. Er – der radikalste von uns allen – ist auch das stärkste Beispiel jener Flucht ins Objektive. Es ist vielleicht charakteristisch, daß derjenige aus unserem Kreis ihn ging, der sich immer am meisten vom Augenblicklichen mitreißen ließ. Davor wußte er sich nur durch diesen Schritt zu schützen. Der kleine Kreis, der nicht mit Traub ging, blieb ständig mit mir verbunden.

Wie scharf die Auseinandersetzung mit ihm, mit dem mich sehr enge Freundschaft verband, wurde, illustriert eine Tatsache. In seinen „Eisernen Blättern" schrieb Traub in diesen Jahren einen Artikel „Die Thüringer Schwärmer". Er meinte nicht die zu Luthers Zeiten, sondern mich und meinen Kreis und bekämpfte aufs schroffste den schwärmerischen Gedanken, daß man auf das Evangelium und die Geistesstimme, die es weckt, ein Gesellschaftssystem und eine Volkspolitik bauen könne.

[106] Um so enger schloß sich in diesen Jahren der Kreis in Thüringen und Sachsen zusammen, der unter Weinels Führung in Thüringen und G. Mensings Führung in Sachsen stand. Seine Zeitschrift „Freie Volkskirche" wurde von César in Jena herausgegeben, der der eigentliche geschäftliche Organisator der Bewegung war. Auch ihm war und bin ich in herzlicher Freundschaft verbunden. Ich gehörte jahrelang zum tragenden Mitarbeiterkreis der Bewegung, hielt in allen Städten Thüringens und Sachsens Vorträge, veranstaltete in Eisenach Vorträge und Tagungen der Gemeinschaft, die sich „Bewegung für Freie Volkskirche" nannte, und schuf mir so einen Freundeskreis, der wieder alle Stände umfaßte, Menschen verschiedenster gesellschaftlicher Stellung und politischer Anschauungen. Einige Zeit stand man unter dem großen Eindruck, daß hier christliche Frömmigkeit wirklich Menschen verschiedenster politischer und gesellschaftlicher Anschauung und Blickrichtung zusammenhalte. Mir schien das immer ein ganz großes Ideal. Wie sollte denn ein Volk zu einheitlicher Arbeit und Zukunftsgestaltung zusammenhalten, wenn nicht einmal auf religiösem Boden die Menschen verschiedenster Meinung und Blickrichtung sich treffen und verstehen konnten? Meine Vortragstätigkeit und Wirksamkeit in dieser Gruppe war sehr stark von diesem Bewußtsein getragen – diesem Bewußtsein einer großen Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft. Immer schwebte mir vor, daß in Deutschland etwas von dem geschaffen werden müsse, was in England jene religiösen Kreise und jene Freikirchen und Kirchgemeinden sind, in denen der Minister neben dem kleinen Geschäftsmann und Arbeiter, der Links-Parlamentarier neben dem Mann der äußersten Rechten, etwa auch dem hohen Lord, im arbeitenden Gemeindevorstand sitzt oder Kindergottesdienst hält.

Es ist ja nicht individuelle Schuld allein, die das unmöglich macht – auch nicht nur Schuld dieses Kreises, daß es nicht gelingt. Zu sehr hemmt das alte Erbe einer falschen Einstellung in diesen Dingen unser ganzes Volk, verhindert damit aber auch den Einfluß wahrhaft christlicher Frömmigkeit aufs ganze Volksleben. Wenn christliche Frömmigkeit nicht einmal das kann, daß sie im reichen Mann der Gemeinde wahres brüderliches Verstehen für den Armen weckt – auch für dessen Verzweiflung und Verbitterung –, wie soll sie dem Armen nahe-

kommen? In vielen Stunden – beinahe Verzweiflungsstunden –habe ich das Versagen der Frömmigkeit und Kirche hier erlebt und bin meinen Weg gegangen.

Den letzten großen Vortrag in diesem Kreise hielt ich auf der Augustusburg, auf der jährlich der sächsische Kreis tagte. Sein Gegenstand war „Luther und das Schwärmertum“. An Hand eines großen [107] Tatsachenmaterials suchte ich zu zeigen, wie verhängnisvoll Luthers und Melanchthons Stellung zum Schwärmertum war, gerade zu dem Schwärmertum, das mit Energie jeden Gebrauch der Waffen, also jede gewaltsame Revolution ablehnte, aber dafür eine geistige Revolution vertrat, indem es von der Christenheit jene Unbedingtheit forderte, die uns in Jesu Botschaft und in der Bergpredigt ruft. Ich zeigte, wie Luther seine eigene Haltung in Worms später verleugnete, wie er mit den Waffen irdischer Macht den Kampf um das Evangelium führte und wie er so das totschlug, was die Antwort des Volkes auf seine Botschaft war, statt klärend und führend an die Spitze dieser ihm antwortenden Volksbewegung zu treten. Sosehr ich betonte, daß ich nicht daran dächte, Luthers große Bedeutung herabzuwürdigen, im Gegenteil, daß man seine Fehler deutlich sehen müsse, weil die Fehler eines so ganz Großen auch besonders verhängnisvolle Wirkung hätten, haben doch viele aus dem Kreis diese Ausführungen als Beleidigung Luthers empfunden und abgelehnt. Und doch müssen wir hier klar sehen lernen und uns da aus der Führung Luthers lösen, wo er so verhängnisvoll eng ist und das Größte verleugnet, was ihm geschenkt wurde: seine freie Hingabe an die Botschaft Jesu und Gottes Führung. Er schaudert zurück vor dem Gedanken, daß der Geist Gottes allein genügend Führung für einen Menschen und eine Gemeinde sein könne, und flüchtet hilflos zu harter, objektiver Autorität, ohne durchdenken zu können noch zu wollen, was hier grundlegend sein müßte.

Dieser Abschiedsvortrag war eine Zusammenfassung dessen, was mich bewegte und bedrängte. Auch aus ihm werde ich einiges anführen müssen.

Als einer der Träger dieser verschiedenen Bewegungen des freigerichteten Christentums in Deutschland war ich auch einer von denen, die mit zugezogen wurden, wenn sich die Gesamtorganisationen dieser Bewegung trafen. So habe ich viele Sitzungen mitgemacht, in denen der „Deutsche Protestantenverein“, die „Freunde der Christlichen Welt“, die Freunde der „Christlichen Freiheit“ (Rheinland-Westfalen), die Freunde der „Freien Volkskirche“ (Sachsen, Thüringen) gemeinsam tagten und gemeinsame Erklärungen, gemeinsames Vorgehen in den Fragen des religiösen und kirchlichen Lebens berieten. Es war ja die Zeit der großen kirchlichen Neuordnung nach dem Zusammenbruch des Summepiskopats der Landesfürsten. Überall rang man um Klarheit, in welchen Formen nun das Neue werden solle. Überall suchte man sich auf die Grundlagen zu besinnen, auf denen es gebaut werden sollte.

Auch hier rangen zwei Richtungen miteinander. Die einen – zu denen ich gehörte – glaubte, daß man die Gelegenheit benutzen [108] müsse, sich ganz auf die Macht des Geistes und des geistigen Lebens der Kirche zu stellen und alle Stützen irdischer Art, Staatsunterstützung, Amtsautorität usw. abzulehnen habe. Wir glaubten, daß ein großer, kühner Entschluß und von diesem Vertrauen getragener Neuanfang eine unvorstellbar große Autorität schaffen und dadurch die Kirche in ihrer führenden Macht für die ganze Zukunft sichern würde.

Dem gegenüber stand die andere Richtung – besonders von der Orthodoxie getragen –, die anstelle der alten Stützen neue suchte, die die Erneuerung der alten, ererbten Rechte suchte und vom Staate Fortsetzung seiner Unterstützungspolitik forderte. Man erreichte das auch; Staatsunterstützung, Religionsunterricht in der Staatsschule, von der Kirche kontrolliert wurden wieder garantiert. Die Kirche selbst schuf sich mehr und mehr Bischofsämter um die äußere Autorität, die mit den Landesfürsten verschwunden war, wiederherzustellen. Überall trat menschliche Autorität und Objektivität in den Vordergrund, und man wunderte sich, daß die Menschen aus der Botschaft dieser Kirche die Macht des Heiligen Geistes nicht erfuhren.

Dazwischen stand die vermittelnde Richtung, die zwar unser Anliegen verstand, aber, teils aus Rücksicht auf die anderen, mit denen sie ja doch zusammenbleiben wollte, teils, weil „die Menschen dazu nicht reif seien“, abgeschwächte Maßnahmen jener Art befürwortete. Sie haben jedoch nur wenig an dieser Flucht in die Autorität menschlicher Einrichtungen geändert.

Die Probleme, um die wir rangen

Ungelöst stand im kirchlichen Leben – wie überhaupt im Leben des deutschen Volkes – das Problem Autorität und Freiheit. Es ist merkwürdig, wie schwer es ist, hier die Menschen zu einer klaren Anschauung der geistigen Wirklichkeit zu erwecken, denn anschauen muß man, was Freiheit ist, es in sich selbst und anderen erleben, um frei zu sein und doch die ewige Autorität im Gewissen zu tragen, die sich unter ihr Gesetz von innen her beugt und dadurch jene Verbindungen der Menschen schafft, aus denen alle wahren und dauernden Gemeinschaften werden. Es ist das eigentliche Geheimnis der Gotteserfahrung in der Freiheit und Autorität.

Nun stand unser Volk in dieser ungeheuren Schicksalswende, vor einer Aufbauarbeit ohnegleichen aus Zerstörung aller äußeren und inneren Daseinsgrundlagen Wie sollte das getan werden, wenn nicht von innen her jene Kräfte frei wurden, die aus Freiheit zur Bindung und Gemeinschaft drängen und diese schaffen.

So gehörte ich zu denen, die glaubten, daß nur eine Kirche, die für sich dieses Problem gelöst hätte, das für unser Volk tun könne, was sie ihm schuldig sei: es führen zu einer neuen Anschauung der göttlichen Kräfte, die in den neuen Aufgaben tragen und führen könnten. Wir forderten von der Kirche, daß sie wagte, sich ganz auf diese Freiheit zu gründen, ganz der zusammenhaltenden Kraft zu trauen, die von innen her als Macht des Heiligen Geistes die einzelnen faßt, nur durch die einzelnen wirkt und doch gerade dadurch die engste, festeste und einzige Gemeinschaft bildet, die es gibt.

So wurde es uns zur wachsenden großen Not, daß die Kirche immer deutlicher die Flucht zu einer äußeren Autorität antrat. Immer autoritativer baute man das kirchliche System aus mit Bischöfen und Lehrgesetzen und Zwang zu bestimmten Glaubenswahrheiten. Der Ruf nach Kirchenzucht wurde laut gegenüber jeder Erscheinung der Zersetzung und Unkirchlichkeit. Den Staat hätte man am liebsten wieder und wieder in Bewegung gesetzt für solche Zwecke, und man bedauerte seine ablehnende, gleichgültige Haltung gegenüber solchen Wünschen.

Man sah nicht, daß diese Flucht zur äußeren Autorität, in der man die Macht des Dogmas und der äußeren Autorität der Bibel aufrichtete, nur eine Flucht zu jenen alten Vorstellungen und jenen alten, traditionellen Menschengebilden war, die im Krieg ihre innere Schwäche offenbart hatten. Man sah nicht, daß ein Volk nach solch ungeheurem Zusammenbruch ein Neues schaffen müsse, auch eine neue eigene Tiefe und Macht des Gewissens und der persönlichen Glaubenserfahrung gewinnen müsse, aus denen dann neue Bindungen in allen Lebensfragen werden konnten.

Es bestand nie viel Aussicht, daß wir diesen Kampf in der Kirche gewinnen würden. Aber die entscheidenden kirchlichen Kreise wurden gestärkt durch die Barthsche Theologie. Barth geht ja gerade von dem Gedanken aus, wie man in die Willkür der gesellschaftlichen Zersetzung wieder die Macht einer festen Autorität religiöser Wahrheit hineinstellen könne, durch die diese Willkür überwunden wird. Das will er erreichen, indem er das religiöse Leben an die objektive Autorität der Offenbarung, die er im Worte der Bibel sieht, bindet. Er sieht schon hier nicht, daß er ja die Menschen nicht an die Offenbarung in der Bibel bindet und binden kann, sondern an die Auffassung, die er und andere Theologen von der Bibel haben und gewinnen, d. h., daß das, was ihm „objektive Autorität“ schien, subjektives menschliches Gebilde ist. Der Eindruck von Objektivität entsteht nur dadurch, daß eine uralte Tradition

diese Vorstellungen heiligt, so daß für ungezählte Menschen ihnen gegenüber das Weiterfragen schweigt. Das [110] gilt besonders für Theologen und Menschen, die in kirchlicher Tradition aufgewachsen sind. Aber es wird hier nichts von innerer Autorität geschaffen und aufgenommen, die von dem Erfaßten her in den andern die Tür wieder aufstoßen könnte, dorthin, wo auch bei ihnen die innere Macht der Freiheit und Autorität wirklich werden könnte.

So erlebten die Kirchen hier eine neue Kräftigung ihrer kirchlichen Traditionen und der Kreise, die ihr anhingen, aber auch ein wachsendes Sich-Abschließen vom Denken und Ringen und von den Aufgaben des gesamten Volkslebens.

So steht diese erste Frage schon in engstem Zusammenhang mit der zweiten Frage: Was ist die Kirche dem gesellschaftlichen Leben, dem Volksleben, der Kultur schuldig?

Ich gehörte jetzt zu dem (kleinen) Kreis, dem eine Frömmigkeit sinnlos schien, die nicht das Leben gestaltete. In wachsendem Maße hatten mich die Erfahrungen der Zeit, besonders des Krieges, gelehrt, daß es unmöglich sei, Jünger Jesu zu sein in einer Welt, deren Grundlagen von einem dem völlig entgegengesetzten Geiste gebildet waren und sind. Es wurde mir immer deutlicher, daß wir entweder zu verzichten hätten auf den Glauben, daß die Geistesmacht, die sich uns in Jesus offenbart hat, Gott, Herr der Welt ist und von uns fordert, ihren Willen zu tun und ihr Wesen zu verwirklichen – oder darum zu ringen, daß dieser Geist Jesu Christi aber auch alles in der Menschenwelt durchdringe, erfasse und ergreife.

Es gibt nur eines in der Menschenwelt, was schöpferisch ist, das ist der Geist Gottes. Wo er nicht ist, ist Zersetzung, Selbstzerstörung und Zerstörung. Alle Kunst und alles Kulturschaffen ist entweder aus der Sehnsucht des menschlichen Geistes nach der Wahrheit und der machtvollen Gestaltung der Welt in Wahrheit und Güte geboren, oder es ist darstellendes Sinnbild dieses Sehnens, dieser Wahrheit und ihrer Botschaft. Ist es das nicht, so ist es Lüge und Schein.

Wollen wir einer Gegenwart die Kunde der ewigen Wahrheit bringen, so müssen wir mit darinstehen in diesem ihrem Kämpfen und Sehnen, es verstehen, in ihm die Anknüpfungen suchen und aus ihm heraus mitringen um die neuen Gestaltungen und Sinnbilder der Wahrheit. Eine Kirche, die in einem so ungeheuren Ringen kulturellen Lebens nur die Flucht in die scheinbar gesicherte Tradition und überkommene Darstellungsweise kennt, macht sich selbst sinnlos. Die Menschen können sie nicht mehr verstehen.

Wir standen nach dem Krieg in einer Welt, in der die Sehnsucht nach neuen geistigen Sinnbildern in einer Art krampfhafter Verzweiflung aufstieg. Wir erlebten die Kunst des Expressionismus, der verzweifelt die alten Sinnbilder und jegliche ästhetische Tradition von [111] sich wies, und dessen unendliches Ringen um etwas, was wahr, nur wahr – unabhängig von aller Gewohnheit, allem Überkommenen, sei.

Wir erlebten aber auch in der Architektur das Aufsteigen einer großen Sehnsucht, im Bau darzustellen, was Zusammengehören, Zusammenwohnen, Zusammenleben und Zusammenarbeiten für die Menschen bedeuten solle und einmal bedeuten werde. Alles Sentimentale wurde auch hier abgelehnt. Ausdruck der Schwere und Härte des Lebens und der Arbeit sollte alles sein – und doch so geformt, daß es künde, wem es dienen und wie aus ihm Gemeinschaft werden solle.

Kirche und kirchliche Kreise standen dem Werden und Ringen auf allen diesen Gebieten nicht nur verständnislos, nein, geradezu haßerfüllt gegenüber. Es ist ein Stück der Tragik der Barthschen Theologie, daß sie, ein Kind der Zeit und mitbewegt von diesem allem, beitrug zu diesem Sichabwenden der Kirche.

Aber indem sie ihm eine nur menschliche, weltliche Bedeutung gaben und das Getriebensein vom göttlichen Entwicklungsgesetz darin nicht anerkannten, machten sie dies alles für die

kirchliche Entwicklung völlig wesenlos. Mit Recht stellte man die Behauptung auf, daß die Offenbarung die Kritik aller dieser Bewegungen sein müsse. Das ist richtig. Jede geistige Bewegung trägt so viel Wahrheit in sich, als sie Kraft hat, die vor der Offenbarung der Wahrheit bestehen kann. Aber diese Offenbarung wird von den Menschen und Seelen selbst erlebt, die Träger dieses Arbeitens und Mühens sind. Sie kann nicht von einer äußeren Offenbarungsautorität einfach auf sie angewendet, ihr zugemutet werden.

Man muß auch wissen, daß immer das die Kritik einer geistigen Bewegung ist, was auch ihre Triebkraft und ihr Ziel ist. Wieweit sie dem entspricht, was ihr aus ihrem innersten Gerufensein als Aufgabe gestellt ist, das ist Kritik einer geistigen Bewegung. Sage ich, daß die Offenbarung Kritik der Kunst, Kritik der Kultur ist, so muß ich sagen, daß sie auch die innerste Triebkraft und das klarste Zielbewußtsein dieser Arbeit ist.

Sage ich aber: Kultur hat mit Offenbarung nichts zu tun, sie ist eine rein menschliche, irdische Angelegenheit, wenn sie mehr sein will, dann ist das menschlicher Übermut, der sich an Stelle des Göttlichen setzt, und mute ich dann dieser Kultur zu, die Offenbarung als ihre Kritik anzuerkennen, so mute ich den Trägern dieser Arbeit zu, sich einer fremden Autorität zu beugen, die ihrer Sache von außen her zugeordnet ist.

Indem die Kirche das tat, wohl Meisterin und Kritikerin und Richterin sein wollte, aber dem innersten Wesen aller dieser Zeitbewegungen fernstand, erschien sie als ein Hemmnis und eine Feindin, [112] hinter deren hemmender Gewalt man unmöglich das suchen konnte, was im Innersten von der Sehnsucht begehrt wurde, die auf allen diesen Gebieten lebendig war. So wurde die Haltung der Kirche und der religiösen Kreise eine der Ursachen, daß Kultur und Kunst, Wissenschaft und alle schöpferischen Bewegungen der Zeit sich selbst in ihrem innersten Wesen nicht verstehen konnten. Das, was sie hätten begreifen müssen, um in sich selbst zur Klarheit zu kommen, war ihnen in der Kirche in einem solch armen Zerrbild vorgehalten, daß sie sich verärgert abwendeten und in sich selbst leugneten und erstickten, was mit ihm zusammenhing.

So kam es, daß sehr viel ernsthaftes Suchen in eine verzweifelte Selbstzerstörung und Zersetzung überging, denn ein Suchen, das sich immer wieder abwendet, wenn die Gefahr des Findens naht, muß zum Krampf werden und wurde es.

Weil sich nun aber die Kirche als äußere Autorität konstituierte, die durch ein äußeres Dogma, äußere Zusammenfassung der Menschen, großzügige Agitation und ein äußerliches Kritisieren an allem, was ihr falsch erschien, den Menschen helfen wollte, kam sie auch zu jener gefährlichen Überschätzung des „Kirchentums“ gegenüber der lebendigen Frömmigkeit. Sie kämpfte darum, daß sie sich in ihrer Organisation in den Kämpfen der Zeit behauptete, als eine finanzielle, organisierte, von den Menschen um ihres Einflusses willen geachtete und gefürchtete Macht. Je mehr sie darum kämpfte, desto mehr erstickte der kirchliche Egoismus und Selbsterhaltungstrieb das Gefühl für die reine, schlichte Frömmigkeit und deren Lebensbedürfnisse. Austritt aus der Kirche war schlimmste Gottlosigkeit. Mit allen Mitteln suchte man die Menschen bei der Kirche zu halten, obwohl man wußte, aus wie äußerlichen Gründen sie blieben. Ja man benutzte ganz bewußt diese Äußerlichkeiten, um sie zu halten. Man schreckte die Menschen vom Austritt ab durch die Furcht, dann ohne feierliche kirchliche Beerdigung bleiben zu müssen. Die ganze furchtbare veräußerlichte Anhänglichkeit an die kirchlichen Feierlichkeiten um ihrer sentimentalen Werte willen wurde eingesetzt, die Menschen bei der Kirche zu halten. Aber auch der gesellschaftliche Druck der Schichten, die innerlich ganz unchristlich waren, die es aber für eine gesellschaftlich untragbare Sünde hielten, außerhalb der Kirche zu stehen, tat das übrige. Ihnen war die Kirche die Trägerin der Tradition der Gesellschaft und ihrer überlieferten ethischen Anschauungen, und deshalb mußte man zu ihr gehören, seine Kinder durch sie unterrichten und konfirmieren lassen.

Wenn unsereiner dieser Art Gewaltanwendung entgegentrat, wenn er die Zwangsmaßnahmen gegen Ausgetretene nicht befolgte, mit [113] ihnen verkehrte, sie als gleichwertige Menschen behandelte, wenn er deutlich machte, daß ihm die Zugehörigkeit zur Kirche nicht etwas Unabdingbares war, dann galt er als ein frivoler Mensch, der heilige Dinge nicht ernst nahm. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß es ihm um ein Tieferes ging.

Eine der schweren Fragen, an denen die Lage immer wieder deutlich wurde, war die des sexuellen Lebens. Hier schloß die Kirche die Augen vor der Tatsache der ungeheuren Veränderung, die sich in der Bedeutung der Ehe und Familie in unserem Volksleben vollzogen hatte. Man verschloß die Augen vor der Tatsache, daß in beinahe allen Kreisen der Frau Wesentliches von ihrer Bedeutung als Hausfrau genommen war, daß eben Haushaltung eine sehr nebensächliche Arbeit im großen Betrieb des Daseins geworden war. Man verschloß die Augen vor der Tatsache, daß aus diesen gelockerten Familienverhältnissen nicht mehr Menschen von einer solchen inneren Fähigkeit, Ehen zu gestalten, hervorwachsen konnten. Man verschloß auch die Augen vor der Tatsache, daß das männliche Geschlecht in eine Frivolität des vorehelichen und nebenehelichen Lebens hineingewachsen war – in allen Ständen –, was eben auch der Frau eine völlig andere Stellung zuweisen mußte. Ja, die Frauenbewegung, die eine der stärksten Kräfte gegen diese Entartung war, indem sie die Stimme der Frau gegen ihre Entwürdigung erhob und ihr neue Bedeutung im gesellschaftlichen Leben sowie gestaltende Bedeutung im sexuellen Leben erringen wollte, wurde einfach abgelehnt. Man gab ihr die Schuld an dem, was sie vor das Forum der Öffentlichkeit brachte, teils um es zu enthüllen, teils um es zu überwinden, teils um die Reformen zu schaffen, die der Entartung und Zerstörung entgegenwirkten.

Neben der Zersetzung, die sich im gesamten Leben auf diesem Gebiet vollzog, hielt die Kirche ihre alten Sitten fest, entzog der Braut, die schon ein Kind hatte oder erwartete, Kranz und Schleier, verurteilte junge Menschen, die in Naivität der Gewalt der Leidenschaft erlegen waren, zeigte nicht das geringste Verstehen für eine Jugend, die mit der Gewalt der erwachenden Leidenschaft zu ringen hatte, in einer Zeit, in der die herrschenden Maßstäbe, die vergangenen Geschlechtern Halt gewesen waren, zur Lüge geworden waren.

Wie oft habe ich in Vorträgen auf den Unterschied zwischen unserer Jugend und der heutigen Zeit hingewiesen. In unserer Jugend herrschte die eben doch noch weithin in Wahrhaftigkeit anerkannte Sitte. Die Jugend der Gegenwart hatte diesen Halt nicht mehr. Sie mußte und muß ihren Weg suchen, umringt von Gebilden, die ihr bei einiger Lebenserfahrung als Lüge und schöne äußere Form erscheinen, hinter der aber alles ganz anders ist. Der Pfarrer ist ihr der Hüter [114] dieser Form, und sie kann sich nicht vorstellen, daß er nicht hinter die Kulissen schaut. Dazu kommt, daß sie allgemein erlebt, wie auf diesem Gebiet nur ein oberflächliches Aburteilen als Stimme der Kirche und kirchlicher Kreise da ist, daß man sich mit seinen Nöten und Verlegenheiten nie an den Pfarrer wendet. Man glaubt genau zu wissen, daß man von ihm nur als Sünder weggeschickt wird. Man geht zum Arzt viel eher. Er wurde mehr der Seelsorger der Jugend als der Pfarrer.

Weil in der Kirche die mittelalterliche Mißachtung der natürlichen Leidenschaften immer noch das Urteil bestimmte, fühlte sich die Jugend in der Kirche nie verstanden. Man tat so, als ob es nur vom Willen des Menschen abhänge, dieser Gewalten Herr zu werden. Die Jugend erlebte, daß es nicht so ist, und fühlte sich behandelt und beurteilt, als ob es so wäre. Sie wurde dadurch in eine schroffe Opposition gegen Kirche und sittliche Tradition gedrängt. So konnte sie auch das nicht mehr auf sich wirken lassen, was aus dieser Tradition als gute Führung durch die Erfahrung vergangener Geschlechter an sie herankam. Der Kirche gegenüber erwachte jener Haß, dessen Auswirkungen wir immer stärker erleben.

Das Schlimme war, daß jeder, der hier seine Stimme erhob, sofort beschuldigt wurde, daß er dem Leichtsinn, der Zersetzung und der Unsittlichkeit Vorschub leiste. Selbst die Tatsache,

daß ein selten glückliches Familienleben und eine Lebensführung vorhanden waren, die das Gegenteil bewies, schützte einen nicht. Der Mann, der öffentlich für die Strenge der überlieferten Anstandsbegriffe eintrat, war Hüter der Sittlichkeit. Durch diese Haltung wurden die kirchlichen Kreise mitschuldig an jener ethischen Form, die alle sexuelle Not in die Verborgenheit drängte und das Leben mit Heuchelei und Verkrampfungen füllte und bis heute füllt.

Hinter dem allem stand und steht ja die Tatsache, daß die kirchlichen Kreise auch nach Krieg und Revolution nicht zu der Erkenntnis gekommen waren, daß wir in einer Zersetzung der gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse und dadurch der inneren und äußeren Grundlagen des Gemeinschaftslebens standen, wie sie sich eben nur dann vollzieht, wenn eine Geschichtsperiode der Menschheit zum Abschluß gekommen ist und unbedingt neue Gestaltungen gesucht und geschaffen werden müssen.

So nahm man es nur als persönliche Sünde, wenn Menschen aus der Führung der überlieferten Tradition herausfielen. Man sah nicht, daß für die, die in der vollen Not des gegenwärtigen Lebens standen, diese Tradition überall zerstört war und keine Hilfe mehr bot.

Man nahm es als persönliche Bosheit, wenn den Menschen der [115] Glaube an das Göttliche zerbrach und sie sich materialistischer Gesinnung und Betätigung zuwandten. Man sah nicht, daß die Verhältnisse, in denen sie leben und arbeiten mußten, ihnen den Glauben in der überlieferten Form unmöglich machten.

So sah man auch nicht, daß man sie nur dadurch zu einem Verständnis für religiöse Wahrheit zurückführen konnte, daß man ihrer Kritik am Bestehenden und Überlieferten die Kraft und Tiefe gab, die nur aus religiöser Wahrheit und Verkündigung kommen konnte, und daß man ihrem Ringen und Suchen nach neuen Formen die Kraft und Klarheit zuführte, die wieder nur aus dem Zusammenstoßen mit Göttlichem werden konnte.

Beides konnte nur durch Menschen geschehen, die wagten, sich in diese Bewegungen der Kritik und des Neubaus hineinzustellen. Nur im Mitringen konnte erfahren werden, daß es solche Kräfte gab. Nur im Mitringen konnten sie erwachen und von einem zum anderen übergehen.

Es gehörte allerdings Mut dazu, so ins Unsichere und Zukünftige zu gehen und sich ins Unerprobte zu stellen. Es mußte einem die innere Sicherheit gegeben sein, daß Gottes Geist mitgehe, wo man ein notwendiges Werk anfange. Eben diese Zuversicht zur Wirklichkeit der göttlichen Geisteskräfte wurde von der Kirche verlangt. Sie aber baute auf Tradition und kirchliche Organisation. Sie wagte nicht, sich dorthin zu stellen, wo aus den Kräften des Geistes das Neue werden sollte. So konnte sie auch nicht eine Weckerin zum Glauben an Gottes Wirklichkeit und Gottes Aufgabe in dieser Zeit werden.

Noch weniger begriff die Kirche, daß es gelte, die Kräfte geistiger Wahrheit und Tiefe dort zu künden und zu wecken, wo man unter der Not der Zersetzung am stärksten litt, innerlich zerstört wurde und gleichzeitig am energischsten zum Einsatz für die Erneuerung aufgerufen wurde.

Die Kirche stand den entwurzelten Massen unserer Zeit gegenüber wie die Pharisäer zur Zeit Jesu den Zöllnern und Sündern. Man sah individuelle Schuld, die man verdammte, wo gesellschaftliche Schuld die Menschen zerbrach. So rang man nicht mit ihnen darum, daß diese gesellschaftliche Schuld überwunden und den Menschen eine bessere wirtschaftliche und sittliche Grundlage ihres Daseins und ihrer Arbeit gegeben werde. Man sah das Ideal des Sozialismus nur in der Verbindung mit materialistischer Weltanschauung, bekämpfte es mit dieser und machte keinen Versuch, die materialistische Weltanschauung dadurch zu überwinden, daß man durch die Wirklichkeit bewies, wieviel mehr die Kräfte des Geistes zur Erneuerung der Gesellschaft beitragen konnten.

[116] Wieder stand es so, daß jeder, der diese Aufgabe sah und anfaßte, nur beschuldigt wurde, daß er an jenem Geiste des Materialismus und Unglaubens Anteil habe. Das „Er isset mit den Zöllnern und Sündern“ wurde wieder sehr buchstäblich lebendig gegen diejenigen, die hier ihrem Meister nachzufolgen suchten. Es wurde den kirchlichen Kreisen nicht deutlich, daß gerade sie ein Zeugnis des Unglaubens ablegten, indem sie nicht wagten, dem Unsichtbaren zu trauen und den Weg der ungelösten und doch so notwendigen ungeheuren Aufgabe zu beschreiten, und daß sie in menschliche Sicherheit flüchteten, wo andere in das Wagnis des Glaubens gestellt wurden.

Am deutlichsten trat die innere Haltlosigkeit der Kirche hervor in ihrem Verhältnis zum Staat und zu den Aufgaben, die sie ihm gegenüber hatte.

Ihr schien der äußere Halt, den ihr der enge Anschluß an den Staat geboten hatte, durch die Revolution genommen. Aber nun suchte sie nicht den Weg zu einer freien, starken Haltung – nur gestützt auf die Zuversicht zu dem Großen und Wichtigen, das sie zu künden hatte.

Ängstlich und eifrig suchte sie den Anschluß an den Staat wiederzugewinnen. Ängstlich und eifrig machte sie alle einflußreichen politischen Kräfte mobil. Da waren die Staatszuschüsse. In langen Kämpfen und Verhandlungen wurden sie der Kirche wieder gesichert. In den meisten Landeskirchen betrugen sie weiterhin über die Hälfte des Einkommens. Dazu kam, daß die Kirche nach wie vor ihre Kirchensteuern durch die staatlichen Behörden einziehen ließ.

Der dritte Punkt war der Religionsunterricht in der Schule, den die Kirche unbedingt forderte. Immer wieder sagte sie: „Wie sollen wir den Einfluß auf die Jugend behalten, wenn uns der Religionsunterricht genommen wird?“ Die Kirche hätte aber vielmehr solches Verstehen für alle Notlagen der Jugend entwickeln sollen, daß diese froh und selbständig zu ihr kam und ihr nicht nur da zugänglich war, wo Zwang vorlag.

Ebenso kämpfte man um die äußeren Bindungen, die den Lehrer unter den Einfluß der Kirche, sowohl bei seiner Ausbildung als beim Religionsunterricht, stellten. Man verstand nicht, daß gerade der Zwang zum Religionsunterricht eine der Ursachen der Entfremdung im Volke war und daß der Zwang in der Ausbildung und Amtsführung der Lehrer diesen wichtigen und wertvollen Stand in jene Opposition und Entwurzelung trieb, die der Kirche so gefährlich wurde.

Während die Kirche hier um alles kämpfte, was ihr – wie sie glaubte – der Staat schuldig war, was aber nur eine lange, falsche, verhängnisvolle Tradition war, dachte sie nicht daran, diesem Staate [117] die Kräfte mit wecken zu helfen, die er für seine ungeheure Arbeit nötig hatte.

Es galt, ein Volk, das noch nicht gewohnt war, seine staatlichen Aufgaben mit voller sittlicher Verantwortung auf sich zu nehmen, zu dieser sittlichen Verantwortung zu erziehen. Das war eine Aufgabe, für die sich jede Kirche hätte in erster Linie mit einsetzen müssen. Sie konnte nur gelöst werden, wenn man auch von der Kirche her aus der falschen Tradition der Unmündigkeit herausstrebte zu wahrer sittlicher Selbstverantwortung. Die Kirche tat alles, die Menschen in der Flucht zur Autorität zu bestärken, ihnen die traditionelle Gewohnheit als das einzig Heilvolle hinzustellen und sie abzuhalten von der Mitarbeit am Schaffen einer Grundlage, die in den neuen Zeiten haltbar gewesen wäre.

Diese Erneuerung des Staates und seiner sittlichen Verantwortung war zu leisten mitten in einer ungeheuren Verwirrung der äußeren und inneren Verhältnisse: das Wirtschaftsleben zusammengebrochen, die sozialen Verhältnisse in ungeheuerster Gärung, die ethischen Traditionen diskreditiert und haltlos geworden. Nur aus den Tiefen der Wahrheit und Klarheit konnte das Neue werden. Wo sollten Menschen dazu gerufen werden, wenn die Kirche versagte? Die Kirche hatte keine Botschaft von einer Wahrheit, die über allen diesen gefährdeten

und zerbrochenen menschlichen Traditionen stand. Sie bot immer nur menschliche Tradition und traditionelle Autorität.

Die Aufgabe des Staates war durch die politische Situation erschwert, die der Vertrag von Versailles schuf. Es galt, ein Volk, dem man einen ungeheuerlichen Vertrag aufgezwungen hatte, innerlich zu rüsten, daß es diesen Vertrag trug, sich durch ihn nicht wieder auf einen Weg zwingen ließ, der nur neue Zerstörung der Welt bedeutete, und sich ihm doch auch nicht unterwarf, sondern seine Überwindung mit allen Mitteln innerer Selbstsicherheit, des Rechtsbewußtseins, der Geduld, Wahrhaftigkeit und Klugheit erstrebte. Wer hätte mehr Verständnis für diese Lage und für die Möglichkeit, ihrer durch Mittel des Geistes Herr zu werden, haben müssen als die Kirche? Sie gerade aber kannte und sah nur das Mittel neuer Gewalt. Sie ist mit daran schuld, daß unser Volk im Inneren die Aufgabe nicht begriff.

Übersehen wir die Aufgaben jener Zeit, so werden wir sagen müssen, daß der Vorwurf, den die Gegner der Kirche machten und machen, daß sie das Schicksal ihres Volkes nicht auf sich genommen und für die Aufgaben ihres Volkes nicht die Kraft und Verantwortung entwickelt habe, die eine Kirche haben muß, leider völlig richtig ist. Die Kraft der Bewegung gegen die Kirche ruht ganz wesentlich darin, daß die Millionen diesem Vorwurf innerlich zustimmen, weil so [118] unendlich viele es erlebt haben, daß sie bei dem gewissenhaften Bemühen, ihre gesellschaftliche Aufgabe zu lösen, nicht nur die Gleichgültigkeit, nein, die Gegnerschaft der Kirche und der kirchlichen Kreise zu tragen hatten.

Leider wurden und werden auch die mitgetroffen, die es anders machten. Von ihnen sagte und sagt man in kirchlichen Kreisen, daß sie ja innerlich auf der Seite jener stünden, die die Kirche zerstören wollen. Die anderen sagten uns: Ihr verteidigt eine Gemeinschaft, die zu den schlimmsten Gegnern aller Zukunftsarbeit und Zukunftsgedanken gehört. Damit helft ihr selbst die Arbeit für die Zukunft zerstören und hemmen. Wir mußten zwischen diesen beiden Vorwürfen und den Kämpfen, die uns von beiden Seiten umdrohten, unseren Weg suchen und gehen.

Nun wird man die Heftigkeit dieser Kämpfe nicht verstehen, wenn man nicht die Art kennt, in der ich die Probleme aufgriff. Oft wurde mir auch von Freunden gesagt: „Warum so scharf, so rücksichtslos?“ Ich muß heute oft denken, daß ich nicht rücksichtslos genug war; aber wäre es mehr gehört worden? Ich tat, was ich konnte, unter dem Druck des Bewußtseins, daß von der Entscheidung für oder wider die göttliche Wahrheit nicht nur die Zukunft unserer Kirche, sondern die Zukunft unseres Volkes und Europas abhängt. [121]

IV.
DER EINSAME WEG UND SEINE KÄMPFE

Scheidung der Geister

1921 trat ich der Sozialdemokratischen Partei bei. Das war mir ein sehr schwerer Entschluß. Meine Frau und ich haben manche schlaflose Nacht gehabt im Ringen um die Frage, ob ich das tun müßte. Bis dahin hatte ich geglaubt, daß man seine Pflicht als Staatsbürger tun könne, wenn man die politischen Ereignisse verfolgt, sich sein Urteil bildet und sich in seinem Beruf so verhält, daß man die Wahrheit und das Recht fördert. Es schien mir vor allem für den Pfarrer wichtig, daß er eine Parteinahme im Streit der Parteien meide und seiner Gemeinde das Bewußtsein gebe, er stehe außerhalb dieses Kampfes.

Nun aber wurde immer deutlicher, daß wir als Christen gefordert waren, eine klare Entscheidung zu treffen. Immer deutlicher schieden sich zwei Lager; Symbol der Stellungnahme war der Vertrag von Versailles mit seinen entwürdigenden und niederbrechenden Bedingungen für Deutschland. Unter schwerem Druck von außen hatte die Mehrheit der Nationalversammlung seiner Unterschrift zugestimmt. Es waren vor allem die Gebiete des südlichen und westlichen Deutschlands, die das forderten, da ihnen sonst eine erweiterte Besatzung gedroht hätte. Vor der Abstimmung hatte man sich gegenseitig zugesagt, daß man sie niemals zu einem Gegenstand politischer Agitation machen werde. Sofort aber begann man von nationalistischer Seite gegen diejenigen, die unterschrieben hatten, den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit zu erheben.

Gebilligt hat den Vertrag niemand. Es teilten sich nur die Meinungen – und das teilte sogar die Parteien –, ob man diesen Vertrag durch Gewalt und neue Machtbildung überwinden könne und dürfe – oder aber überwinden könne und müsse durch das gesamte Verhalten des deutschen Volkes und seinen dauernden Appell an die Gerechtigkeit und an den Willen der anderen Völker, in Europa eine gesunde Ordnung zu schaffen, die nie werden könne, wenn man das deutsche Volk in ein Pariadasein drücke.

Das hatte seine innerpolitische Auswirkung: Es galt, die wahrhaft schwere Notlage unseres Volkes – zunächst dauerte die Blockierung unseres Handels fort, und als sie aufhörte, blieb eine lange Zeit des Hungers, es kam die Inflation – durch innenpolitische Gestaltung erträglich zu machen, ja zu überwinden. Wer den Weg des Friedens wollte, mußte innenpolitisch die sozialistische Neugestaltung wollen und umgekehrt. So kam es, daß das gesamte Bürgertum – samt den Kirchen – immer stärker zum Nationalismus überschwenkte und eine Revanchepolitik betrieb.

Man drehte die Reihenfolge der Ereignisse um, machte die Revolu-[122]tion zur Ursache des militärischen Zusammenbruchs, der in Wirklichkeit die Ursache der Revolution war (die gar keine wirkliche Revolution wurde). So wurde die Sozialdemokratie als die Schuldige an der gesamten Notlage hingestellt, die zu überwinden war.

Immer deutlicher wurde mir so als Staatsbürger – aber vor allem auch gerade als Christ – die Frage gestellt, ob man nicht hier eine klare, eindeutige Stellung einnehmen müsse und ob man nicht von seiner Gemeinde verlangen müsse, daß sie das verstehe und wenigstens einmal darüber nachdenke, warum ihr Pfarrer sich einer Partei angeschlossen habe. Es ging mir gerade auch um dieses Zeugnis, das auch gegenüber der Kirche notwendig war, die sich willenlos in die Leidenschaften des Nationalismus hineinziehen ließ.

Der Schritt war nur eine Folge meiner Haltung seit 1918. Die Haltung der Sozialdemokratie, die die in der Revolution ihr zugefallene Macht aufs ganze Volk übergehen ließ und die Nationalversammlung auf Grund des allgemeinen freien Wahlrechtes schuf, hielt ich für wahrhaft gut. Dann beunruhigte mich allerdings sehr das Hinauszögern der Sozialisierung der

Großbetriebe. Doch ließ ich mich beruhigen durch Leute wie meinen klugen Freund Eduard David, die mir zeigten, daß das ein Prozeß sei, der vorsichtig angefaßt werden müsse. Ich glaubte, daß sie mehr von diesen Dingen verstünden als ich. Dasselbe geschah mit der Inflation und schließlich mit der Erwerbslosigkeit. Es dauerte lange, bis ich einsah, daß die führenden Kreise der bürgerlichen Politik wirklich so ohne Anstand und Gewissen waren, daß sie die ihnen von der Sozialdemokratie gegebenen Möglichkeiten rücksichtslos ausnutzten, das gesamte Volk auszubeuten und zum ohnmächtigen Träger ihrer Macht zu machen. Ebenso dauerte es lange, bis ich einsah, daß die Führung der Sozialdemokratie so kurzsichtig, kenntnislos und bar politisch-ethischer Energie war, daß sie weder die Politik der Inflation noch der Erwerbslosigkeit durchschaute – und auch nicht imstande war, einen wahrhaft starken Widerstand zu entwickeln.

Immer wieder hoffte ich – mit vielen Freunden und Genossen –, daß es möglich sei, diese Energielosigkeit zu überwinden. Für jene Zeit des ersten Versagens kann man immerhin zur Entschuldigung anführen, daß sie – wie auch ich – sich unmöglich vorstellen konnten, daß eine Schicht des deutschen Volkes in einer so gemeinen Rücksichtslosigkeit handeln könne, wie unser Großbürgertum von 1918 bis 1933 und 1945 handelte.

In Thüringen hatten wir eine sehr radikale Regierung. Der Kultusminister Greil suchte die Trennung von Staat und Kirche sehr klar durchzuführen, und es kam zu mancherlei Schwierigkeiten und zu [123] Ärgernissen unter der kirchlich gesinnten Bevölkerung. Da war die Frage der vom Staate zu achtenden Feiertage, der Staatszuschüsse für die Kirche, des Religionsunterrichtes in der Schule, der Theologischen Fakultäten an Universitäten und anderes zu regeln. Alles Neue erregte Anstoß und wurde als absichtliche Kränkung der Kirche empfunden.

Ich schrieb einige Artikel, in denen ich auf beiden Seiten Verstehen zu wecken suchte. Aber man nahm sie mir in kirchlichen Kreisen sehr übel. Greil allerdings fragte bei mir an, ob er mich als einen ständigen Ratgeber bei den Auseinandersetzungen mit der Kirche zuziehen könne. Ich sprach mit dem neu gewählten Landesoberpfarrer über diese Möglichkeit und erhielt die Antwort: „Wir könnten Sie in einem solchen Falle nur als Agenten des Staates betrachten, als Berater brauchen wir Sie nicht!“ – Ich konnte Greil nur schreiben, daß es wahrscheinlich die Lage verschlimmern würde, wenn ich offiziell hervorträte.

Mehr und mehr auch wurde ich zu Vorträgen der Partei herangezogen. Hier redete ich über geistige Fragen, etwa Kirche und Staat, Christentum und Sozialismus und Friedenspolitik. Gerade um letztere war es mir ja vor allem zu tun. Hier galt es, deutlich zu machen, vor welcher Entscheidung das deutsche Volk stand. Mit Notwendigkeit drückte sich dies in einer wachsenden Vereinsamung in meiner Arbeit aus.

Vereinsamung

Immer mehr war es mir zur religiösen Notwendigkeit geworden, in meinen Predigten und im öffentlichen Wirken klar und deutlich den Standpunkt des Evangeliums auch zu den Angelegenheiten des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens zu sagen. Es hatte uns eben die ungeheure Not des Krieges zu dieser Verantwortung geweckt. Viele konnten wieder einschlafen und vergessen, wie sehr unser persönliches Tun, unsere persönliche Haltung im Gehorsam gegen Jesus oder in Ungehorsam bestimmt war von dem, was im weiten Kreise des wirtschaftlichen, staatlichen und gesamtgesellschaftlichen Lebens geschah, galt und herrschte.

Immer mehr auch von meinen persönlichen Freunden in Eisenach und im gesamten kirchlichen Leben sanken in jene Haltung zurück, in der sie die gesellschaftlichen und staatlichen Gegebenheiten als unabänderlich hinnahmen und für alles, was sie selbst im Mitgehen mit diesen Verhältnissen taten und anrichteten, keine Verantwortung mehr fühlten. Sie genossen

die Privilegien einer bevorzugten Stellung, ohne [124] zu fragen, welcher Druck dafür auf anderen Menschen ruhte. Sie bezogen ihre Gehälter, ohne zu fragen, ob die Gelder, die dazu vom Staate aus den Massen herausgezogen wurden, nicht anderen sehr, sehr fehlten. Sie lebten in Städten und Dörfern, wo neben ihnen Massen in unsagbarer geistiger und materieller Not vegetierten, und fragten sich nicht, ob sie etwas daran ändern könnten, ja sogar ändern müßten.

Mir schien es, daß ich nur den Weg weiterginge, den ich durch die ganze Kriegszeit gegangen war, daß ich die Gewissen schärfte gegen jedes Abweichen von dem, was wir in Brüderlichkeit und Verantwortung den anderen schuldig seien. Sie gewöhnten sich daran, nun in der Friedenszeit alles wieder als etwas Gewohntes hinzunehmen, über das man nicht mehr so scharf nachdachte wie in der Zeit, als es um die Existenz des ganzen Volkes ging. So stimmten immer mehr Menschen auch aus meinem alten Freundeskreis dem Vorwurf zu, daß ich mich in Dinge mische, die den Pfarrer nichts angingen.

Ich setzte mich eben in scharfen Gegensatz zu der alten Gewohnheit der lutherischen Kirchen, die Luthers Feststellung von der Eigengesetzlichkeit des weltlichen, irdischen Lebens so gründlich mißverstanden und mißdeutet hatten. Luther hatte gemeint, daß nicht die Kirche und nicht die Geistlichkeit Formen, Gesetze und Regeln des menschlichen Zusammenlebens festzusetzen hätten, sondern die auf diesen verschiedenen Gebieten arbeitenden Christen aus ihrer Verantwortung, daß heißt aber, aus ihrem von Christus bestimmten Gewissen heraus. Er hat die bestehenden Ordnungen zu rasch als Gottesordnung genommen und darüber versäumt, ihnen die fordernde und gestaltende Macht christlichen Gewissens entgegenzustellen. Er hat vieles nicht durchschaut, was ganz und gar gegen den Geist Jesu Christi in diesen weltlichen Lebensformen ging. Aber der Gedanke, daß Christen bewußt irgendein Lebensgebiet außerhalb des göttlichen Willens stellen und ohne – ja gegen ihn – organisieren könnten, ist ihm nie gekommen. So war es ihm ganz selbstverständlich, daß der Seelsorger und Christ Recht und Pflicht habe, alle jene Träger und Gestalter des menschlichen Gesellschaftslebens auf das hinzuweisen, was Gottes Wille sei und was ihnen Leitung und Ziel ihres Handelns sein müsse. Er hat diese hinweisende und zurechtweisende Aufgabe selbst geübt und sie sich nie verbieten lassen. Seine Kirche aber ging da weiter, wo er blind war und versagte. Sie gewöhnte die Menschen daran, daß sie alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens den dort herrschenden Gewalten und Interessen – ja oft sehr engen persönlichen Interessen – überließ, und übte ihre gewissenweckende Macht nur dem persönlichen Leben gegenüber. Die Kirche hat dabei ganz übersehen, wie ungerecht [125] sie oft wurde, wenn sie zu den großen Sünden der Herrschenden schwieg und den daraus hervorgehenden Sünden der Verrohung, der Bitterkeit und des Hasses harte Verurteilung entgegensetzte. Gewiß mußte überwunden werden, was in den Volksmassen falsch, unchristlich und unsittlich war. Aber konnte es überwunden werden, wenn man die Sünden nicht anzugreifen wagte, die Voraussetzung und Ursache dieser Sünden der Massen waren? Hier lag für mich die Ursache, die zuerst und vor allem zu beseitigen war.

Mir war deutlich geworden, daß der Krieg, die furchtbare Zermürbung unseres Volkes, die er offenbart und verstärkt hatte, und die bittere Niederlage mit all ihren Folgen und allem, was sie an Versagen zutage brachte, eine Zeit unbedingter Entscheidung eröffnet hatten.

In gewaltigsten Ereignissen war unser Volk vor die Frage gestellt, ob es nun in einer mächtigen Zusammenfassung aller seiner ethischen Kräfte das überwinden werde, was in ihm Gerechtigkeit, Wahrheit, Gemeinschaft und Güte zerstörte, oder ob es auf dem Wege jenes egoistisch-materialistischen Getriebes und aller jener selbstsüchtigen Behaglichkeiten der Vorkriegszeit weiterschreiten, alle Ungerechtigkeiten und Lügen festhalten und so der wachsenden geschichtlichen Beanspruchung und Aufgabe mit völlig ungenügenden Kräften entgegentreten werde.

Eins schien mir die große Aufgabe bei der Neugestaltung des wirtschaftlichen Lebensorganismus unseres Volkes im Geiste der Gerechtigkeit und in der Frage der Überwindung des verhängnisvollen Vertrages zu Versailles mit seinem Ausschluß unseres Volkes aus der Völkergemeinschaft: Mir schien es das Entscheidende, daß auch hier der Weg gefunden werde – unter Überwindung aller niedrigen Motive der Selbstsucht, des Hasses und der wirtschaftlichen Habgier –, durch die ethischen Mächte, durch den Willen zu Gerechtigkeit und Wahrheit die anderen Völker zu zwingen, unserem Volke nicht nur sein Recht zu geben, sondern ihm seine große Aufgabe im Menschheitsleben zuzuerkennen und es dafür freizugeben.

Mir war es, als stünde unser Volk an einem ähnlichen Wendepunkt seiner Geschichte wie Israel zur Zeit des Propheten Jeremia. Jerusalem war von Babylon erobert, ein Teil des Volkes weggeführt. Jeremia rief es zu einer völligen Umstellung seines gesamten Miteinanderlebens und seiner Einstellung zu Babylon auf. Alle Machtbedürfnisse und allen Glauben an die äußeren Machtmittel sollte es aufgeben und durch Schaffen einer in Gottes Willen gegründeten Volksgemeinschaft sein Dasein aus geistigen Kräften gegen alles Niederbrechen durch materielle Macht behaupten. Da es diese Botschaft ablehnte [126] und untereinander im alten Hader wirtschaftlicher Selbstsucht, nach außen im alten Geiste des Machtbegehrens lebte, kam es zur zweiten endgültigen Zerstörung.

Man kann das als Illusion eines durch das Lesen der Bibel verwirrten Theologen nehmen und sagen, daß es sich als Illusion hat erweisen müssen. Man muß aber verstehen, daß ein Mann, der die Dinge so schaute, innerlich in stärkster Notwendigkeit gezwungen war, zu dieser Umgestaltung der Gesellschaft zu rufen, ihre Falschheiten und Lügen aufzuzeigen und mit klarer Energie auf alles zu deuten, was ein Versagen dieser Aufgabe gegenüber war, was aus dem alten Geiste materialistischer Selbstsucht und Verantwortungslosigkeit kam.

Nun sah ich, wie selbst mir nahestehende Menschen, wie vor allem die Kirche, ihre Führer und Gemeinden wieder in den Geist jenes bequemen Gehen- und Laufenlassens zurücksanken, in dem man alles Gestalten „den dafür Verantwortlichen“ überläßt und völlig darauf verzichtet, zu einer wahrhaft christlichen Gewissenshaltung zu rufen und an der Ausbildung einer solchen zu arbeiten. So mag mein Hinweisen und Mahnen und Tadeln manchmal mehr Schärfe gewonnen haben, als notwendig war. Es war fast ein Stück Verzweiflung darin, daß man so deutlich sah, wie dringend das alles geschehen müsse und wie wenig es geschah. Wenn ich heute zurücksehe, scheint es mir fast, daß ich eher durch zu große Vorsicht als zu großes Drängen gefehlt habe.

So entstand in den kirchlichen Kreisen von Eisenach eine wachsende Bitterkeit gegen mich. Immer öfter geschah es, daß jemand unter Protest meinen Gottesdienst verließ. Freunde sprachen mit mir und warnten mich. Ein immer größerer Teil meiner alten Freunde kam nicht mehr zu meinen Gottesdiensten.

Dieses rapide Abnehmen meiner Gottesdienstbesucher war vielleicht mit das Schwerste. Ich bin durch Monate sonntagmorgens in die Kirche gegangen mit der Frage: „Wann wird keiner mehr kommen?“ Ich wußte, daß dann die Zeit gekommen sein würde, da ich freiwillig aus dem Pfarramte gehen müßte. Denn das war mir klar, daß man nicht Pfarrer sein kann, wenn man keine Gottesdienstbesucher mehr sammeln kann. Was dann werden sollte, wußte ich nicht. Ich war mir nur klar, daß ich mir schon ein anderes Wirkungsfeld würde schaffen können.

Aber zu diesem Äußersten kam es nicht. Gerade, als man dachte, nun ist es soweit, begann ein langsames Wachsen. Die anderen, die ein solches Christentum ersehnten, das neue Weltgestaltung im Geiste Jesu Christi forderte, begannen zu kommen. Ich habe von da ab eine immer noch kleine, aber treue Schar von Gottesdienstbesuchern gehabt, [127] an den Feiertagen, an denen alle einmal kamen, sogar eine recht große. Das trug mich durch die kommen-

den Schwierigkeiten. Nun wußte ich, daß das Schlimmste überwunden sei, obwohl das äußerlich Schlimmste noch kommen sollte.

Auch unsere Kinder litten an dieser Vereinsamung. Sie waren in der Schule zusammen mit den Kindern der Familien, in denen der Nationalismus und ebenso der Antisemitismus immer heftiger anwuchsen. Die Lehrer hatten teilweise gar nicht den Willen, sie zu schützen, teilweise waren sie ohnmächtig oder selbst von der allgemeinen Stimmung bedrängt. Wer als linksstehend bekannt war, war eben „rot“ und wurde entsprechend behandelt. Die besten unserer Lehrer waren in dieser Zeit dauernd am Rande des Nervenzusammenbruchs. Die Republik und ihre Behörden zeigten mehr und mehr ihre Schwachheit und konnten sie nicht schützen.

Eines Tages begegnete mir der Briefträger an unserem Gartentor und sagte: „Herr Pfarrer! Eilen Sie sich, da unten verhauen sie Ihren Jungen!“ Ich sprang die Straße hinab und sah eine Schar gerade noch davonlaufen, während mein Ältester sich von der Straße schmutzig aufrichtete. Er wollte nichts sagen. Ich brachte aber die Namen der Jungen und die Ursache ihres Verhaltens aus ihm heraus. In der Klasse war ein Jude, den sie dauernd schikanierten. Dem stellte sich mein Junge entgegen, und dafür wurde er seit einiger Zeit regelmäßig verhauen. Davon aber sagte er zu Hause nichts. Ich ging nun zu den Eltern der Jungen und sagte ihnen, daß ich gezwungen sei, Anzeige zu erheben, wenn das nicht aufhöre. So wurde zwar dieses beendet, nicht aber die dauernden, unmerklichen Schikanen.

Die Schule hatte verboten, politische Abzeichen zu tragen; das galt bezeichnenderweise denen der Republik ebenso wie denen der Nationalisten, den Schwarz-Weiß-Roten. Aber diese wurden doch getragen, und die Lehrer merkten es eben nicht.

Da kam der Republikfeiertag, und meine Söhne sagten: „Heute tragen wir auch unsere Abzeichen. Die anderen tragen ihre dauernd.“ Sie taten es, und es wurden ihnen die Abzeichen abgerissen. Auf eine Beschwerde antwortete der Direktor: „Es war verboten, die Abzeichen zu tragen. Da kann ich nicht einschreiten!“ Ich aber sagte: „Sie sind nicht eingeschritten, solange man die schwarz-weiß-roten trug. Hätten Sie das getan, so hätte ich meinen Söhnen nicht erlaubt, die schwarz-rot-goldenen zu tragen. Wenn Sie nicht einschreiten, muß ich mich an die höheren Behörden wenden.“ So erzwang ich eine Bestrafung der Täter.

Mein Sohn Gerhard litt besonders unter all diesen Nöten, da er ein außergewöhnlich starkes Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit [128] hatte. Er litt seit seinem vierten Lebensjahr an Asthma und bekam dann immer einen Anfall, wenn so etwas vorgekommen war. So mußte ich ihn aus der Schule in Eisenach nehmen und in die Odenwaldschule zu meinem Freunde Paul Geheeb geben, wo er in klareren Verhältnissen sich sehr wohl fühlte.

Folgendes Ereignis kennzeichnet sein Empfinden: Als er in die Sexta des Gymnasiums aufgenommen wurde, schenkte ihm ein junger Freund unseres Hauses, der gerade sein Abitur gemacht hatte, seine völlig neue, grüne Mütze. Stolz trug er sie am ersten Tag, kam aber recht deprimiert nach Hause. Unterwegs war er wegen seiner Mütze von Jungen aus der Volksschule verspottet worden. Ich suchte ihm klarzumachen, woran das lag, sagte ihm, die Eltern dieser Jungen hätten nicht das Geld, sie auf das Gymnasium zu schicken, und so seien sie neidisch, und man dürfe ihnen das nicht verargen, sondern solle es mit Verstehen hinnehmen. Nach einigen Tagen merkten meine Frau und ich, daß die grüne Mütze unbenutzt am Kleiderständer hing. Er hat sie nie mehr getragen.

Mit einem Lehrer hatte er immer Zusammenstöße, die ich ausgleichen mußte, bis es zu den beiden eklatantesten Fällen kam, die nicht mehr auszugleichen waren. Löschblätter gab es damals nicht. Man hatte eine Art von Papier, die allerdings nicht löschte. So ging der Lehrer von Heft zu Heft und fragte: „Ist das ein Löschblatt?“ und der Schüler mußte antworten: „Das ist kein Löschblatt!“ Gerhard sagte: „Das ist mein Löschblatt!“ Er konnte einfach nicht anders, denn als solches hatte er es gekauft. Es gab eine schwere Szene. Er kam mit Asthma

nach Hause. Ein andermal machte sein Nebenmann eine Dummheit: „Schlag ihm hinter die Ohren!“ rief ihm der Lehrer zu. Er: „Ich schlage meinen Kameraden nicht.“ Als sich daraufhin der Direktor weigerte, mit dem betreffenden Lehrer über seine pädagogischen Methoden zu sprechen, nahm ich Gerhard von der Schule.

Die Odenwaldschule schrieb ihm in sein Abgangszeugnis: „Er war seit Jahren das gute Gewissen der Schule.“

Klaus, mein drittes Kind und zweiter Sohn, litt weniger unter dem allem, da er sehr zurückgezogen war, sehr klug und ein in allen Fächern glänzender Schüler. Da seine Mitschüler jedesmal bei ihm saßen, wenn eine Arbeit zu schreiben war, besonders in Mathematik, und er immer bereit war zu helfen, war er angesehen.

Mathematik war ihm wie angeboren, aber auch in allen anderen Fächern hatte er durch seine ganze Schulzeit nur sehr gute Noten. Als 1928 das zehnjährige Bestehen der Republik gefeiert wurde, war das Buch von deren Geschichte dem besten Schüler einer jeden Stadt als Prämie bestimmt Jede Stadt mit höheren Schulen bekam ein Exem-[129]plar. Man erkannte Klaus den Preis zu, also als bestem Schüler Eisenachs. Er kam nach Hause und sagte so nebenbei: „Ich habe auch den Preis bekommen!“ „Na“, sagte ich, „da kannst du aber stolz sein!“ „Nein“, sagte er, „ich bin es nicht. Als die Schulfeier zu Ende war, kam der Direktor an meiner Bank vorbei und sagte: ‚Klaus, kommen Sie einen Augenblick mit mir auf mein Zimmer.‘ Dort unter vier Augen gab er mir das Buch!“ – Der Junge war tief beleidigt. Er fühlte wohl, daß man ihm, dem Sohn des Sozialdemokraten, nicht öffentlich den Preis überreichen wollte. Sollte man sich beschweren? Das wäre nur als Eitelkeit ausgelegt worden.

Sehr oft haben meine Frau und ich in dieser Zeit darüber gesprochen, wie schwer wir es unseren Kindern durch unsere Erziehung zu klarem Eintreten für ihre Überzeugung machten. Wir kamen immer zu dem Schlusse, daß wir nicht anders könnten. Wir haben es ihnen schwerer gemacht, als wir damals ahnen konnten. Aber als ein Pfarrer in der Züricher Zeitung über meine Kindererziehung schrieb unter der Überschrift: „Gewissen ohne Vernunft!“, da konnte ich doch lächelnd zu meinen Freunden sagen: „Der Mann hat recht. Wären wir so vernünftig gewesen wie die große Masse unseres Bürgertums, so hätten wir auch ‚Heil Hitler‘ gesagt und uns alles erspart.“ Dann hätten vielleicht meine Kinder wie die vielen für Hitler sterben dürfen statt für ihre eigene Überzeugung.

Als Klaus sein Abitur gemacht hatte, kam er nach Hause, warf seine Bücher in eine Ecke und sagte: „Von diesen Magistern bekommt mich keiner wieder zu sehen!“

Die Töchter litten weniger in der Schule. Unter den Frauen war die Zahl der Linksstehenden größer als unter den Männern. Trotzdem mußte ich auch die Jüngste, Christel, wegnehmen und auf die Odenwaldschule tun, da sie unter einem Lehrer so zu leiden hatte, daß es nicht mehr auszuhalten war. Sie hatte ja auch jenes Gerechtigkeitsgefühl, das nicht einfach still zusehen kann, wenn man einem anderen Unrecht tut.

Der Lehrer, um den es ging, ist in seiner sturen politischen Leidenschaft durch folgende Geschichte zu kennzeichnen. In einem Dorfe bei Eisenach hatte ich einen Vortrag zu halten. Er war dort und hörte ihn und schrieb dann für die nationalistische ‚;Eisenacher Zeitung“ einen Bericht, nach dem ich in direkt unflätigen Worten über Hindenburg und Ludendorff gesprochen und überhaupt in einer schlimmen Roheit die politische Lage beleuchtet hätte. Eisenach war empört über mich. Meine Freunde kamen und fragten, wie das möglich sei, ich wäre doch gar nicht der Mann, der so spräche. Ich konnte ihnen sagen: „Kein Wort ist wahr. Ich habe über die politische Lage gesprochen wie [130] immer. Hindenburg und Ludendorff kamen im Vortrag überhaupt nicht vor!“ Sie wunderten sich, daß ich mich weigerte, eine Berichtigung an die Zeitung zu schicken. Ich aber hatte schon soviel in dieser Weise erlebt, daß ich sagte: „Wer glauben will, daß ich so rede, kann es ruhig glauben!“ Das ließ sich einer

meiner Freunde alles erzählen und schrieb die Berichtigung. Jener Lehrer war die Hauptursache, daß ich auch Christel zur Odenwaldschule brachte.

So hatten es unsere Kinder schwer, wie wir ja auch in anderer Weise. Und doch waren wir sehr glücklich. Wir hatten ja unser Familienleben, in dem eine große und fröhliche Gemeinschaft herrschte. Dazu bildete sich um unser Haus ein Freundeskreis gerade auch junger Menschen, in dem unsere Kinder fröhlich und Freude gebend lebten.

Es war ja die Kraft meiner Frau, die – obwohl sie immer wieder an Anfällen von Schwermut litt – vielleicht gerade deshalb einen Kreis stiller Freude um sich breitete, dem man sich nicht entziehen konnte.

In einer Familie, die uns nicht kannte, litt eine einzige Tochter seit dem Tode ihres sehr geliebten Großvaters an Schwermut. Alle Mittel, die man versuchte, versagten. Da meinte ein Freund unserer Familie: „Gib deine Tochter ins Haus Fuchs. Vielleicht hilft dessen Atmosphäre!“ – Ich erhielt eine Anfrage von diesem mir unbekannten Mann. Meine Frau und ich schrieben, daß wir zwar keinerlei Zauber wüßten, es aber probieren wollten. Das junge Mädchen kam, war sofort hingerissen von meiner Frau und wurde gesund.

Bei irgendeiner Gelegenheit lernte eine Frau aus Eisenachs höchster Gesellschaft meine Frau kennen und gab dann ihr Urteil ab, das uns hinterbracht wurde: „Das ist ja eine prachtvolle Frau! Was könnte die für eine Rolle spielen, wenn sie den Mann nicht hätte!“

Kämpfe

1922 wurde Rathenau ermordet. Wir veranstalteten eine Protestdemonstration auf dem Markte von Eisenach, auf der unter anderen auch ich sprach. Am nächsten Tag begegnete mir einer meiner Freunde und sagte erregt: „Warum müssen Sie so weit gehen, als Pfarrer auf dem Markte in einer politischen Versammlung zu reden?“ Ich konnte ihm nur antworten, daß ich den nicht verstünde, der nicht auf den Markt gehe und öffentlich protestiere, wenn solche Dinge in Deutschland möglich seien. Man kann sich denken, was das mir schon feindliche Bürgertum dazu sagte!

Es kam der Prozeß gegen die Beleidiger des Reichspräsidenten Ebert in Magdeburg und deren Freisprechung. Hierzu schrieb ich einen [131] Artikel, der davon sprach, wie deutsche Juristen die Rechtsprechung zu einem Instrument parteilicher Anschauungen machten. Das führte zu einer schweren Aufregung. Der Kirchenvorstand gab mir ein Tadelsvotum. Der Landesgerichtspräsident von Eisenach verklagte mich wegen Beleidigung des Richterstandes. Der Prozeß fand in Gotha statt, da Eisenach ja Partei war. Das Gericht dort entschied, daß in diesem Falle nur der Justizminister Deutschlands zur Klage berechtigt gewesen sei, und wies die Klage ab. Dies wurde als ein Sieg meiner Haltung empfunden und, da sehr viele Vertreter der Presse im Prozeß zugegen waren, weit bekannt.

Im Jahre 1924 war die politische Spannung so weit gediehen, daß eine Sammlung bewaffneter völkischer Elemente in Koburg stattfand. Bayern hatte ja eine Rechtsregierung, die das duldete. So wuchs auch die Spannung in Thüringen. Der Kommunismus glaubte sich zu einer eventuellen Gegenaktion bereit machen zu müssen, falls ein Einmarsch von dort erfolge. Diesen erwartete man so sicher, daß ein junger Freund mir einen Zufluchtsort auf einem Gute anbot, da ich ja einer der ersten sei, der bei einem solchen Einmarsch leiden müsse. Das war mir auch in anonymen Briefen angedroht. Ich lehnte ab wegzugehen. Ich meinte, dann würden die Gegner nur sagen: „Wir haben ihm ja gar nichts tun wollen!“ In meiner Lage müsse man sie eben vor die Frage stellen, was sie wirklich wagten.

Die Reichsregierung, die Bayern nicht zur Ordnung gerufen hatte, sandte schließlich die Reichswehr nach Thüringen, weil kommunistische Unruhen zu fürchten seien. Mit der

Reichswehr kamen Freiwilligenbataillone, die hauptsächlich aus Marburger Studenten gebildet waren.

Diese, wie die gesamte Reichswehr, waren agitatorisch mit unglaublichen Vorstellungen über die kommunistische Gefahr erfüllt worden.

So hatten wir in Eisenach bewegte Tage. Die Arbeiterschaft – zum Teil erwerbslos – war sehr erregt. So wurde eine durch meinen Westbezirk marschierende Reichswehrabteilung von Arbeitern angerufen, fühlte sich bedroht, schoß und tötete fünf Mann aus meinem Seelsorgebezirk. Sobald ich es hörte, eilte ich hin und besuchte die Frauen. Das war nur seelsorgerlich gedacht. Aber ihre Häuser waren umdrängt von Menschen, durch die ich hindurchgehen mußte. So wurde mein Besuch sofort als eine Art politischer Demonstration meiner Sympathie aufgefaßt und so dargestellt. Was über diesen Besuch in Eisenach verbreitet wurde und in die Zeitung kam, ist nicht zu glauben. Man hat die Leichen der fünf auf Wagen durch die ganze Stadt gefahren als Protest. Dazu wurde erzählt, ich hätte im Talar auf einem der Wagen gestanden. Ernsthafte Leute glaubten das, obwohl niemand es gesehen haben konnte. Nun hatte ich die Beerdigung zu halten. Nur die Ange-[132]hörigen durften dabeisein. Passierscheine waren ausgegeben, der Friedhof militärisch besetzt. Schon damals war die Angst vor dem Kommunismus genauso lächerlich groß wie heute. Mir wurde gesagt, daß der überwachende Offizier sofort die Handlung abbrechen werde, wenn ich auch nur auf den wirklichen Vorgang anspielte. So hielt ich eine Ansprache, die versuchte, für diesen erschütternden Fall Klarheit zu zeigen und Trost zu geben, ohne auf die Tatsache einzugehen. Dann aber machte ich die Haltung christlichen Gewissens deutlich, indem ich nach der fünften Bitte des Vaterunsers eine Pause machte und sie dann noch einmal sprach: „Und vergib *uns unsere* Schuld, wie *wir* vergeben *unsern* Schuldigern!“ Die Stille, die mir antwortete, redete eine deutliche Sprache, und es war vielleicht besser, als wenn man hundert Worte gesprochen hätte.

Aber für das Bürgertum war ich wieder als ein Parteigänger der Kommunisten gekennzeichnet, obwohl ich hier nie an etwas anderes dachte, als auch ihnen Seelsorger zu sein in ihrer Not.

Nach einiger Zeit zog die Reichswehr zunächst nach Osten ab. Nun nahmen die Freiwilligen Marburger Studenten aus Ruhla zwölf Männer mit, die ihnen als Kommunisten denunziert waren, schleppten sie bis Sättelstädt und erschossen sie – angeblich auf der Flucht – zwischen diesem Ort und Mechterstedt. Sie lagen tot auf einer Wiese verstreut. Wegen dieser Tat wurde Anklage erhoben, da die Studenten ja weder zur Verhaftung noch zur Bestrafung befugt waren. Lange hörte man weiter nichts von dieser Sache, die natürlich eine tiefe Kluft aufgerissen hatte zwischen denen, die links, und denen, die rechts standen.

Im Sommer 1925 hatte Söderblom, der große Erzbischof von Upsala, die erste große ökumenische Konferenz nach Stockholm einberufen, um über die Aufgaben der Kirchen in dieser Zeit zu reden. Kurz vorher war Rade bei mir zu Besuch, und es kam unter anderem auch die Sprache auf die Sache der Marburger Studenten, und er erzählte, daß man in Marburg fürchte, der Prozeß solle so lange verschleppt werden, bis alles in Vergessenheit geraten sei. Ich fragte ihn, ob er meine, es sei angebracht, darüber einmal wieder etwas in der Presse zu sagen. Er hielt es für nötig, denn das dürfe man nicht stillschweigend hingehenlassen. Wie im Falle Rathenau, so standen wir auch dieses Mal unter dem Eindruck, daß man solchen Vorkommnissen mit allen Mitteln entgegenwirken müsse, damit sie nicht weitergetrieben würden. Wir ahnten die gewaltige Gefahr, die hier vorlag.

Ich schrieb einen Artikel in unserer Linkszeitung, der darauf hinausging, daß diese Angelegenheit untersucht werden müsse. Es gelte, Schuld oder Unschuld festzustellen und nicht einfach stillschweigend Leute in ein staatliches Amt gleiten zu lassen, deren Schuld oder Un-[133]schuld in dieser Sache nicht geklärt sei. Die bürgerliche Welt Eisenachs war restlos in

Flammen. Die Altherrenbünde sämtlicher Korporationen setzten Erklärungen in die Zeitung, daß sie mit mir nicht mehr verkehren könnten. Kirchenvorstand und Kirchengemeindevertretung traten zusammen, um sich mit dieser Sache und überhaupt mit meinem Wirken zu beschäftigen. Inzwischen hatte die Konferenz in Stockholm stattgefunden. Die „Frankfurter Zeitung“ hatte gerade den Text der großen Proklamation dieser Tagung gebracht, in der unter anderem die Kirchen erklärten, daß sie sich verpflichtet fühlten, „gegen die Sünde des Krieges“ zu kämpfen. Die „Frankfurter Zeitung“ hatte das englische Original übersetzt; der deutsche Text lag noch nicht vor. In der sehr stürmisch verlaufenden Sitzung stellte ich meine Verteidigung darauf, daß ich mich als Christ und Prediger Jesu Christi verpflichtet fühlte, darum zu kämpfen, daß das deutsche Volk seine Entscheidungen in den beiden gewaltigen Fragen der friedlichen Außenpolitik und der inneren friedlichen Neugestaltung in einem Geiste treffe, der dem Evangelium entspreche. Ich sagte, daß dazu der energische Kampf gegen alle solche Vorkommnisse gehöre wie die Ermordung Rathenaus und die Tat unüberlegter Leidenschaft von Sättelstädt. Ich würde mich in keiner Weise zwingen lassen, diesen Kampf einzustellen, der nun einmal auch dazu führe, daß man politisch seine Meinung sagen müsse. Im Laufe der Aussprache las ich den Satz aus der Stockholmer Erklärung vor. Da rief mir der vorsitzende Oberpfarrer zu: „Das steht ja gar nicht da!“ – Tatsächlich stand in der inzwischen erschienenen deutschen Ausgabe, daß sich die Kirchen verpflichtet fühlten, „gegen die *Sünden* des Krieges“ zu kämpfen. Man hatte nicht gewagt, den deutschen Christen das Wort „the sin of war“ zu übersetzen. Man fügte nur ein „n“ zu, und alles war der nationalistischen Leidenschaft nicht mehr anstößig. Ein Mann wie ich konnte sich auf Stockholm nicht mehr berufen. – Wird hier nicht schon deutlich, wie sehr die deutschen führenden Kirchenmänner an dem schuldig sind, was später in der deutsch-christlichen Bewegung hervortrat? Diese ließ allerdings die dogmatischen Schutzvorrichtungen weg, die die führenden Kirchenmänner umgelegt trugen. So konnte man sie zum Opfer machen für das, was man selbst gepflegt hatte.

Die Sitzung endete mit einem Beschluß der beiden kirchlichen Körperschaften, daß man den Landeskirchenrat bitten werde, mich abzusetzen, da ich des Pfarramtes in Eisenach nicht würdig sei. Ich erfuhr erst viel später, daß dieser Beschluß nicht vorbereitet, sondern in der Hitze des Gefechtes von einem Mitglied vorgeschlagen und formuliert worden war. Der Oberpfarrer hatte nicht die Geistesgegenwart, zu sagen, daß man einen so schwerwiegenden Entschluß nicht in einer [134] solchen Eile fassen könne; er ließ es zur Abstimmung kommen, sechsundvierzig Stimmen gegen zwei. Meine sämtlichen Kollegen in Eisenach standen so unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung, daß sie mit „ja“ stimmten. Nur zwei Vertreter hielten zu mir.

Nach der Sitzung sagte mir der Oberpfarrer: „Nun stoßen Sie nicht ins Horn! Lassen Sie es ohne Spektakel abgehen!“ Ich antwortete ihm: „Ins Horn ist durch diesen Beschluß gestoßen. Dazu kann ich nun nichts mehr tun!“ So war es auch; am nächsten Morgen schon hatte die „Frankfurter Zeitung“ einen ausführlichen Bericht der Vorgänge, und durch ganz Deutschland ging der „Spektakel“. Die einen nahmen für mich, die anderen gegen mich Partei. – Meine Frau und ich saßen ganz ruhig zu Hause und suchten auch unsere Kinder in der Ruhe und Zuversicht zu halten, denn sie erlebten ja alles durch das Verhalten ihrer Schulkameraden positiv und negativ. Als ich zur Sitzung ging, sagte ich zu meiner Frau: „Sei ganz unbesorgt! Sie kommen mit ihrem Kampf ein Jahr zu spät. Damals wäre ich ziemlich einsam gewesen. Jetzt sind sich unsere Freunde über mich und die Sache klar.“

So war es auch. Ohne daß ich das geringste tat, lagen innerhalb von vierzehn Tagen zwei Eingaben beim Landeskirchenrat, die erklärten, daß der Beschluß ungerecht sei und man mich in Eisenach nicht entbehren könne und wolle. Die eine Eingabe war aus meinem Seelsorgebezirk, und sie trug weit über dreitausend Unterschriften. Jedes mündige Glied hatte

unterzeichnet, keines, auch von den politisch rechts stehenden, hatte sich ausgeschlossen. Die andere war von einem kleinen Kreis aus der gebildeten Schicht und trat ebenfalls warm für mich ein.

Damit war die Sache erledigt, denn der Landeskirchenrat konnte dem Kirchenvorstand nur antworten, daß er zu einem solchen Einschreiten, wie er es fordere, keinen Anlaß sehe, während er mir seine Meinung aussprach, daß ich mich in meinem Verhalten doch sehr mäßigen und mehr Rücksicht nehmen müsse auf die Ansichten der Menschen.

Kirchenvorstand und Kirchengemeindevertretung hatten gezeigt, daß sie über die geistige Haltung ihrer Gemeinden völlig im Irrtum waren und nicht daran dachten, denen gerecht zu werden, die politisch nicht auf dem Boden der aufsteigenden Reaktion standen. So kamen meine Freunde und ich zu der Erkenntnis, daß wir, um der Gemeinde und um der Kirche willen, denen eine Stimme schaffen müßten, die so vergessen und mißachtet wurden.

Damit begann jene Bewegung, die dann zum Bunde Religiöser Sozialisten in Thüringen führte. Ich lege Wert darauf, festzustellen, daß sie sich als eine Abwehrbewegung bildete, soweit sie kirchen-[135]politisch war. Nie hatten wir den Wunsch, die Kirche zu erobern oder irgend etwas in die Kirche hineinzutragen, was ihrem Wesen nicht entsprach. Wir wollten nur erreichen, daß sie auch den nichtnationalistischen Menschen als Christen und ihr Glied betrachtete und daß sie das Evangelium wahrhaft hörte und es so predigte, daß es jeden Menschen erreichen könnte. [139]

V.
DIE BEWEGUNG DER RELIGIÖSEN SOZIALISTEN

„*Freunde von Pfarrer Fuchs*“

Wie von selbst war ein Anfang da. Vor allem die Männer und Frauen, die jene Eingabe damals in Bewegung gesetzt hatten, fühlten sich als ein geschlossener Kreis und blieben es. Wir begannen monatliche kleine Zusammenkünfte, in denen wir religiöse Fragen besprachen. Es schlossen sich Gleichgesinnte aus anderen Bezirken der Stadt an. Es war mit einem Male ein Kreis von Menschen da, der im kirchlichen Leben anderes wollte als alle bisherigen kirchlichen Gruppen. Ganz stark wurde vor allem auch meine Jugendgruppe von diesen Dingen bewegt und schloß sich nun nicht nur persönlich, sondern bewußt geistig an mich an. So bildete sich im kirchlichen Leben Eisenachs eine Gruppe, die sich aus ganz bestimmtem Anlaß heraus genötigt sah, bei einer kommenden Wahl darum zu ringen, daß sie Männer ihres Vertrauens in die kirchlichen Körperschaften brachte, damit solche Vorgänge, wie die berichteten, unmöglich würden. Die Gruppe nannte sich zunächst einfach „Freunde von Pfarrer Fuchs“. Unter diesem Namen blieb sie in Eisenach.

Doch drängte die Entwicklung wie von selbst über diese lokale Einschränkung hinaus. In der Sozialdemokratischen Partei war ich anfangs ein unbeachtetes – vielleicht sogar wenig erwünschtes Mitglied. Aber die Kämpfe hatten auf mich aufmerksam gemacht. Man begann mich zu wünschen, und obwohl ich nicht über politische Tagesfragen, sondern über kulturelle und ethische Fragen sprach, machten meine Vorträge Eindruck, und ich wurde mehr und mehr herangeholt. Meine Themen waren etwa: „Ethik und Politik“, „Religion und Politik“, „Staat und Kultur“, „Wirtschaftsleben und Sittlichkeit“, „Wirtschaftsleben und Kultur“, „Erziehung“, „Schule“ usw. Über ähnliche Themen schrieb ich auch Artikel in der entsprechenden Presse.

So bildete sich durch ganz Thüringen hin – und darüber hinaus – ein Kreis, der für diese Fragen Interesse gewann und sich nach einem selbständigen Zusammenschluß sehnte. Man empfand, daß damit eine Arbeit begann, die nicht in der Richtung einer Partei lag, sondern die sich um etwas drehte, was jenseits und über aller Parteigruppierung lag. Es waren auch meistens Männer und Frauen, die keiner Partei angehörten oder die sich eine so weitgehende innere Unabhängigkeit von ihrer Partei erhalten hatten, daß sie für solche Fragen zugänglich waren. Sie wußten, daß es galt, vor allen Dingen eine Grundlage in den tiefsten Wirklichkeiten des Geistigen zu gewinnen, wenn eine schöpferische Arbeit gesellschaftlicher Neugestaltung möglich werden sollte. Da wir uns in dieser Frage auf der Linie des Sozialismus wußten, nannten wir uns „Religiöse Sozialisten“. Wir meinten, es müsse [140] ein Sozialismus werden, der aus tiefsten geistigen Kräften um eine Erneuerung der Gesellschaft ringt. Wir glaubten uns verpflichtet, alle unsere Kräfte aufzubieten, damit die von den sozialistischen Ideen ergriffene Arbeiterschaft deren sittliche Tiefe und Tragweite begriffe und in ihr die geistigen Kräfte und Klarheiten geweckt würden, aus denen sich eine Neugestaltung der Gesellschaft schaffen ließe.

Mein Eintritt in die Sozialdemokratische Partei wurde von vielen meiner Freunde nicht verstanden. Das war mir verständlich. Ich hatte bis zum Ende des Krieges auf dem Standpunkt gestanden, daß ein Pfarrer sich außerhalb der Politik halten solle. Auf ihm stand ich auch noch, obwohl mir deutlich geworden war, daß ein Pfarrer die großen politischen Fragen durcharbeiten müsse – allerdings nicht unter den Gesichtspunkten politischer Machtbildung, sondern unter denen ethischer Gesinnungsbildung und Verantwortung aus dem Geiste Jesu Christi. Nie habe ich da meine Meinung geändert. Ich habe nie anderes gewirkt und gewollt, als das Ringen um diese Fragen auf möglichst viele Menschen zu übertragen.

Nun hatte die Sozialdemokratie die Macht im Staate übernommen. Man fühlte, daß ihr die Neugestaltung gelingen oder daß es eine große Katastrophe geben müsse. Langsam wurde immer deutlicher, daß da wohl Menschen guten, anständigen Willens waren, aber keine Men-

schen überragender sittlicher Kraft, aus der allein solche Arbeit gelingen konnte. Man sah immer klarer, daß alle Mächte sittlicher und religiöser Überlieferung und Erziehung, vor allem die Kirchen, die Universitäten, die sogenannten Gebildeten diese Männer völlig im Stich ließen, die an ein so großes Werk mit ungenügenden Kräften gestellt waren. Da kam auf einmal die Frage über mich: „Und was tust du, diesen Männern und diesen ungeschulten, verlassenen Arbeitermassen zu helfen?“ – Immer dringlicher wurde die Frage, immer deutlicher hörte ich sie als die Frage Jesu Christi an mich: „Gehst auch du vorüber?“ Meine Frau, die anfangs diesen Entschluß als etwas ganz Unmögliches ansah, sah auch ein, daß ich einfach gezwungen war, diesen Schritt zu tun, die Verbindung dort zu suchen, durch die allein man über die ungeheure Kluft hinwegkommen und mithelfen konnte, das Tiefere zu wecken. Schließlich sah auch sie, daß es sein müsse. Mit ganz schwerem Herzen ging ich diesen Weg, der mich vielen entfremdete, der sehr viele Vorurteile gegen mich weckte, der aber der einzige war, der versprach, nach der anderen Seite hin die Türen zu öffnen, durch die allein das dort eingehen konnte, was so dringend nötig war für die Zukunft. Wie schwer der Schritt war und wie Schweres er mit sich brachte, versteht nur der, der nachfühlen kann, daß man sich nach der Seite des Bürgertums damit fast völlig isolierte [141] und nach der anderen Seite keinen Anschluß fand. Durch Jahre wurde ich hier mit unbedingtem Mißtrauen und Ablehnung behandelt, bis die Kämpfe das änderten und das wachsende Zutrauen der einfachen Menschen mir eine Stellung gab.

So war nach dieser Seite hin meine Arbeit ein schweres und zähes Ringen, den materialistischen Geist zu überwinden und ein geistiges und religiöses Verstehen des Sozialismus zu wecken, aus dem Neues werden könne. Nach der bürgerlichen Seite hin, nach meinen alten Freunden hinüber, war meine Arbeit eingestellt darauf, ein Verstehen zu wecken, daß wir das Ringen um die Neugestaltung der gesamten Gesellschaftsordnung mitverstehen und mittragen müßten, damit nicht alles im Chaos versinke.

Es war deutlich, daß nicht alle Menschen, die sich uns hier anschlossen, kirchlich und christlich gesinnte Menschen waren. Es waren sehr viele darunter, die zwar eine neue geistige und religiöse Tiefe und Grundlage des Daseins und Wirkens suchten, die aber vom kirchlichen Leben, seiner Öde und traditionellen Erstarrung so abgestoßen waren, daß sie dorthin den Weg nicht mehr finden konnten. Gerade deshalb nannten wir uns nicht eine „christliche“, sondern eine „religiöse“ Bewegung. Wir wollten alle sammeln, die eine Erneuerung der Gesellschaft als notwendig empfanden und die ahnten oder erkannten, daß diese nur möglich sei aus einer Erneuerung der Gesinnung weit über das hinaus, was der vorhandene Sozialismus besaß und wollte.

Es war aber auch ganz selbstverständlich, daß wir die Aufgabe um die Neugestaltung der Kirche nicht aufgeben konnten. Die Freunde, die in der Kirche standen, mußten mich schützen und meinen Einfluß zu verstärken suchen – oder ich mußte mein Pfarramt aufgeben, und wir mußten eine von der Kirche gänzlich unabhängige Bewegung bilden. Ich – für mein Teil – war innerlich so sehr an die Kirche gebunden, daß ein Austritt für mich gar nicht in Frage kam. Dazu fühlte ich mich viel zu sehr als Christ. Ich hätte es für unwahrhaftig gehalten, meinen Freunden aus dem nichtkirchlichen Lager das Gefühl zu geben, daß mir die Kirche nicht wichtig sei. Ich konnte mich wohl ihres redlichen Suchens freuen und sah eine Kraft in dem Versuch, ein von allen traditionellen Bindungen freies geistiges und religiöses Leben und Denken zu finden. Aber es wäre mir unwahrhaftig erschienen, zu verhüllen, wie sehr ich selbst im traditionellen Christentum stand, wenn ich auch von seinen dogmatischen Gebundenheiten und seiner Überschätzung dieser Formen frei war. Mir war das Christentum die einzig mögliche Form religiösen Seins. Warum sollte ich das verhüllen, indem ich mich aus der Kirche löste? *Mein* Weg war, die Neugestal-[142]tung der Kirche zu suchen und sie geistig zu wecken für ihre entscheidende, große Aufgabe.

So war unsere Bewegung von Anfang an belastet mit einer im Wesen der Sache ruhenden, notwendigen Zwiespältigkeit, besser gesagt, einer doppelten Aufgabe. Es standen auf der einen Seite die Menschen, die eine neue geistige Tiefe und Wahrheit suchten, völlig gelöst von allem Traditionellen – vor allem vom Kirchlichen. Auf der anderen Seite aber befanden sich die Menschen, die in der kirchlichen Tradition standen und eine Erneuerung ihres Geistes und ihrer gesamten Wirksamkeit aus dem Evangelium suchten. So weit spannte sich der Kreis der uns Nahestehenden, daß später einige ihre Heimat in der katholischen Kirche gefunden haben, andere im Kreis der deutschen Christen, andere bei Hauer und im Nationalsozialismus. Es war eine Bewegung, die sehr stark auch eine Bewegung der Suchenden war, und sie trug all die Nöte und Schwierigkeiten in sich, die daraus wachsen müssen. Man denke sich unsere Arbeit und unser Wirken nicht leicht.

Am Anfang der Bewegung hielt ich noch viele Vorträge im Kreise der Freunde der „Freien Volkskirche“ in Thüringen und Sachsen. Hier war meine alte geistige Heimat von Studentenzeiten her. Mit den Führern dieser Bewegung verband mich – und verbindet mich, soweit sie noch leben – eine enge persönliche Freundschaft. Es schien am Anfang, als ob der kirchliche Flügel unserer Bewegung eigentlich eine Verstärkung des Bestandes des freien Protestantismus in Thüringen werden könnte. Unter den Mitgliedern und unter den Abgeordneten dieses Kreises im Landeskirchentag waren viele, die unser Bemühen um die Arbeiterschaft sehr begrüßten, ihm Verstehen entgegenbrachten und sich uns nahe fühlten. In Eisenach machten wir bei der ersten Kirchenwahl zu den kirchlichen Körperschaften den Versuch, einige unserer Freunde auf eine gemeinsame Liste mit den kirchlich Liberalen zu bringen. Der Versuch scheiterte, weil so viele der liberalen Wähler unsere Kandidaten von ihren Wahllisten strichen, daß unsere Kandidaten fast ganz ausfielen, während wir das Abkommen gehalten und die Wahlzettel abgegeben hatten, wie sie zusammengestellt waren. Es wurde deutlich, daß wir mit eigenen Listen vorgehen mußten. Es kam dazu, daß im Kreise des liberalen Protestantismus das einflußreiche besitzende Bürgertum immer schroffer Stellung gegen mich nahm. Immer größer wurden die Schwierigkeiten, die die mir befreundeten Führer mit ihren eigenen Leuten um meinetwillen hatten. Immer öfter mußten sie mir sagen, ich möge doch um des Zusammenhaltens ihrer Sache willen vorsichtig sein.

So kam es, daß ich bei einer Sitzung der Vertrauensmänner der [143] Thüringer „Freien Volkskirche“ selbst den Vorschlag machte, ich wollte in aller Freundschaft ausscheiden, eine eigene Bewegung kirchlicher Art gründen in der Hoffnung, daß wir in allen entscheidenden Dingen dann doch zusammengehen und zusammenstehen können. Ich fand Zustimmung, und es geschah so.

Quäkertum

Es war eine segensvolle Fügung, daß ich um diese Zeit, die mich von alten Freunden weg zu neuen Arbeiten und auf ungebahnte Wege führte, immer stärker in die Gemeinschaft der „Gesellschaft der Freunde“ hineinkam. Eine deutsche Jahresversammlung der „Gesellschaft der Freunde“ gab es damals noch nicht. Es gab ganz wenige, die sich der englischen Jahresversammlung angeschlossen hatten. Aber es gab einen großen Kreis von Menschen, die sich von der Botschaft der Freunde angezogen und aufgerufen fühlten. Wir waren zuerst geweckt worden durch die Tatsache ihrer großen Hilfsarbeit, in der sie dem vom Kriege erregten Haß entgegentraten und bezeugten, daß ihnen der Mensch – ob Feind, ob Freund im politischen Sinn des Wortes – Gottes Kind und Bruder sei, dessen Leid und Not sie zum Mittragen aufrief.

Aber das Wichtigste in dieser Beziehung war doch die innere Klärung, die mir aus der Botschaft der Freunde vom Inneren Lichte wurde, und ihr Ruf zum Gottesdienste der Stille, jener stillen Hingabe, die sich dem Göttlichen in Ehrfurcht öffnet, um sich von ihm mit Klarheit und Kraft erfüllen und seinen einsamen Weg führen zu lassen.

Ich werde noch von meiner Entwicklung zum Quäkertum im abschließenden Teile dieser Lebensbeschreibung reden müssen. Hier will ich nur darauf hinweisen, wie wichtig es für mich war, daß mir die Botschaft vom Inneren Lichte die Klarheit gab, die mir zeigte, warum ich nun wieder die alte Gemeinschaft meiner Freunde verlassen und ein neues verantwortungsvolles Wirken beginnen müsse. Die große Erkenntnis, daß uns Gott immer neue Aufgaben stellt und wir die Kraft haben müssen, die alte zu verlassen und die neue zu beginnen, wurde mir deutlich. So führte mich mein Leben, und so deutete es die alte Erfahrung der Quäker. Es wurde mir auch die große Verantwortung deutlich. Ich erkannte, daß wir uns von Gott wieder abwenden, wenn wir dort stehenbleiben wollen, wo wir heute stehen, und sein weiterführendes Rufen nicht erkennen oder ablehnen. Ist das nicht immer wieder das Schicksal der Kirche gewesen, daß sie stehen [144] blieb bei einer ihr geöffneten Erkenntnis und die neu aufsteigenden, geschichtlichen Aufgaben ablehnte? Das gab mir Mut, auch gegenüber dem dauernden Warnen und Abraten der Freunde, die mir sagten: „Warum willst du die altbewährten Wege kirchlichen Wirkens verlassen?“ „Willst du allein wissen, was rechte Verkündigung des Evangeliums ist? Haben die anderen alle unrecht?“ – Ich hörte auf die Stimme, die mich zu denen rief, die dem Evangelium am fernsten standen, daß ich Worte und Wege fände, es ihnen nahezubringen. Ich hörte auf die Stimme, die mir sagte, daß ich darum ringen müsse, daß die, die Jünger Jesu sein wollten, in seinem Geiste darum rängen, die Aufgaben der Zeit zu lösen, die Aufgabe der Überwindung jeder Unterdrückung und des Friedens zwischen den Völkern. Es war mir deutlich geworden, daß beide Aufgaben letztlich eine sind; die auf Kampf gegründete Gesellschaftsordnung mußte mit innerer Notwendigkeit alle die gewaltsamen Kämpfe hervortreiben, die uns gefährden. Die weittragende Wahrheit des Wortes von George Fox wurde mir deutlich, der sagte: „Ich lebe aus dem Geiste, der die Ursachen zu allen Kriegen beseitigt.“

Das ist eine große Aufgabe. Sie beginnt beim persönlichen Leben, geht von da zu allen Aufgaben des gesellschaftlichen Lebens, umfaßt die Politik zwischen den Staaten und kommt wieder zum persönlichen Leben, dessen Haltung Voraussetzung für alle Änderung der Verhältnisse ist und dessen Haltung zuletzt wieder nur durch die Änderung der Verhältnisse und die Arbeit an ihnen zu einer Wirklichkeit wird.

Von allen religiösen Gemeinschaften scheint mir nur das Quäkertum die grundlegende Erkenntnis dieser Aufgabe und Verkettung zu haben.

Das andere, was das Quäkertum durch die Jahrhunderte besitzt, ist die Kunde von *der Wirklichkeit Gottes*. Ihr ist Gott nicht nur eine Idee oder eine Lehre, die man glaubt, sondern eine Wirklichkeit, der man sich hingibt und in deren Kraft man handelt und lebt. Diese Gewißheit von der uns heute zugänglichen Wirklichkeit und Gegenwart Gottes gibt den Mut zur stillen Andacht, die ein Warten auf die Gottesgemeinschaft ist, die Ruhe in der Not des Lebens und sichere Führung in seinen Schwierigkeiten und Aufgaben gibt. Nichts schien und scheint mir für das deutsche religiöse Leben wichtiger als das Erwachen dieser Gewißheit. Hier war mir meine Verbindung mit dem Quäkertum immer auch eine große Hilfe für meine Arbeit unter den ganz Entfremdeten. Diese Bewegung hat eines der großen Mittel in Händen, durch das dieses Erleben der heute gegenwärtigen Wirklichkeit Gottes in den Menschen wieder geweckt werden kann, in denen es ganz erstorben ist. Hier werden ihnen keine Lehren und Dogmen [145] vorgesetzt. .Sie werden nur dazu aufgerufen, in ihre eigene Tiefe einzukehren und von dort aus die Wahrheit zu erfahren, durch die sie sind, was sie sind, und sie werden auf einen Weg des Werdens gestellt, in dem sie ihre eigene Verwirklichung finden können.

Die ersten großen Zusammenkünfte der „Freunde der Freunde in Deutschland“ fanden in Eisenach statt. 1921 war zum ersten Male eine kleinere Gruppe von Freunden da, die mit Rudolf Otto verbunden waren, ihn dort trafen und gleichzeitig an der Versammlung der „Freunde der Christlichen Welt“ teilnahmen, die auf der Wartburg stattfand. Gogarten hielt

dort einen Vortrag, durch den die dialektische Theologie Karl Barths zum ersten Male Gegenstand weitester Aufmerksamkeit wurde.

Dann kamen die großen öffentlichen Tagungen in Eisenach, und es war ganz selbstverständlich, daß ich mit meinem Freundeskreis die örtlichen Vorbereitungen und Quartierbeschaffung übernahm.

Die Tagungen der Jahre 1922 und 1923 waren in ihrem ganzen Verlauf sinnbildlich für die leidenschaftliche Erregung, die Deutschland erfüllte, für das drängende Suchen nach neuem Lebensausblick, neuer Sinngebung aus dem Tiefsten, aber auch für die Hilflosigkeit und Wunderlichkeit, die mit unterlief. Was ging nicht an diesen Tagen durch unser Haus an bedeutenden Männern und Frauen aus allen Lagern des geistigen Deutschlands, vom Konservativen bis zum Radikalsten, was nicht an wunderlichen Menschen, Alten und Jungen, die sich Propheten für irgendeine besondere Sache dünkten. Wie gut war es, daß wir gewohnt waren, Gastfreundschaft zu üben und am Abend einer Tagung – wenn plötzlich ein oder zwei Leute dastanden und sagten: „Wir sind heute gekommen und wissen nicht wohin“ – sagen konnten: „Kommt mit uns!“ Sofas, Liegestühle, alle Zimmer und die Veranda mußten belegt werden. Aber wie oft ist mir von Freunden gesagt worden, daß die Ruhe und lichte Sicherheit unseres Hauses und Lebens ihnen mitten in den stürmischen Tagen auch ein Zeugnis von der Kraft dieses Geistes gewesen sei.

Denn stürmisch platzten die Leute auch in den Versammlungen aufeinander. Aber wir machten die Erfahrung, daß die erregteste Leidenschaft nicht nur beruhigt, sondern sogar überwunden wurde durch Stille. Immer wieder wurde sie dazwischengeschoben, wenn die Wogen zu hoch gingen. Das war vor allem der Fall, wenn die Frage der Friedensüberzeugung des Quäkertums zur Sprache kam. Gerade diese Erfahrungen lehrten uns, die Macht dieser Stille zu verstehen, die den Menschen aufruft, nicht an das zu denken, was ihm gewohnt und persönlich lieb ist, sondern an die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, für die er seinem Schöpfer verantwortlich ist.

[146] Abgesehen davon, daß wir – meine Frau und ich – hier das fanden, was uns auf unserem einsamen Weg wachsende Sicherheit gab – die Stimme des inwendigen Rufes und die Verantwortung für ihn und vor ihm –, fanden wir auch einen neuen Freundeskreis, der auch da, wo er nicht ganz mit uns ging, doch Hilfe und Rat wurde für die kommenden Aufgaben. Wie viele Menschen, die in Deutschland Träger geistiger Erneuerung waren, standen diesem Kreise nahe! Dazu kamen die englischen und amerikanischen Freunde, deren klare Sicherheit, menschliche Güte und geschlossene Innerlichkeit immer etwas bedeutete, selbst wenn die Verständigung durch das Medium der Sprache schwierig war.

Bei mir wachte allerdings mein durch Jahrzehnte vernachlässigtes Englisch wieder auf. Rasch kehrte das Vergessene wieder, als ich es öfter übte, wobei wir die Erfahrung machten, daß der persönliche Eindruck des in fremder Sprache redenden Freundes die Wirkung der Übersetzung vertiefte. So waren die ersten Besuche solcher Freunde und die Versammlungen, die wir mit ihnen hielten, eigenartige Erlebnisse von der Wirkung geschlossener, vergeistigter Innerlichkeit über alle Grenzen der Sprache hinweg.

Einen großen Versuch machte Rodon Buxton. Er – als Mitglied der englischen Arbeiterpartei – hielt in einer ganzen Reihe thüringischer Städte Vorträge über das Wesen des Sozialismus. Ich begleitete ihn als Dolmetscher. Er kam in seinen Vorträgen immer auf die Bedeutung christlicher Frömmigkeit für die sozialistische Bewegung zu sprechen. Es war wohl das erste Mal, daß große sozialistische Versammlungen mit solchen Gedanken bekannt wurden. Natürlich war nicht zu erwarten, daß man ihm sofort allseitig recht gab. Aber er half mit, das Tor zu öffnen, durch das hindurch es immer mehr möglich wurde, die Botschaft Jesu dorthin auszurichten. Er erlebte allerdings auch etwas von der Leidenschaft der Politik in jenen Tagen.

Es wurde von Gegnern des Sozialismus versucht, die Versammlungen zu sprengen, und wir hatten unsere Quäkerhaltung zu bewähren, während in den Sälen der Saalkampf tobte. Aber ich bin bis heute dankbar für diesen Versuch und diese Hilfe.

Es war zugleich nach der anderen Seite hin ein Ruf zur Versöhnung. Die Haltung Rodon Buxtons zu den Deutschen in England während der Kriegszeit gab ihm nach allen Seiten eine besondere Autorität, von Versöhnung und Wegen des Friedens zu reden.

Es war die Not unserer Arbeit in ganz Deutschland, daß wir sowenig Mitarbeiter hatten, die aus einer starken, eigenen Erfahrung heraus gerufen waren, diese Botschaft dorthin zu tragen, wo sie unbekannt oder völlig mißverstanden war.

[147] In Eisenach bildete sich ein kleiner Kreis von Freunden, der gemeinsam eine stille Andacht in regelmäßigen Abständen hielt.

Die „Religiösen Sozialisten“

Der Name „Freunde von Pfarrer Fuchs“ war auf die Dauer unmöglich. Er wurde um so mehr unmöglich, als sich aus dem ganzen Lande ähnlich gesinnte Menschen fanden, die forderten, daß irgendwie das Geistige, das wir wollten, durch den Namen deutlich gemacht werde. Auch wäre es auf die Dauer eine Täuschung der Menschen gewesen, wenn man ihnen nicht klargemacht hätte, daß es sich um eine besondere Auffassung christlicher Frömmigkeit handelte. Es war nötig, einen Namen zu finden, als ich mich von der Bewegung der „Freien Volkskirche“ – also vom kirchlichen Liberalismus – trennte und meine eigenen Wege mit meinen Freunden ging. So nahmen wir den Namen „Religiöse Sozialisten“ an.

Wir nannten uns nicht „christliche Sozialisten“. Dieser Name wäre als ein Bekenntnis zu christlicher Überlieferung und Lehre verstanden worden, das die meisten unserer Freunde weder ablegen konnten noch wollten. Wir wollten durch den Namen schon sagen, daß wir alle umfassen wollten, die zur Erkenntnis gekommen waren, daß Menschsein und Menschenarbeit eine tiefere geistige Begründung und Bestimmtheit suchen müssen, als man es bis dahin glaubte. Die religiös Suchenden wollten wir vereinen. Wir waren dabei der Meinung, daß alles religiöse, wahrhaftige Suchen schließlich irgendwie zu Jesus Christus führen müsse, wenn auch nicht zu der kirchlichen Form, die man seiner Botschaft gegeben hat. Aber wir meinten auch, daß es auf solch wahrhaftiges Suchen ankomme und nicht auf Fertigsein in einer bestimmten Haltung und kirchlichen Zugehörigkeit. Das Aufsuchen und die Verbindung mit diesen Kreisen war das Erste und Wesentliche unserer Bewegung. Erst in zweiter Linie sollte die kirchliche Reformbewegung stehen. Immer wieder betonten wir, daß in der kirchlichen Reformbewegung nur diejenigen mitarbeiten sollten, die Mitglieder der Kirche waren. Wir sagten: Wer als Mitglied der Kirche mit ihr unzufrieden ist, muß daran arbeiten, daß die Kirche den Weg findet, den er für richtig hält. Wer ausgetreten ist, hat diese Pflicht nicht. Ihn rufen wir zum Suchen nach der letzten Wahrheit. Ihm legen wir die Frage vor, ob er glaubt, daß man die großen und kleinen Aufgaben des Lebens wirklich bezwingen kann ohne die umfassende Zielsetzung und innere Sicherheit, die in der Gewißheit des Ewigen und in der Gemeinschaft mit ihm gegeben sind.

[148] Immer wieder wurde uns von den kirchlichen Gegnern vorgeworfen, daß wir so ja schon im Namen das Christentum verleugneten. Das kann nur der tun, dem das Christentum eine fertige Größe ist. Wer aber überzeugt ist, daß es immer wieder gefunden werden muß, wird unsere Haltung verstehen. Von den Schwierigkeiten, die diese beiden Gruppen unserer Bewegung miteinander hatten, habe ich schon geredet. Unsere Sache war nicht leicht. Wir nannten uns Sozialisten. Wir wollten damit sagen, daß nach unserer Meinung heute keine Frömmigkeit die Frage aller Fragen umgehen könne, nämlich, wie wir diese kapitalistische Gesellschaftsordnung umwandeln könnten in eine, die der Haltung eines religiösen Men-

schen wirklich entspräche und ihm Raum zum Leben und Wirken gäbe. Wir wollten der Christenheit und jedem religiösen Menschen deutlich machen, daß die Umwandlung der Gesellschaftsordnung im Geiste wahrer Liebe und wahrer Ehrfurcht vor dem Menschsein die entscheidende Aufgabe sei, die das Schicksal heute der Menschheit gestellt hat. Wer diese Aufgabe umgeht, kann auch der heutigen Menschheit keine Führung für ihr Leben und Wirken geben. Ein Christentum, das hier versagt, muß von den Menschen verlassen werden, denn es kann ihnen keine wahre Hilfe in den Lebensentscheidungen sein.

Immer wieder machte man uns den Vorwurf, daß wir die Gestaltung der Gesellschaft im Sinne des Sozialismus mit dem Reiche Gottes gleichsetzten und also meinten, daß wir durch unser *Tun* das Reich Gottes herbeiführen könnten und würden. Vergeblich suchten wir deutlich zu machen, wie unverständlich uns solch ein Vorwurf war. Uns ging es darum, daß wir die Aufgabe nicht vernachlässigten, die heute zu tun war. Uns schien es, daß die vom Kapitalismus zertretenen Menschen und Menschenseelen deutlich genug zu Millionen am Wege lagen. Uns schien es, daß für jeden Christen, jeden Prediger des Evangeliums, jede Kirche, die hier versagte, das schwere Wort gelte: „Da er ihn sah, ging er vorüber.“ Wir meinten, daß in der Arbeit um das Kommende und Werdende und in der Gemeinschaft, die allmählich entstand, etwas vom Kommen des Reiches erlebt und geschaut werde. Wir meinten, daß dadurch Menschen wieder Kraft und Mut gewinnen könnten, an das Große und Verborgene zu glauben, wenn sie etwas von seiner segnenden Wirklichkeit heute erlebten. Aber nie meinten wir, daß die verborgene Heiligkeit dessen, was Gott uns geben will, durch unser Werk geschaffen werden könnte.

Immer wieder hörten wir auch den Vorwurf, daß wir die Politik in die Kirche hineintrügen. Wir riefen der Kirche zu, daß sie nur dann gehört werden könne, wenn sie in den wichtigsten Lebensfragen Führung gebe und nicht im Stiche lasse. Wir meinten nicht, daß die Kirche [149] in den Dienst irgendeiner Partei treten könne oder dürfe. Wir glaubten aber, daß die Kirche das *klare* Evangelium verkünden müsse, auch da klar, wo das Evangelium schärfste Kritik an der bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung ist. Wir erhoben gegen die Kirche den Vorwurf, daß sie aus Befangenheit in der gewohnten Gesellschaftsordnung Entscheidendes im Evangelium nicht verkünde oder selbstverständlich abschwäche und umbiege.

Der Vorwurf gegen uns wurde verstärkt durch die Meinung, daß wir irgendwie den Einfluß der sozialdemokratischen Bewegung verstärken wollten. Es waren ja einige der Führenden unserer Bewegung ihre Mitglieder. Wir aber waren sehr besorgt darum, daß unsere Bewegung als solche unabhängig vom Einfluß einer bestimmten Partei bliebe. Wir wollten eine religiöse Bewegung sein und uns nur durch die Fragen und die Verantwortung religiösen Gewissens und Überzeugtseins leiten lassen. Diese Unabhängigkeit war schon dadurch gegeben, daß unsere Bewegung in ganz klarem, unversöhnlichem Gegensatz zu der in der Sozialdemokratie herrschenden materialistischen Weltanschauung stand. Dieser Gegensatz war dort immer sehr stark empfunden worden. Es dauerte lange, bis man glauben konnte, daß einer aufrechter religiöser Mensch und wahrhafter Sozialist sein könne. Die Masse unserer Mitglieder waren nicht Mitglieder einer Partei. Wir forderten nur Zustimmung zu unserer Auffassung des religiösen Lebens und der Aufgabe der Zeit.

Unsere Bewegung begann mit einem großen Verlust. Im Jahre 1921 war zum ersten Male in Deutschland von einer Bewegung ihrer Art geredet worden, und es war Karl Barth gewesen, der in seinem Vortrag in Tambach dazu die Parole gab. Aber inzwischen hatten er und die anderen Führer dieser Bewegung jene Richtung eingeschlagen, in der sie unsere Bewegung ablehnten, weil sie aus dem religiösen Gewissen heraus an der Welt arbeiten und sie neu gestalten wolle. Das religiöse Gewissen aber könne nur dorthin führen, wo wir unsere Sündhaftigkeit und Unfähigkeit erkennten und uns der Gnade Gottes hingäben. Arbeiten in dieser Welt könne man nur in menschlicher Klugheit, die uns das Beste zeige, was wir vermöchten.

Aber immer müßten wir wissen, daß wir mit diesem Besten auch Sünder und nicht Vollbringer göttlichen Willens und göttlicher Absichten seien. Ich werde meine Auseinandersetzung mit diesen Gedanken in einem besonderen Abschnitt darstellen. Es war ja ein besonderer Angriff auf mich und meine Wirksamkeit, indem Gogarten seinen Übergang zu Barth in der Öffentlichkeit dokumentierte. Es war ein merkwürdiger Zufall, daß er sich in derselben Sitzung der leitenden Persönlichkeiten der Thüringer „Freien Volkskirche“ dieser anschloß – unter großen [150] Bedenken –, in der ich austrat. Ich sagte ihm damals: „Gott ist manchmal ein großer Humorist. Mich zwingt er unter Schmerzen, hier auszutreten, und Sie zwingt er unter Schmerzen hinein!“

Mir war es bei dem allem so zumute, als würde mir gesagt wie Abraham: Gehe aus deiner Freundschaft und deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen werde! Wie schwer es immer war, neue Wege zu suchen und Einsamkeit und Gefahr – auch Gefahr des Irrtums – auf sich zu nehmen, ist vielen Menschen nicht klar.

Die Zusammenfassung des Kreises und seine erste Arbeit

Durch meine mannigfaltige Vortragstätigkeit hatte ich überall Menschen kennengelernt, die mir auch religiös nahestanden. So war es lange ein ganz persönlicher Freundeskreis, der alles trug. Aber nun schien mir die Zeit gekommen, einen Schritt weiter zu wagen und alle aufzurufen, die in Thüringen eine solche Sache mittragen wollten. Mit einigen Freunden tat ich mich zusammen. Ich hatte in mehreren Vorträgen in dem großen Industriedorf Tiefenort Boden gefunden. Wir erließen einen Aufruf, an einem bestimmten Frühjahrssonntag in Tiefenort zusammenzukommen, wo Freunde die lokalen Vorbereitungen und das Stellen von Freiquartieren übernommen hatten. Es war eine kühne Sache, aus einem kleinen, fast mittellosen Kreis heraus, gegenüber einer feindseligen Kirche und einem feindselig gestimmten Sozialismus. Aber es gelang. Es war eine enthusiastische Tagung. Fast das ganze Dorf war begeistert beteiligt. Die von auswärts herzugekommenen Gäste waren alle tief bewegt von der Verantwortung für diese neue und große Aufgabe. Es war allerdings ein Ringen um die entscheidenden Fragen: Wollten wir religiöse Bewegung allein oder auch kirchliche Reformgruppe sein? Wir entschieden uns, die große Schwierigkeit auf uns zu nehmen und beides zu sein. Es sollten alle bei uns Raum haben, denen es um das Suchen nach neuer religiöser Tiefe und Wahrheit ging, und alle, denen es als Gliedern der Kirche um deren Erneuerung im Geiste Jesu ging. Es war möglich, die beiden Gruppen, die beide in Tiefenort vertreten waren, zusammenzuhalten.

Mancherlei Menschen waren gekommen: Vertreter der kirchlichen Orthodoxie und des Quäkertums (auch des englischen), Männer der Volksbildungsarbeit, Menschen aus dem politischen Leben, Frauen der Frauenbewegung, Künstler, Lehrer, Pfarrer, Professoren. Den einen Hauptvortrag hielt Wilhelm Banning, der Führer der holländischen Bewegung, damals ein junger, hinreißender Mann, später ein erfahrener holländischer geistiger Führer der Partei der Arbeit.

[151] Es gab freilich auch viel Verwirrung auf dieser Tagung, wie überall, wo Enthusiasmus ist. Es war nicht leicht, das alles so durchzusteuern, daß eine klare, den Wirklichkeiten der Welt entsprechende Bewegung zustande kam. Aber es gelang. Ich war mit Herzklopfen auf diese Tagung gegangen, weil ich sie unter schwerer Verantwortung einberufen hatte. Aber nun muß ich sagen: Sie gehört zu jenen Ereignissen, deren Miterleben allein schon Lohn ist für alle Einsamkeit und Angst, die man bei solchen neuen Wegen auf sich nimmt. Die lebendige Wirksamkeit des Geistes Gottes war da und leitete unsere Bewegung ein.

Klein und mittellos war unsere Bewegung immer noch. Aber wir waren ein Kreis geworden, der sich persönlich kannte und dessen lebendiges Zusammengehören für alle Träger der Sache Bewußtsein geworden war.

Ein Jahr später kam eine Wahl zum Landeskirchentag der Thüringer Evangelischen Kirche. Diese hatte in ihrer Verfassung direkte Wahl zum Landeskirchentag eingeführt. Durften wir es wagen, ohne Mittel und fast ohne arbeitende Kräfte, diese Wahl mitzumachen? Es kam hinzu, daß ein großer Teil unserer Freunde nicht mitmachte. Sie gehörten zu den aus der Kirche Ausgeschiedenen. Aber auch viele, die der Kirche angehörten, hielten das für zu kühn und aussichtslos.

Ich fragte mich zunächst, ob es möglich sei, für jeden Wahlkreis Kandidaten aufzustellen, deren Hingabe und innere religiöse Einstellung sie wirklich zu achtunggebietenden Vertretern unserer Sache machen würde. Uns war es immer darum zu tun, daß wir dem religiösen Leben der Kirche dienten, ihre innere Wahrhaftigkeit förderten, und wir wollten keine Vertreter haben, die nur der Form halber dabei saßen. Sie sollten in Eifer das kirchliche Leben tragen und bessern wollen. Es waren viele Verhandlungen, Briefe und persönliche Besuche nötig, bis wir für jeden Wahlkreis (außer einem) einen Pfarrer und neben ihm zwei Gemeindeglieder aufstellen konnten. So forderte es das Kirchengesetz.

Nachdem die Kandidaturen gesichert waren, kam eine zweite Schwierigkeit. Wie sollten wir dafür sorgen, daß überall in den einzelnen Orten für uns gearbeitet wurde und die Leute aufmerksam gemacht wurden, daß wir da waren und man uns wählen konnte? Ich stellte nach meinen Adressenlisten fest, daß ich im Westen und der Mitte Thüringens so viele Freunde hatte, daß ich sie schriftlich erreichen und auffordern konnte, sich in ihrem Ort und den benachbarten Dörfern und Städten Vertrauensleute zu suchen und mir mitzuteilen, an wen ich mich überall wenden könne. Völlig versagte das aber im Osten Thüringens. Da verwendete ich meinen Sommerurlaub, um eine Fußwanderung durch dieses Gebiet zu machen, überall die [152] Arbeiterdörfer und Städte aufzusuchen und mir Vertrauensleute zu werben. Das war wieder ein kühner Versuch! Ich mußte in ein solches Dorf gehen, mir eine Arbeiterhütte suchen, die mir so aussah, als wohne darin einer, der mich verstehen werde, dann hineingehen und mich vorstellen und mein Anliegen vorbringen. Hier zeigte sich nun, was Mut und gesunder Instinkt – und ein guter Name wert sind. Immer erlebte ich, wenn ich in eine Arbeiterhütte kam und sagte: Ich bin Pfarrer Fuchs von Eisenach – daß die Gesichter froh wurden, man mich liebenswürdig aufnahm und alles mit mir besprach. Ich war durch die vielen Kämpfe eine sehr bekannte Persönlichkeit geworden. Der eine übernahm es sofort, ein anderer wies mich an seine Frau oder an einen anderen Bekannten oder dessen Frau, die sich für kirchliche Fragen interessierten. Ich konnte diese Reise beenden mit einer Liste von Vertrauensleuten in allen wichtigen Orten des Thüringer Ostens.

Nun waren Flugblätter zu drucken und die Organisation so zu verteilen, daß jeder Wahlkreis einen Helfer hatte, der für seine Bearbeitung zuständig war. Schließlich galt es, Vortragsreisen in alle wichtigen Arbeiterorte und Städte Thüringens zu organisieren. Wir hatten kein Geld. Ich nahm auf meinen Kopf eine Schuldenlast von etwa 3000 Mark, um das Nötigste möglich zu machen. Wir verabredeten, daß jeder seine Reisekosten so niedrig wie möglich halten und bei jeder Versammlung für die Kosten des Wahlfeldzuges sammeln solle. Ich selbst als Spitzenkandidat hatte vor allem in sämtlichen großen Städten Thüringens zu reden und dann in vielen kleinen Orten. So kam es, daß ich etwa vier Wochen vor der Wahl die gesamte Organisationsarbeit einem anderen Eisenacher Freunde übergeben mußte. Durch die Überlastung und Umbesetzung der Kräfte kamen einige Verwirrungen, die sehr ärgerlich und komisch waren. Ich selbst kam in ein Dorf, in dem niemand etwas von einer Versammlung wußte und ich nach einer persönlichen Aussprache mit dem Vertrauensmann abziehen mußte. Ich war zwei Stunden durch strömenden Regen von der Bahn nach diesem abgelegenen Ort gewandert und mußte die zwei Stunden in strömendem Regen zurücklaufen. Oder es geschah, daß sich zwei Redner an einem Abend trafen und sich in eine Versammlung teilten, während anderswo eine Versammlung ohne Redner war. Einem aus Berlin gekommenen Freunde erging es öfter so.

Gerade bei ihm, der uns erst sehr spät angekündigt war, hatte die Organisation besonders versagt. Aber das waren Ausnahmen – im ganzen ging es so, daß wir große und erfolgreiche Versammlungen hatten, die uns schon ein Viertel unserer Kosten einbrachten.

Für mich gehört dieser anstrengende Zug durch Thüringen zum großen Erleben. In den Städten waren nur die Versammlungen und [153] die Aussprachen mit Freunden. Auf dem Lande aber erlebte man, daß man von einem Trupp von Freunden durch die Nacht von einem Dorf zum anderen geführt, in der tiefen Dunkelheit väterlich behütet wurde, daß da und dort die Freunde mit einem Wägelchen und Pferden kamen und einen weiterführten. Man konnte so stark und sichtbar die Dankbarkeit der Menschen dafür erleben, daß jemand versuchte, zu ihrer Seele zu sprechen und die Bedürfnisse und Ahnungen ihrer Seele ernst zu nehmen und ihnen Worte zu geben. Ich selbst lernte erst in diesen Versammlungen, ganz einfach und ganz aus dem Suchen der Seele dieser einfachen und doch tiefen Menschen zu reden. Solche Erfahrungen sind für uns selbst immer Auslegung des Evangeliums.

Wenn die Freunde mich fragten, ob ich denn wirklich mit einem Erfolg unseres Wahlfeldzuges rechnete, sagte ich, daß ich mit sechs bis sieben Abgeordneten rechnete und sehr enttäuscht sein würde, wenn es weniger wären. (Es waren zweiundsiebzig Abgeordnete zu wählen.) Man lachte dann oft und sagte: „Wir wollen froh sein, wenn wir einen Abgeordneten bekommen!“

Todmüde kam ich spät am Sonnabend vom letzten Vortrag nach Hause und hatte am Morgen Gottesdienst. Am Nachmittag warteten wir auf die ersten Wahlergebnisse. Nun war ich sehr müde und mutlos. „Warum muß man sich immer in die Gefahr bringen, solche Niederlagen zu erleiden?“ sagte ich zu meiner Frau. „Nun werden wir sicher eine so kleine Stimmenzahl haben, daß alle unsere Gegner triumphieren.“ Immer sind ja die Stunden des Wartens, in denen man nichts mehr tun kann, die schwersten. Am Abend kamen die Ergebnisse von Eisenach. Allein unsere Freunde in Eisenach hatten die Stimmenzahl aufgebracht, die uns einen Abgeordneten brachte. Am Montag kamen sie aus dem ganzen Lande, und wir sahen, daß wir sieben Abgeordnete haben würden. Mein Optimismus – oder mein Instinkt für die Stimmung hatte recht behalten. Wir hatten im ganzen Lande nicht ganz 20 000 Stimmen. Man kann diese Zahl erst würdigen, wenn man weiß, daß jede der beiden altbekannten Gruppen der Orthodoxie und des Liberalismus je etwa 60 000 Stimmen hatten. Sie erhielten einundzwanzig und zweiundzwanzig Abgeordnete, die Mitte etwa fünfzehn, und dann kamen wir.

Ein knappes Zehntel aller Abgeordneten – das war keine Machtbildung, durch die man eine Kirche reformieren kann! Das wußten wir wohl. Allein, wir hofften, daß der moralische Eindruck dieses Erfolges so stark sein werde, daß man in entscheidenden Punkten der hier deutlich werdenden Zukunftshoffnung Rechnung tragen werde. Wir hatten den Beweis geliefert, daß in den Arbeitermassen eine große Zahl von Männern und Frauen bereit war, auf den Ruf der Kirche zu [154] hören, sobald sie hoffen konnte, daß man sie zu einer wirklichen inneren Reform des kirchlichen Lebens im Sinne des Evangeliums führen wolle.

Im Sinne des Evangeliums – das war immer der Inhalt unserer Flugblätter und Vorträge gewesen; wir wollten die urchristliche Haltung der Kirche zu allen Lebensfragen erneuern. Wir forderten die *Unabhängigkeit vom Staat, die Unabhängigkeit von den besitzenden und führenden Ständen der Gesellschaft* und ihren Interessen. Wir forderten, daß ein *Pfarrerstand* gebildet würde, der mit starkem Wissen und ernster Teilnahme *die täglichen Nöte der Masse der Arbeiter und Bauern miterlebte* und mit zu überwinden suchte. Vor allem aber ging es uns darum, daß die Kirche stark und klar *das Friedenszeugnis des Evangeliums aufnahm* und mithalf, eine Macht zu schaffen, die im Innern und nach außen einen Erfolg des Ringens der Stände und Völker durch den allgemeinen Willen zu Gerechtigkeit, Wahrheit und gegenseitigem Verstehen ermöglichte. Immer wieder sagten wir den kirchlichen Kreisen, daß von den Kanzeln her eine klare, objektive Darstellung der Lebensbedürfnisse und Lebenslage der

Stände allem Volke geboten werden müsse und daß von da aus der Wille zu einer wahrhaften Verständigung, zu einem Einander-Gerechtwerden kommen müsse. Wir suchten deutlich zu machen, wie machtvoll eine Kirche sein werde, die auf alle äußeren Machtmittel verzichtet, aber das Machtmittel einer inneren, klaren Unabhängigkeit von allen Interessen, allen herrschenden Gruppen handhabt und zur echten Brüderlichkeit und gegenseitigen Verantwortung ruft und führt.

Nun war es sicher viel verlangt, daß man sich in so wichtigen, entscheidenden Fragen einer so kleinen Gruppe unterstellte. Wir hofften aber, daß unser erster Erfolg der Kirche deutlich mache, wie stark die Zahl sei, die zu ihr stieße, wenn sie diesen Weg klarer evangelischer Haltung zu gehen wagte. Wir hofften, daß sie einsehen würde, daß sie sich so diejenigen weckte und zu Freunden machte, die eine wahrhaft evangelische Kirche wünschten und nicht eine Kirche voll Rücksicht auf Gewohnheit, Interessen und Tradition, gebannt von ängstlicher Sorge um ihr äußeres Dasein und ihre Machtstellung. *Im Landeskirchentag und den kirchlichen Behörden* siegte der Selbsterhaltungstrieb des Augenblicks über den Weitblick, der die Zukunft bedachte. So erlebten wir eine Enttäuschung nach der anderen.

Da war zuerst die Wahl des Präsidenten des Landeskirchentages. Man wählte einen Mann, dessen Charakter sicher von allen geachtet war, der sich auch immer als ein sehr gerechter, vornehmer Leiter der Verhandlungen bewährt hatte. Dem Volke in Thüringen aber war er bekannt geworden als einer der Führer der streng Konser-[155]vativen, als ein kirchlich und sozial gesinnter Großkapitalist, der in die Enge dieser Gedanken und Überzeugungen leidenschaftlich stark gebannt war. Unser Sprecher wandte sich gegen diese Wahl mit dem Bilde vom Hahne auf dem Kirchturm, der anzeigt, woher der Wind wehe. So zeige die Stellung des Präsidenten an, woher der Wind im Landeskirchentag wehe, und er bat, daß man trotz aller persönlichen Vorzüge dieses Mannes eine Persönlichkeit wähle, die den Horchenden draußen anderes sage. Man nahm keine Rücksicht auf uns. Wir wurden mit der vollen Höflichkeit behandelt, die man einer Gruppe von sieben Mann schuldete. Aber die Entscheidungen fielen nach den alten Gesichtspunkten.

Dann kam in vielen schweren Verhandlungen die Frage des Verhältnisses zum Staat. Es war unmöglich, den anderen Abgeordneten deutlich zu machen, daß eine *vom Staat finanziell unabhängige* Kirche – angewiesen allein auf die Beiträge ihrer Mitglieder – stärker sein werde als eine noch so gut gestützte. Immer wieder fragte man: „Wie soll eine Kirche leben, die die großen Zuschüsse vom Staat nicht empfängt?“ Wir sagten: „Dann müssen sich die Pfarrer ihren Gemeinden so unentbehrlich und wichtig machen, daß die Gemeinden gern die Opfer bringen!“ Es wird also eine geistige Belebung der Kirche daraus hervorgehen, wie sie bis jetzt undenkbar scheint. – Man hatte diese Zuversicht nicht. Auch nicht die Zuversicht, daß der Pfarrerstand durch etwaige schwierige Übergangszeiten finanzielle Nöte mit Mut und Geduld tragen werde. Als nach Jahren der abschließende Vertrag zwischen Kirche und Staat zustande gekommen war, wurde er mit allen Stimmen gegen die sieben Stimmen unserer Gruppe angenommen. Auch unser Vermittlungsantrag, den wir zum Schluß stellten, wurde abgelehnt. Wir beantragten, daß die Kirche dem Staate vorschlagen solle, daß er die vereinbarte Summe zahle, dann aber von Jahr zu Jahr je 100 000 Mark weniger, so daß die Kirche sich langsam auf die veränderte Finanzlage einstellen könne und so im Laufe einer bestimmten Anzahl von Jahren frei werde vom Staate. Ich hatte unsere Ablehnung des Vertrages und diesen Antrag zu begründen. Am Abend dieses Tages kam ein junger Theologe, Kleinschmidt, zu mir, der damals das Predigerseminar in Eisenach besuchte und sagte: „Ich muß mich mit Ihnen aussprechen. Ein Mann, der eine halbe Stunde lang in völliger Ruhe gegen ein so tödliches Schweigen sprechen kann, muß seiner Position gewiß sein!“ Wir sprachen uns aus, und ich habe mir durch diese – scheinbar völlig zwecklose – Rede einen meiner tüchtigsten jungen Mitarbeiter gewonnen.

Ähnlich ging es mit unseren Anträgen zur Pfarrerbesoldung. Wir wollten sie so gestaltet haben, daß zu einem verhältnismäßig niedri-[156]gen Gehalt sehr wesentliche Frauen- und Kinderzulagen kämen, so daß auch bei niedrigem Gehalt von einer Notlage im Pfarrerstande nicht geredet werden könne. Außerdem glaubten wir, daß die Kirche damit beispielgebend für eine sehr notwendige Reform der allgemeinen Einstellung zu diesen Fragen sein könne. Nach langen Aussprachen, in denen wir bei vielen Abgeordneten Verständnis fanden, wurde unsere ausgearbeitete Vorlage abgelehnt.

Beinahe am schärfsten waren die *Kämpfe, die um die Friedenshaltung* der Kirche tobten. Was es für die Zukunft unseres Volkes und der Völker bedeuten würde, wenn die Kirche mit voller Kraft und Klarheit hier neue Wege geistigen Ringens statt machtpolitischen Kämpfens zeigen würde, war den Vertretern des kirchlichen Lebens nicht deutlich zu machen. Auch ihnen fehlte jedes Vorstellungsvermögen für die Wirkung geistiger Machtmittel, für die Bedeutung des Gewissens und Willens zu Wahrheit und Gerechtigkeit. Unsere diesbezüglichen Anträge wurden in Aussprachen behandelt, die zum Beschämendsten gehören, was ich erlebt habe.

Ähnlich erging es allen Anträgen, die darauf hinausliefen, unseren Anschauungen stärkeren Einfluß auf die Erziehung des Pfarrerstandes zu sichern. Das Predigerseminar wurde so organisiert, daß es in allen uns wichtigen Fragen eher zur Beruhigung der Gewissen als zur Aufrüttelung diente. Hier war ein Punkt, in dem sich zwischen uns und dem Kirchenregiment ein zähes Ringen vollzog.

Ich war als Vertreter der Gruppe in den erweiterten Landeskirchenrat gewählt. Diesem hatte der Landeskirchenrat alle wichtigen Maßnahmen vorzulegen, ehe sie endgültig wurden. So konnte ich in vielen Sitzungen unsere Anschauung zur Geltung bringen und auch einiges erreichen. Viele unserer Freunde in den anderen Gruppen betonten immer, daß man uns als einer so kleinen Gruppe doch wirklich in feiner Weise entgegenkomme. Sie nahmen es uns in wachsendem Maße übel, daß wir soviel forderten und immer unzufrieden und unnachgiebig waren. Sie erkannten nicht, daß wir um eine große Möglichkeit der Kirche kämpften. Uns war es deutlich, daß nun die Kirche der Arbeiterschaft beweisen müsse, daß sie ihren Willen zur Mitarbeit anerkenne und daß er wirksam werde. Uns war deutlich, daß eine Enttäuschung nach dieser ersten Regung im Arbeiterstand sehr wahrscheinlich den Fortschritt unserer Bewegung hemmen und das Zurückkommen der Arbeitermassen zur Kirche unmöglich machen werde. Es ist gekommen, wie wir fürchteten. –

Wir hatten sofort einen Pressedienst eingerichtet, der die Zeitungen mit Mitteilungen aus unserer Bewegung versorgte. Es war damals eine große Sache, daß zum ersten Male alle linksstehenden Blätter in [157] Thüringen Nachrichten und Artikel aus dem kirchlichen Leben brachten. Aber nun wurde durch diese Pressemitteilungen in den Zeiten, wenn der Landeskirchentag tagte, unseren Freunden draußen auch deutlich, wie wenig Verstehen wir eigentlich fanden. Sehr viel Kraft und Energie gehörte dazu, den Kreis der Freunde immer wieder mit der Zuversicht zu erfüllen, daß weitere Arbeit Sinn habe. Das gelang uns. Aber wir machten nur ganz kleine Fortschritte über den einmal gewonnenen Kreis hinaus. Das wurde deutlich an den beiden späteren Wahlen, an denen wir uns beteiligten.

Die nächste, 1929, brachte uns wieder sieben Abgeordnete, die letzte acht, wobei die Anzahl der Wähler gestiegen war. Es waren inzwischen einige tüchtige junge Kräfte mit in unsere Bewegung eingetreten, deren Wirken ein stärkeres Wachsen versprach.

Wir wußten, daß wir weiterarbeiten mußten, auch gegen soviel Unverständnis und Kälte, die wir erlebten. Wir wußten, daß wir verzweifelt darum ringen müßten, daß die Kirche noch zur rechten Zeit den Weg fände, der sie erhalte und auf dem sie von neuem die gehörte Verkünderin des Evangeliums werde. Alle Schroffheit und Schärfe, die nahestehende Glieder ande-

rer kirchlichen Gruppen an uns bedauerten, war aus diesem Bewußtsein einer letzten Entscheidung entstanden. Es war eine fast übermenschliche Anstrengung, auf der einen Seite in diesem dauernden diplomatischen Ringen mit den anderen kirchlichen Gruppen zu stehen und gleichzeitig in einer weit ausgedehnten Bewegung Begeisterung und inneres Leben zu erhalten. Sehr stark bekamen wir zu fühlen, daß die in solchen Körperschaften erforderliche Diplomatie ein Hemmnis und eine Gefährdung alles Lebens ist. Wie mußten wir wachen, daß wir in dieser Diplomatie immer wahrhaftig blieben, damit nicht der Eindruck der Unwahrhaftigkeit unsere Sache zerstörte. Wie bitter aber war es auch, wenn alte, persönliche Freunde diese Lage nicht verstehen konnten und unser Ringen als unbegreifliche Hartnäckigkeit, unsere Überzeugungen als Verständnislosigkeit gegenüber den Lebensbedingungen der Kirche nahmen.

Die innere Gestaltung der Bewegung

Die Wahlbewegung hatte es nötig gemacht, daß der Kreis der besonders interessierten Leute öfter zusammenkam. Sie hatte eine Kasse nötig gemacht, aus der die Wahlkosten gedeckt und Zuschüsse zu Reisen gegeben wurden. So sammelten wir Mitglieder, die regelmäßige Beiträge zahlten. Jedes Mitglied des Landeskirchentages gab von sei-[158]nen Tagegeldern so viel ab, daß jede Tagung unserer Kasse einen reichen Zuschuß brachte. So wurden die Schulden bezahlt, und wir kamen zu einer kleinen Summe für die Arbeit. Schon diese Zusammenkünfte benutzten wir zu öffentlichen Veranstaltungen. Kam dieser Kreis irgendwo zusammen, so trat er auch einen Abend vor die Öffentlichkeit und scharte die in diesem Orte uns besonders nahestehenden Freunde um sich. So wurden wachsende Klarheit und persönliches Kennenlernen geschaffen, das aus dem sachlichen Kreis auch einen Freundeskreis machte.

Dann wurden überall im Lande Vorträge gehalten, die die alten Freunde auf dem laufenden halten und neue gewinnen sollten. Wie wichtig ist es doch für eine Bewegung, die ein neues Verstehen der tiefsten Lebensgrundlagen des Daseins wecken will, daß sie oft zu den Menschen kommt. Hier zeigte sich unsere größte Schwäche, daß wir so wenig mitarbeitende Menschen hatten, die von ihrer religiösen Bewegtheit und Erfahrung vor der Öffentlichkeit Zeugnis ablegen konnten. Etwas so grundsätzlich Neues mußte viel stärker durcharbeitet werden. Wie sollte das für die Menschen eine dauernde Lebensführung werden, wenn es ihnen nur ein- oder zweimal im Jahre geboten wurde? Politische Anschauungen und altkirchliche Vorstellungen strömten hingegen dauernd auf sie ein. –

Wichtig war uns in dieser Hinsicht, daß immer mehr Gottesdienste unserer Art begehrt wurden. Die Verfassung der Thüringer Kirche machte es möglich, daß eine Gruppe von fünfzig Gliedern der Kirche einen Gottesdienst ihrer Art von einem Pfarrer außerhalb ihrer Gemeinde begehren konnte. So schufen wir in den Städten Sondergottesdienste, die immer wieder gehalten wurden, besonders in Eisenach, aber auch in Jena und Altenburg. Aber wir machten sie auch in den kleinen Orten möglich. Leider tobten um diese Gottesdienste in wachsendem Maße die Parteikämpfe. Man verstand in den anderen Lagern des kirchlichen Lebens nicht, daß sie nötig seien, und man wollte noch weniger die von kirchlicher Tradition freie Art, in der wir sie abhielten. Das Wort des Paulus, „daß nur Christus verkündet werde in allerlei Weise“, war doch sehr vergessen! Man konnte nicht mehr hören, daß Christus verkündet werde, wenn es auf eine dem Gewohnten ferne Weise geschah. Seit der Tagung zu Tiefenort hatte sich uns die Gewohnheit ausgebildet, einmal im Jahre eine Jahresversammlung zu halten. Sie begann mit einer Feier am Sonnabendnachmittag und dauerte bis Sonntagabend. Wir fanden dafür Gastfreundschaft in den verschiedensten Gegenden Thüringens, und jedesmal wurde durch eine solche Tagung die ganze Umgegend des betreffenden Ortes in Bewegung gesetzt und mit neuer Aufmerksamkeit für [159] unsere Botschaft erfüllt. Die Jahrestagungen waren unsere stärksten Werbemittel. Sie boten einen Gottesdienst unserer Art am Sonntag-

morgen und in Vorträgen und Aussprachen die Möglichkeit, unser Wollen zu verstehen. Sehr oft auch entfesselten sie leider neue Kämpfe, besonders wenn man sich in einer Gegend mit diesem Neuen gar nicht abfinden konnte.

Auch über Thüringen hinaus wuchs der Kreis – ja sogar über Deutschland. Ich hatte schon gesagt, daß W. Banning aus Holland in Tiefenort gesprochen hatte. Mit ihm blieben wir in enger Verbindung. Diese führte mich als Gast auf die erste Gesamttagung unserer Bewegung in Barchem in Holland. Dorthin führte mich auch später eine Reihe von Vorträgen, die ich im Kreise der Woodbrooker hielt. Das ist eine Vereinigung aller derer, die einmal die Quäker-Hochschule in Woodbrooke besucht haben, die in Holland besonders viele Mitglieder zählt. Sie besitzt ein herrliches Waldstück bei Barchem, in dem wunderbare Arbeitsgemeinschaften gehalten werden können.

In Deutschland hatte sich der Kreis von Karl Mennicke und Paul Tillich gebildet, der in seiner kleinen – aber geistig sehr wichtigen – Zeitschrift die großen Fragen der geistigen Umgestaltung behandelte. Für ihn war Paul Tillich der Denker und Theologe, dessen Arbeiten und Schriften ihm immer größere Bedeutung weit über unseren Kreis hinaus sicherten. Mit diesen Freunden standen wir nur in persönlichen Verbindungen. Als Kreis hielten sie sich abseits von unserer populären Bewegung, die von ihnen zum Teil nicht verstanden wurde und die zum Teil auch sie nicht verstand. Ich persönlich bin in meiner Entwicklung durch diesen Kreis sehr entscheidend beeinflußt und werde davon später reden müssen.

In organisatorische Verbindung kamen wir Thüringer mit anderen ähnlichen volkstümlichen Gruppen, die sich zuerst in Baden, dann Berlin, dann in Sachsen und Württemberg gebildet hatten. Kleinere Gruppen wuchsen allmählich überall auf, wo Arbeiter in größeren Massen waren. So auch in Frankfurt und ganz Hessen, in Köln und ganz Rheinland-Westfalen und in Hamburg. Die stärksten Träger der Bewegung befanden sich in Baden, Berlin und Thüringen. Das Aufsteigen der Bewegung ermöglichte die Gründung eines Sonntagsblattes, das den Titel „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ trug und von Eckert in Mannheim in seiner leidenschaftlich-packenden Art redigiert wurde. Dieses Blatt war ein unersetzlicher Faktor der Ausbreitung unserer Gedanken. Später kam dazu unsere wissenschaftliche Zeitschrift „Zeitschrift für Religion und Sozialismus“, die in größeren Artikeln die Fragen der geistigen Entwicklung behandelte und sich einen so großen Leserkreis schuf, daß sie sicher bestehen konnte.

[160] Es ist deutlich, daß dieses Ausdehnen der Bewegung für uns alle wachsende Arbeit bedeutete. Es galt, die Zeitschriften mit Artikeln und Andachten zu versorgen, Vorträge zu halten oder kirchliche Wahlbewegungen durchzuführen. Wir waren ein kleiner Kreis von Mitarbeitern, und man mußte sich immer wieder wundern, daß er eine ausgedehnte Bewegung trug. Sie weckte aber die Menschen wie von innen her, sonst wäre das nicht möglich gewesen. Die Tatsache, daß wir wenigen so Großes tragen konnten, beweist, was an religiöser Erneuerung der Kirchen und der sozialistischen Bewegung möglich gewesen wäre, wenn sich mehr Kräfte gefunden hätten. Aber es blieb trotz allem so, daß man uns in der Kirche als Nichtchristen ansah und uns in der sozialistischen Bewegung umgekehrt vom Standpunkte des Materialismus aus scharf bekämpfte. So hatten wir uns gegen schwere Anfeindungen durchzusetzen.

Große Erlebnisse waren immer die Jahrestagungen der Bewegung. Ich habe solche in Mannheim, Eisenach, Köln und Berlin mitgemacht. Immer wieder erlebte man in ihnen das Erwachen eines neuen Gemeinschaftsgeistes und einer neuen Innerlichkeit, die uns mit großem Mut und Hoffnungen erfüllte.

War das alles falsch? War das alles Irrtum oder Schlimmeres? Nein, es war die Ahnung davon, daß wir in dieser Zeit vom Schicksal gefordert waren, etwas ganz Neues zu schaffen,

eine neue Grundlegung aus dem Wissen um den ewigen Grund und Sinn des Menschseins. Es war die Gewißheit, daß eine solche Grundlegung nur werden könne aus einem wahrhaftigen Besinnen auf die göttliche Führung und aus einem Suchen nach der Gemeinschaft mit der Gottheit. Und immer stand in uns die Gewißheit, daß die Gestalt Jesu, mag die Kirche und Überlieferung ein noch so verzerrtes Bild von ihr gegeben haben, sein Geist und seine Botschaft Hinweis und Weg zu jenem ewigen Grund und Sinn seien und immer wieder sein werden.

Wir haben nie eine Dogmatik geboten. Wir haben Menschen gerufen, zu suchen und ihr religiöses Leben neu zu betrachten und zu prüfen aus der Erkenntnis der Aufgaben heraus, die unsere Zeit ihnen stellt.

Wirren der Zeit

Im Jahre 1924 feierte mein Schwiegervater seinen 80. Geburtstag, noch als Leiter der Landwirtschaftlichen Versuchsstation in Darmstadt, die durch ihn weltberühmt geworden war. So wurde dieser 80. Geburtstag eine große Feierlichkeit, auf der er von internationalen Forschern und Akademien gefeiert wurde und von der Deutschen [161] Republik den Ehrenschild der Republik als zweiter nach Gerhart Hauptmann bekam. Von diesem Jubiläum aus reiste ich nach Aachen, wo ich einen Vortrag halten sollte. In Darmstadt erfuhr ich, daß man zur Reise nach Aachen durch die französisch besetzte Zone fahren müsse und dazu einen Paß nötig habe, den ich nicht hatte. Glücklicherweise wurde in diesem Zuge nicht kontrolliert, und ich erreichte mein Ziel. – Ein Bild der Zeit!

Ein andermal war ich wieder einmal von meinem Freund Johannes Resch zu einem Vortrag auf dem Jahresfest seiner Volkshochschule aufgefordert. Ich hatte alle Papiere, die für die Reise in die französisch besetzte Zone, zu der Remscheid gehörte, nötig waren. Im Augenblick der Abreise erhielt ich ein Telegramm: „In Ronsdorf aussteigen“, und eine Anschrift, bei der ich mich melden solle. Ich tat das und hörte, daß die Bestimmungen geändert waren und ich auf meinen Paß nicht nach Remscheid einreisen dürfe. Man müsse mich einschmuggeln. In der Nacht um vier Uhr wanderten wir los; Waldarbeiter sagten uns an der entscheidenden Stelle, wann die letzte Patrouille durchgekommen war. So konnten wir eine Zwischenzeit benutzen, um an der gefährlichsten Stelle hinüberzueilen bis zu dem Neubeginn des Waldes. Zwei Tage blieb ich, hielt meinen Vortrag und wurde durch einen Züchter kleiner Fische hinausgeschmuggelt, der Wasserflöhe suchen ging und dabei ein Glas mit kleinen Fischlein bei sich hatte für einen Freund, den er aufsuchen wollte. Als wir beinahe über der Grenze waren, kam eine Patrouille. Diese aber entdeckte die Fischlein: „Oh des poissons, des poissons!“ (O Fische, Fische) riefen sie und waren so interessiert, daß sie auf alle Kontrolle verzichteten und wir als Wasserflöhesucher weiterwandern konnten.

Die Verbindung mit der Volkshochschule Remscheid pflegte ich weiter. Ich war zu einigen ihrer Jahresfeste dort, obwohl mir diese Freundschaft mit Kommunisten übelgenommen wurde. Den Haß sozialdemokratischen Parteigeistes gegen den Kommunismus konnte ich nie mitmachen. Ich hielt auch in Thüringen die persönliche Verbindung mit kommunistischen Freunden aufrecht. Nach dem Einmarsch der Reichswehr, 1924, hielt sich Theo Neubauer zunächst bei mir versteckt, ehe er weiterflüchten konnte. [165]

VI.
AUSEINANDERSETZUNG MIT DER THEOLOGIE KARL BARTHS UND GOGARTENS

Gogartens Angriff

Im Jahre 1921 erschien in der „Christlichen Welt“ ein offener Brief von Friedrich Gogarten an mich, den er später in seinem 1921 erschienenen Hefte „Die religiöse Entscheidung“ drucken ließ (Jena: Eugen Diederichs 1921). Mitveranlaßt war dieser Brief durch einen Austausch zwischen Wilhelm Schäfer und mir in der „Frankfurter Zeitung“, der sich an Gogartens Vortrag auf der Wartburg 1920 angeschlossen hatte.

Man wird die ganze Schwere dieser Auseinandersetzung und ihre schicksalhafte Bedeutung für unsere Kirche und Frömmigkeit erst verstehen, wenn ich das Wesentliche aus Gogartens Angriff hier abdrucke. Ich darf dazu sagen, daß dieser Angriff aus einem persönlich freundschaftlichen Verhältnis kam und es auch nicht getrübt hat. Erst später haben wir die Fühlung miteinander und das Verständnis füreinander verloren.

Gogarten schreibt in diesem Offenen Brief an Pfarrer D. Emil Fuchs: „Es wird wahrscheinlich Ihrer eigenen Ansicht nicht widersprechen, wenn ich sage, daß die Situation, in der wir Theologen und Kirchenmänner stehen, jeden Tag dringender zur Entscheidung treibt. Und ich werde wohl in Übereinstimmung mit Ihnen sein, wenn ich unsere Situation so zeichne: auf der einen Seite das Christentum, auf der anderen Seite unser Volk und mehr als unser Volk, und wir, die Theologen, zwischen beiden, als die, die den anderen nicht mehr und nicht weniger als das Christentum schuldig sind ...

Sie sagen es ... so: Wir hätten heute die Aufgabe, ein Christentum zu schaffen, das seine Weltaufgabe sieht und das zugleich dem Arbeiter, dem Sozialisten, eine Kraft sein kann. Erlauben Sie mir dazu ein paar Worte des Widerspruchs. Daß ich diese Worte an Sie richte, geschieht nicht nur, weil Sie mich in jener Entgegnung als an der Lösung dieser Aufgabe beteiligt gezeichnet haben ..., sondern vor allem, weil mich seit langem der Gedanke plagt, daß unser, der Theologen, bestes Wollen auf falschem Wege ist, und weil ich wenige Pfarrer kenne, deren Wollen und Tun mir von je so rein und klug erschienen wäre wie das Ihre. Verzeihen Sie, daß ich als der Jüngere Ihnen das sage, aber ich muß es sagen, um mit dem, was ich schreiben will, ganz deutlich zu werden ... Ich habe den Eindruck, daß wir heute durchaus Vermittler sind ... Und zwar Vermittler nach beiden Seiten hin, zum Christentum hin und zum Menschen hin ... In Ihrer Entgegnung finde ich Belege für diese Vermittlung nach beiden Seiten hin. Und daß ich sie bei Ihnen finde, beweist mir mehr und erschreckt mich auch mehr, als wenn ich sie bei noch so vielen anderen Pfarrern fände.

[166] In Ihrer Entgegnung finde ich die Vermittlung zum Menschen hin darin, daß Sie von der Pflege der Frömmigkeit sprechen. Ich glaube wohl zu wissen, was das ist, und gestehe, daß ich lange genug solche Pflege geübt habe oder üben wollte. Aber ich glaube nun auch zu wissen, daß diese Pflege nicht von ferne an das reicht, was sie letztlich meint, nämlich jenes Sehen und Hören, das noch niemals ein Mensch sich selbst gab ... Man wird es also unmöglich dadurch pflegen, daß man allerhand gute und erfreuliche Seelenregungen und Gemütsbedürfnisse kultiviert. Ich mag nicht ein Wort mehr sagen, um dergleichen Vorgänge im Menschen zu wecken. Und wenn ich es noch möchte ... ich könnte es dann kaum verantworten, daß ich es noch auf unsere ... höchst dilettantische theologische Weise täte und nicht auf die äußerst virtuose und raffinierte der Anthroposophen, die, was eine Technik ist, auch als Technik behandeln und üben und darum Erfolge über Erfolge haben und gar nicht bei den übelsten Menschen.

Wo wir Menschen noch irgendwie meinen helfen zu können, da scheint mir unsere eigentliche Not noch nicht von ferne gesehen, ja auch nur geahnt zu werden. Da weiß man noch gar

nichts von jener unheilbaren Not der Absolutheit ... Wir müßten dann schon erst einmal die Sünde pflegen oder zum mindesten das Sündengefühl. Und damit wären wir bei denen, die einiges von der Frömmigkeit verstanden ... Es ist wohl auch nicht zufällig, daß vor kurzem im ‚Neuen Werk' der Ruf zum Pietismus laut wurde. Aber man weiß ja auch da nichts von der Not der Absolutheit. Auch da vermittelt man noch ...

Die ganze Not, die allem und allem Bemühen der Menschen gegenüber bleibt, was sie ist und wie sie ist, und die, sah man sie einmal, in allem und jedem nagt und alle und jede Güte zweifelhaft macht, sieht und hört man eben nur mit jenem Sehen und Hören, das den Absoluten sieht und hört und darum auch nur von ihm gegeben werden kann. Darum ist die Vermittlung zum Menschen hin nur die Kehrseite der Vermittlung nach der anderen Seite. Auch sie finde ich in Ihrem kurzen Aufsatze, und zwar darin, daß Sie uns die Aufgabe stellen, ein Christentum zu schaffen, daß seine Weltaufgabe sieht und zugleich den Sozialisten und Arbeitern eine Kraft ist ...

Aber nun will das, was man so geschickt und besorgt ins Zeitgemäße verändert hat, etwas ganz anderes sein als ein Produkt menschlicher Kulturgeschichte. Und sein Verhältnis zur jeweiligen kulturellen Erscheinungsform kann darum nicht das des Wesens zu seiner mehr oder weniger vollkommenen, aber im Prinzip durchaus mit der Zeit zur Vollendung zu bringenden Umhüllung sein. Sondern es ist das des unerhörtesten Gegensatzes, des unbedingten Entweder-Oder, des nie [167] zur Ruhe kommenden Kampfes, eines Kampfes und Entweder-Oder, das wir auch durch gar keine Betrachtung sub specie auterni aufheben und zur Ruhe bringen sollten. Denn wir sind ja niemals nur Betrachter, sondern wir sind eine Existenz in der Zeit, und schließlich ist diese Existenz das Wichtigste an uns ... Und gerade mit ihr geraten wir unter dem specie aeterni in die äußerste Bedrängnis, in den schärfsten Gegensatz zu dem Ewigen, in das entscheidungsvolle Entweder-Oder; entweder wir oder die Ewigkeit. Wer meint, hier gäbe es auch nur zur Ermöglichung einer objektiven, kulturellen und geschichtlichen Betrachtung ein Sowohl-Als-auch, d. h. ein zuständig ruhiges Zueinander dessen, was wir sind, und dessen, was die Ewigkeit ist, oder eine Einkleidung der Ewigkeit in die Form dieser Zeit auf Grund von umfassender und gründlicher geschichtlicher Erkenntnis und freier schöpferischer Tat, weiß nicht, was wir sind sub specie aeterni, und dachte noch nie den Gedanken der Ewigkeit.

Es ist wohl möglich, daß uns dabei das, was wir Christentum nennen ... verloren geht ... Es liegt uns aber auch an ihm nichts, gar nichts, denn es liegt uns alles an der ewigen, ursprünglichen Gottestat, die diese ganze Geschichte erst in Bewegung setzte (müssen wir nicht vielleicht sagen: von sich stieß). Man braucht uns nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß die Kategorien Ursache und Wirkung hier nicht weiterführen. Ich weiß auch, daß noch nicht viel gesagt ist, wenn ich sage, daß hier die Kategorie des ‚Von-Neuem-Geboren-Werden' gilt, also die Kategorie Tod und Geburt. Die einzige Verbindung, die es an dieser Stelle gibt, wäre die der absoluten Gegensätzlichkeit. Immerhin: Wissen wir auch von der ursprünglichen Gottestat nichts, dann wissen wir doch gerade durch dieses Nichtwissen von der tatsächlichen Unmöglichkeit unserer Existenz und von der Notwendigkeit, aus ihr herauszukommen. Wird dann aus dieser Notwendigkeit, die eine göttliche ist, genau wie die ihr entsprechende Unmöglichkeit unserer Existenz, die Wirklichkeit, die wieder, wenn sie überhaupt ist, nur eine göttliche sein kann, so werden wir uns wahrscheinlich jene Geschichte des Christentums von neuem gewinnen müssen... ist das, von dem sie berichtet, von Gottes ursprünglicher Tat in Bewegung gesetzt und (nun brauche ich nicht mehr zu fragen) abgestoßen, so muß es eine Fülle des neuen Lebens in sich tragen. Und wir werden uns in dieser Welt des Todes nicht einen Pulsschlag jenes Lebens entgehen lassen wollen. Freilich, wir sind Menschen und jenes Leben ist Gottes und darum nur mit einer Betrachtung zu erblicken, die keinen Augenblick aus der ruhelosen Gegensätzlichkeit herausfällt ... Denn, was wir von neuem geboren sind,

das sind wir in Gott; wir selbst aber bleiben Menschen. Und selbst wenn wir in glaubendem Trotz oder in [168] kühner Plerophorie all unser Sein mit all seiner Unmöglichkeit und Sünde in Gottes Sein hineinstellen – und Gottes übermächtiges, ursprüngliches Sein zwingt uns, es zu tun –, dann ist doch dieses Tun und der Glaube, in dem es geschieht, noch unser, und vielleicht ist die Gegensätzlichkeit, die zwischen uns und Gott ist, hier, wo Gottes Friede sich ganz um sie legt, am allergrößten und unser Wissen von ihr am allerdeutlichsten.

Es muß darum auch wohl so sein, daß man aus unseren Worten, mit denen wir hier davon sprechen, mehr das Nein als das Ja hört, mehr den Kampf als den Frieden ... Es ist für uns Menschen wohl in diesem Leben auch nur dann das wirkliche Ja, wenn es vom Nein rings umgeben ist ...

Ist es nun so, wie ich sagte, daß das Verhältnis der ursprünglichen Tat Gottes, die wir meinen, wenn wir vom Christentum sprechen, zu ihrer jeweiligen kulturellen Erscheinung nicht das des Wesens zu seiner immer mehr zu verbessernden Erscheinungsform ist, sondern das des, von der Erscheinungsform her jedenfalls, unaufhebbaren Gegensatzes, so ist es auch klar, daß man das Christentum für sich und seine Zeitgenossen nie und nimmer dadurch gewinnen kann, daß man seine Erscheinungsform nach den Forderungen der Zeit umschafft oder neuschafft. Wer da anfängt, will vermitteln zwischen der Ewigkeit und der Zeit. Wollen wir das Christentum, dann gibt es nur das, was menschlich eine Unmöglichkeit, aber göttlich eine Notwendigkeit ist: das Greifen nach der Ewigkeit, nach der Gottestat selbst. Da gibt es nur das Sich-in-die-Mitte-Stellen zwischen sich selbst und Gott, wo man aber nicht mehr Dritter ist, auch nicht neben sich und Gott; dorthin, wo die ‚Weisheit beißt, daß sie reinige; straft, daß sie heile; schult, daß sie selig mache; tötet, daß sie lebendig mache' (letzteres nach Worten Luthers)."

Das innere Recht und die innere Wahrheit meiner Lebensarbeit

Ich habe das Wesentliche dieses Offenen Briefes von Gogarten hier wiedergegeben. Es ist wohl jedem deutlich, daß er einen grundlegenden Angriff auf alles enthält, was ich als meine Lebensarbeit bezeichne. Er sagt, daß sie auf einer falschen Grundvoraussetzung beruhe und als irreführend und gefährlich für Kirche und Menschen bezeichnet werden müsse – gerade um ihrer guten Motive willen, weil sie dadurch erst recht auf den falschen Weg lockt.

Ich stimme mit Gogarten völlig überein, daß Frommsein ein Ergriffensein von Gott ist, eine innere Zuversicht zu ihm, die sich der [169] Mensch selbst nicht geben kann. Sie ist das Wunder, das uns geschieht, daß wir aus Sünde und Schuld wissen, daß wir von Gott zu seinem Werk gerufen sind, daß wir aus der Vergänglichkeit wissen, daß wir Gottes Kinder sind, daß wir in bitterstem Leid wissen, daß Gott uns führt – gegen allen sichtbaren Augenschein.

Kein Mensch kann das dem anderen geben. Es kann dem Menschen nur aus der Ewigkeit gegeben werden – nein – und hier ist schon der große Unterschied zwischen ihm und mir –, es ist *jedem* Menschen gegeben! Alle Menschen tragen aus ihrem Geschaffensein her das Licht in sich, „das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen" (Joh. 1, 9).

Jedes Kind bringt diese ewige Zuversicht mit sich in die Welt. Nur wird dieses Licht, diese Klarheit und Zuversicht vom Leben sofort getrübt und langsam zerstört. Aber in dem Augenblick, in dem der Mensch gar nichts mehr in sich trüge von dieser Zuversicht zu einer sinnvollen Macht, die ihn trägt, würde er in eine Verzweiflung geraten, die das Leben unmöglich macht. Der Mensch existiert von den Resten seiner inneren Zuversicht zur weltschaffenden Macht, die ihm das Leben gelassen hat – in der alten Sprache der Frömmigkeit gesprochen: von den Resten seines Gottesglaubens.

Hier stehe ich im grundlegenden Gegensatz zu Karl Barth und Gogarten, die keinerlei Verbindung des Menschen mit der Gottheit außer Christus annehmen. Aber ich bin eins mit dem

Evangelium des Johannes und mit Paulus, der Römer 1, 19-21 deutlich sagt, daß die Heiden von Gott gewußt hätten, daß „seine ewige Kraft und Gottheit“ ihnen aus der Schöpfung offenbar war. Jesus bringt dem Menschen nicht ein anderes, als die Schöpfung ihm gab. Seine Offenbarung bringt uns wieder zu dem zurück, was wir hatten, daß wir „werden wie die Kinder“.

Diese Erneuerung eines zerstörten Besitzes können wir den Menschen nicht geben. Hier muß Gottes Schöpferkraft eingreifen. Aber wir können allerdings seine Gabe in ihnen vor der Zerstörung schützen. Wir können darum ringen, daß Kinder in einer Welt aufwachsen, die ihnen die Aufmerksamkeit auf das erhält und nicht zerstört, was in ihnen rein und gütig und lauschend auf ein anderes ist. Tun das fromme Eltern nicht selbstverständlich mit ihren Kindern? Haben wir aber dann nicht die selbstverständliche Pflicht, darum zu ringen, daß jedem Kinde die Pflege und der Schutz seiner Innerlichkeit werde, die wir unseren Kindern angedeihen lassen?

Und wir sehen, daß die Kinder von ungezählten sogenannten christlichen Eltern hinausgehen müssen in ein Leben, das ihnen vom ersten Tage dieses Arbeitslebens an – bei den meisten also vom 14. Lebens-[170]jahr an – dieses Inwendige mißhandelt, verspottet und zertritt und ihnen deutlich macht, daß es ein Hindernis zum Fortkommen ist und deshalb weggeworfen werden muß. Sind wir nicht verpflichtet, neben sie zu treten, sie zu schützen und zu stärken? Sind wir nicht verpflichtet, darum zu ringen, daß es in dieser sogenannten christlichen Welt anders wird, daß nicht das Arbeitsleben der Menschen das zerstört, was ihnen das Lauschen auf das Ewige ermöglicht?

Müssen wir nicht die Menschen selbst mit den geistigen Waffen ausrüsten, die ihnen eine gewisse Selbständigkeit des Denkens und Urteilens gegenüber den Einflüssen dieser Welt, ihrer Gesellschaftsgestaltung und ihrer Gesinnung geben? – Hier setzte meine Volksbildungsarbeit ein. Es war mir ganz deutlich, daß nur Menschen mit gewissen Voraussetzungen intellektueller Schulung und Urteilsfähigkeit gegenüber dem Strom der Zeit eine selbständige Haltung einnehmen und ein selbständiges Aufmerken auf den Ruf des Ewigen haben könnten.

Ich würde heute nicht mehr von Pflege der Frömmigkeit sprechen, damit solche Mißverständnisse vermieden werden, wie sie Gogarten unterliefen. Aber man hätte sich mir gegenüber nicht an einen solchen Ausdruck klammern, sondern die ganze Absicht und Art meiner Arbeit beachten sollen. Ich habe zu denen gehört, die immer betonten, daß es auf eine klare, unbefangene Pflege der seelischen Kräfte des Menschen ankomme, frei von jeder Absicht, für irgendeine konfessionelle oder kirchliche Einstellung zu missionieren. Ich war dabei getragen von der Überzeugung, daß ein gesundes, ungebrochenes Seelenleben wieder für religiöses Erleben aufnahmefähig würde. Ich habe auch immer zu denen gehört, die es ablehnten, Frömmigkeit zu wecken durch allerlei Künste der Suggestion, durch eine Technik, durch gefühlsselige Predigten usw. Aber ich hielt es für eine Gewissenlosigkeit und halte es noch dafür, wenn kirchliche Kreise das Evangelium verkünden und gleichzeitig an der Zerbrochenheit der Menschen vorübergehen, denen man durch Roheit, Härte und Ungerechtigkeit die Fähigkeit nimmt, zu hören, zu empfinden und sich den Tiefen zu öffnen, die auf sie einströmen.

Und ebenso ist es mir deutlich, daß es eine Gewissenlosigkeit ist, wenn man sagt, daß das Evangelium zu bieten sei, ohne Bemühen um die Sprache und Form des Evangeliums, die die Seelen heute verstehen können. Gewiß ist die göttliche Wahrheit immer gleich und kann nie geändert werden. Es kann sich für alle Verkündigung nur darum handeln, diese eine göttliche Wahrheit so vor Menschen hinzustellen, daß sie sich ihr öffnen und von ihr bewegt und ergriffen werden können. Aber diese eine göttliche Wahrheit haben wir – sobald wir zur Verkündigung und Weitergabe kommen– nur in der [171] menschlichen Form, in der wir sie

weitergeben können. Es ist merkwürdig, daß dieselben Theologen, die so sehr den Abstand zwischen dem Göttlichen und Menschlichen betonen, nun aber auf einmal ein bestimmtes Menschliches mit dem Göttlichen so völlig gleichsetzen, daß sie es als die unfehlbare göttliche Wahrheit hinzustellen wagen. Gewiß waren die Männer, die die Heilige Schrift schrieben, vom Geiste Gottes bewegt und ergriffen. Aber schon unter ihnen hat ein jeder das Leben, das ihn ergriff, in anderen Formen, anderen Begriffen und unter anderen Gesichtspunkten wiedergegeben.

Hier aber kommen wir zu dem tiefgehenden Unterschied zwischen Karl Barth und Gogarten auf der einen und mir auf der anderen Seite. Das Evangelium, das den Menschen zu bringen ist, ist für sie eine theoretisch aussprechbare Wahrheit. Sie wird nach dem Buchstaben der Schrift verkündet. Das ist, was der Mensch tun kann. Daß sie als die Wahrheit die Menschen ergreift und erlöst, kann nicht durch den Menschen und nicht durch den Buchstaben geschehen, sondern durch die göttliche Lebensmacht, die dem Worte immer wieder durch Gott verliehen wird. Wer diese göttliche Lebensmacht des Wortes erfährt und – ihrer gewiß – dieses göttliche Wort verkündet, der gehört zur Kirche Jesu Christi, die von denen gebildet wird, die das Wort hören und in diesem Glauben verkünden.

Für mich ist die Botschaft Jesu ein Leben und eine Lebenswirklichkeit, die gestaltend hinter dem Leben steht. Sie stand hinter seinem Leben und Sterben, ergriff seine ersten Jünger und geht von da aus als das Leben des Auferstandenen weiter durch die Menschen. Nur im Zusammenhang und herausbrechend aus diesem Leben war seine Botschaft Gottes Botschaft und nur da, wo sie Zeugnis von dem Ergriffensein von diesem Leben ist, ist sie es heute. Wir haben uns nicht darum zu mühen, so korrekt wie möglich das Wort der Schrift wiederzugeben. Wir haben uns darum zu mühen, die Wirklichkeit ewigen Lebens, die uns ergriffen hat, anderen deutlich zu machen. Dazu gehört auch unser Wort, aber zuerst und vor allem unser Sein und Leben. Unser Wort ist Lüge und kraftlos, wenn es nicht als Zeugnis aus diesem Leben hervorbricht, das uns selbst bewegt und durch uns Gestaltung und Tat wird, freilich in aller Unvollkommenheit, aber in der großen Sehnsucht und Hingabe, die uns zu Jüngern Jesu und Kindern Gottes macht. Wer dem nicht in großer, heiliger Verantwortung dient, der belügt sich selbst und andere, wenn er das Wort Gottes verkündet.

Man wird mir sagen, daß eben diese Verantwortung – wenn wir uns überhaupt auf sie berufen – Lüge sei; es gäbe ja nichts, womit der Mensch sich nicht belüge, nur auf Gott dürfe er trauen. Ich aber meine, daß dies das Trauen auf Gott ist, daß wir den von ihm ge-[172]wirkten Mächten unseres Innern auch trauen und in kindlicher Zuversicht uns diesem Drängen und Sehnen hingeben – allerdings in jener kindlichen Zuversicht, die keine Nebenabsichten kennt und duldet, sondern die Führung seines Geistes immer wieder sucht und begehrt. Lasset uns auch dem trauen, daß die Hingabe an den Geist Gottes eine Macht ist, die uns vor den Selbsttäuschungen auf diesem heiligsten Gebiete bewahrt und immer wieder aus ihnen heraustreibt. Das ist unser Schicksal, daß wir immer in diesem Ringen stehen. Aber es gibt nichts in der Welt, was ihm entnommen ist. Wir können nur in kindlicher Hingabe an das Wirken des Geistes darum bitten, daß uns die Reinheit des Herzens wird, die als Lebenszeugnis vom göttlichen Wirken Grundlage einer Botschaft wird, in der Kraft ist. Es ist eine Selbsttäuschung, zu glauben, daß man diesem Schicksal entgehen könne durch ein Unterordnen unter die Bibel. Man lebt dann schon immer in der Täuschung, daß man seine Auslegung der Bibel dieser unterschiebt. Es gibt nur die innere Aufmerksamkeit auf die Führung des Geistes, die uns zu wahrhaften Boten Gottes machen kann.

Zu dieser Aufmerksamkeit gehört auch, daß wir uns vom Geiste die Lage und Bedürfnisse der Gesellschaft, in der wir leben, zeigen lassen. Auch die äußere und innere Geschichte der Menschheit ist von Gott gewirkt. Er will durch sie die Menschheit zum besseren Verstehen und Aufnehmen seiner Wahrheit führen. Wer eine Periode menschlicher Entwicklung – wie

etwa die Aufklärung – streichen will, der steht auch nicht im reinen Gehorsam gegen Gott, ebensowenig wie der, der in einer gewissen Periode seiner Lebensentwicklung stehenbleiben will. Wir haben zu hören und zu verarbeiten, was Gott uns durch unser persönliches Schicksal und durch die Schicksale der Menschheit sagen will.

Allerdings sind nicht diese Schicksale die Wahrheit. Unser Ringen mit ihnen führt uns zur Wahrheit oder macht uns empfänglicher für die Wahrheit. Augenblicklicher Erfolg und Glanz sind menschlich und irdisch. Ob wir uns davon blenden lassen oder über ihn hinaus die göttliche Wahrheit erkennen und uns von ihr führen lassen, ist die Frage. Aber nur in diesem Ringen mit der Wirklichkeit finden wir den wirklichen Gott und seine Macht. Suchen wir ihm zu entgehen, bleiben wir in Einbildungen stecken.

Daß wir in diesem Ringen mit dem Schicksal draußen eine klare Lebenshaltung im Geiste des Göttlichen finden, ist das erste – daß wir von dieser Lebenshaltung zeugen können mit Worten und Gedanken, die diese Zeit versteht und den Menschen dieser Zeit Führung und Klarheit geben können, ist das zweite. Wer in einer Zeit, in der das seelische Schicksal der Masse zur Frage steht, nur von individuellem [173] Christentum und individueller Erlösung weiß und künden kann, hat keine Haltung und keine Botschaft, die den Menschen zugänglich ist, die im Massenschicksal stehen.

Wer einer Zeit, die den Auftrag hat, das Wunder geistiger Erneuerung und innerer Führung zu erkennen und darauf zu Vertrauen, Gott verkündet als einen Helfer durch äußere Wunder, der lenkt diese Zeit von ihrer Aufgabe ab. Sie wird nur den verstehen, der ihr Hilfe bringt. Hilfe bringt nur der, der sie lehrt, das seelische Wunder zu schauen und-zu begreifen. Ihr kann nur das Vertrauen auf die geistigen Mächte helfen, die von innen her erneuernd einbrechen. Das soll sie erkennen und verstehen. Das Vertrauen auf die ungeheure Größe ihrer äußeren Machtmittel und Naturbeherrschung muß sie überwinden.

So müssen wir die Sprache finden, die Jesu Botschaft in ihrer inneren Größe kündet, und müssen aus jener Vorstellungswelt heraus, die, von äußeren Vorgängen her, die Erlösung zeigen und künden will. Je mehr der Mensch im Schicksal unserer Zeit steht, desto wesenloser ist ihm das alles. Es ist kein Zufall, daß die Theologen, die das Evangelium als eine Erneuerung der biblischen Botschaft auch in ihrem äußeren Gewande fassen, gleichzeitig ein Abwenden von den Aufgaben dieser Zeit lehren. Gewiß, sie sagen, daß wir sie lösen müssen als Menschen. Aber sie sagen gleichzeitig, daß das mit Gott und Evangelium und Erlösung nichts zu tun hat. Nur der Mensch, der die schwere Auseinandersetzung seiner innersten Haltung und Verantwortung vor Gott nicht mehr in diesen Schicksalsdingen vollzieht, kann der alten Form der Botschaft offen sein. Wer die Aufgabe dieser Zeit in ihrer gesellschaftlichen Größe und Wucht auf sich nimmt, muß die Botschaft in einer neuen Tiefe und Innerlichkeit erleben und kann sie nur so künden. So entsteht die neue Sprache, die wir nicht bilden können, sondern die uns gegeben werden muß. Im Ringen um die eigene Haltung und Klarheit schauen wir die Bilder, Gedanken und Worte, die Wege, Gestaltungen und Aufgaben, in denen die Botschaft des Evangeliums für Menschen von heute hörbar werden und Führung für Tun und Leben werden kann.

So werde ich also Gogarten gegenüber an meinem Wege auch hierin festhalten: Nicht ich suche eine neue Sprache für das Evangelium. Gott bildet der Menschheit eine neue Sprache und neue Aufgaben, in denen sie das Evangelium hören und in seinem Auftrag eine neue Gestaltung des Daseins schaffen soll. Ich bin ein kleiner Teil dieser Menschheit und dieser Arbeit. Ich habe die Aufgabe erkannt. Ich sehe, daß das Schicksal meines Volkes und der Menschheit daran hängt, daß sie gelöst wird und es gelingt, der Menschheit die Zuversicht zu den [174] Kräften des Geistes zu geben, den Jesus uns erschlossen hat. Ich würde Verräter an meiner Aufgabe, der ich mein ganzes Leben gedient habe und weiter dienen werde, wenn ich es machte, wie Gogarten rät. Ich sehe in der Wendung, die Theologie und Kirche unter

Barths und Gogartens Führung nehmen, das Ausweichen vor der entscheidenden, gottgestellten Aufgabe von heute.

Gogartens Angriff hat mich nur bestärkt, um so klarer diese Aufgabe zu durchdenken und um so kraftvoller sie anzufassen. Dafür bin ich ihm dankbar.

Deutlich ist mir dabei, daß wir nur eine menschliche Form finden, das auszusprechen, was sich uns als Gottes Wahrheit und Wirklichkeit offenbart hat. Es bleibt eine unvollkommene Form, wie die des Paulus auch war, der sagt: Wir haben solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns (2. Kor. 4, 7).

Aber es wird eine Antwort sein auf den Anruf Gottes an Menschen dieser Zeit, durch die Aufgaben dieser Zeit hindurch. Möge es uns gegeben werden, daß es eine lautere und reine Antwort werde, möge unser Ringen nie aufhören, daß wir Gefäße werden, durch die das göttliche Licht nicht bis zur Unsichtbarkeit getrübt wird, sondern durch die es leuchtet und Führung für andere wird. Unser ist die Sehnsucht danach und das Beten darum. Gottes ist die Kraft und Erfüllung.

Meine damalige Entscheidung gegen Karl Barth

Aus dem Bisherigen wird es schon deutlich werden, warum ich es für nötig halte, dieser Auseinandersetzung mit Barth und Gogarten soviel Raum zu widmen. In Karl Barth kam zu uns ein Ruf, unsere ganze Stellung in dieser Welt und zu ihren Aufgaben neu zu prüfen. Wir mußten uns fragen, ob in unserem Lebenswerk eine Kraft göttlicher Botschaft sei oder ob wir der Suggestion erlegen seien, die uns Wirklichkeiten dieser irdischen Welt als göttlich erscheinen ließ, ob wir nicht eine innere Anpassung an diese Welt vollzogen hätten, in der wir genauso den Anspruch Gottes an uns preisgegeben hätten – ohne es zu wissen und zu wollen – wie die Kirche, als sie die Interessen der Cäsaren zu den ihren machte.

Immer wieder ist das Wort „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ so gefaßt und ausgelegt worden, daß man dem Kaiser geben soll, was er fordert, und Gott, was übrigbleibt. Dann aber ist es eben jene Haltung, die den Kaiser als die Wirklichkeit nimmt und Gott als eine schöne Zugabe, als eine ferne Macht, [175] der man dann sein Zutrauen schenkt, wenn alles andere ausprobiert ist und versagt hat.

Die Haltung der inneren Zuversicht zu Gott stellt ihn an erste Stelle und läßt alles andere vor seiner Macht und der Zuversicht, die darauf traut, verschwinden.

Es ist Karl Barths tiefe Leidenschaft, die Christenheit vor solchen Selbsttäuschungen zu schützen. Am deutlichsten tritt diese Not hervor in seinen Vorträgen „Das Wort Gottes und die Theologie“. Hier fühlt man mit Bewegung, wie stark alles aus dieser Not gesagt ist, daß die Christenheit nun ja nicht wieder ihre Wahrheit aufgebe, indem sie sich äußerlicher, scheinbarer Wirklichkeit anpaßt.

Dahinter steht die Erkenntnis, die er in seiner Auslegung des Römerbriefes vertritt, durch die dieses Buch so weithin erschütternd gewirkt hat. In diesem Buche bezeugt er, daß die Christenheit ihre Botschaft nicht nur durch jene Unterordnung unter den Staat und seine Interessen verfälscht hat, sondern auch durch eine Einschätzung der Werte des gesamten Kulturlebens, die vor dem Evangelium nicht bestehen könne. Er weist nach, wie sich Christen immer wieder unter die Herrschaft des Ästhetischen, des Geistes der Macht, der Habgier und der Wissenschaft stellten und wie sie tatsächlich im Gehorsam dieser Mächte lebten, während sie sich vortäuschten, im Geiste des Evangeliums zu stehen. Nicht nur einzelnen Christen ist dies geschehen, sondern der Kirche. Das ist eben das Verhängnisvolle, daß es der Kirche geschehen ist und sie eine Predigt des Evangeliums weitergab, die in Wirklichkeit eine Verfälschung des Evangeliums in der Hingabe an irdische Werte und Geistesgewalten darstellte. Es

ist Karl Barths leidenschaftliches Interesse, diese Verfälschung und Mißdeutung des Evangeliums unmöglich zu machen.

Um das zu erreichen, sucht er die Verkündigung des Evangeliums ganz und gar unabhängig zu machen von dem, was der Mensch dazu tun und was er ihm nehmen kann. Das glaubt er bewirken zu können, indem er zur festen Bindung an die biblische Verkündigung zurückkehrt oder zurückkehren will. Wohl weiß er, daß der Wortlaut der Bibel nicht an sich Gottes Wort ist. Gottes Wort ist er erst, wenn jene bewegende Macht dazukommt, die wir Menschen ihm nicht geben können. Aber Gottes Wort geschieht nur da, wo man die biblische Verkündigung wirken läßt und weiterträgt. Die Aufgabe des Menschen ist, so gewissenhaft wie möglich diese Verkündigung weiterzugeben in der Gewißheit, daß sie dann auch für den anderen Wort Gottes wird, wie es ihm dies ist, wenn er sich ihm in solchem Gehorsam unterstellt.

Von hier aus gestaltet sich das theologische Denken Barths zu [176] immer peinlicherer Schriftgelehrsamkeit. Es kommt ja darauf an, die schriftgemäße Lehre so klar wie möglich zu fassen und weiterzugeben. Aber wie faßt man sie? Man bringt die Verkündigung der Bibel auf einen einheitlichen Nenner, indem man sie unter der Führung des kirchlichen Dogmas auslegt. Dies geschieht in so peinlicher Gewissenhaftigkeit, daß man zu dem Eindruck kommt, daß der ewige Gott selbst eigentlich vor allem ein sehr gewissenhafter Gelehrter sei, der die Erlösung an das Erkennen bestimmter Sätze und Wahrheiten der Lehre gebunden habe.

Das erstrebte Ziel wird nicht erreicht. Zwischen den nächsten Freunden Barths und ihm ist es zu schweren Trennungen gekommen, weil sie zu verschiedenem Verstehen der Schrift an entscheidenden Punkten kamen. Da für Barth das Schicksal der Kirche am rechten Verstehen dieser Wahrheiten hängt, mußten diese Auseinandersetzungen wieder etwas von jenem bitteren Gezänk annehmen, das im Mittelalter und in der nachreformatorischen Zeit die Kirche verwüstete. Dies kann also nicht der rechte Weg sein.

Er ist es deshalb nicht, weil die Botschaft Jesu nicht eine Lehre, sondern ein Ruf zum Leben ist. Dieser Ruf zum Leben hat sich in seiner Zeit in einer bestimmten Weise ausgeprägt. Er muß sich unter verschiedenen Aufgaben verschieden prägen. So haben wir nicht die einmal geprägte Lehre, d. h. die zeitlich gewordene Form des Rufes weiterzugeben, sondern den Ruf aus der Ewigkeit zur Ewigkeit, den Ruf zur Zuversicht auf Gott und seine geistige Macht über alle Dinge. Wer die neutestamentliche oder gesamtbiblische Lehre als solche weitergeben will, muß schon die Tatsache mißachten, daß in der Bibel selbst der Ruf in verschiedenen Formen und Geisteshaltungen gegeben ist. Er muß als Einheit nehmen und auslegen, was keine Einheit ist, und vieles in der Bibel mißachten oder verschwinden lassen, was sehr wesentlich ist.

Er wird schon dadurch den Ruf verfälschen, daß er eine Lehre daraus macht. Nun plagen sich die Menschen wieder mit der rechten Lehre und ihrer Formulierung, statt den Ruf zum rechten Leben aus dem Geiste zu hören und ihm sich hinzugeben.

Der Weltkirchenrat sucht eine Einheit der Christenheit in ernstem Bemühen von Vertretern aller kirchlichen Gemeinschaften außer der römisch-katholischen. – Mir scheint, zur Einheit können wir nur kommen, wenn alle Kirchen erkennen, daß alle Formulierungen des Glaubens menschliche Schöpfungen sind, dem Irrtum unterworfen, immer wieder zu korrigieren und zu erneuern. Immer wieder muß die Form der Verkündigung gesucht werden, die den Menschen dieser Zeit den Ruf verständlich macht und ihnen die Aufgabe zeigt, in der sie ihm [177] heute gehorchen müssen. Darauf müssen wir uns einigen, daß der Ruf alles ist und die Formulierung immer wieder der Versuch des Menschen, ihn deutlich zu machen. Dann werden wir eins werden. Solange wir irgendwelche menschliche Formulierungen des Rufes, seien es

auch die der Apostel oder der Kirchenväter, für unfehlbar und unerläßlich halten, solange werden wir in der menschlichen Zwietracht steckenbleiben und über dem Sorgen um Nebendinge den Ruf selbst versäumen.

Hier ist also mein erster Unterschied zu Karl Barth.

Wie aber können wir es dann vermeiden, menschliche Gewalten über uns herrschen zu lassen, während wir meinen, dem Evangelium zu dienen und eine Form des Rufes weiterzugeben, die ein Abschwächen oder Verfälschen des Rufes ist? Karl Barths ängstliche Sorge um die biblische Lehre vermeidet die Gefahr nicht. Wir werden sehen, daß sie die Menschen vom Rufe ablenkte. Es gibt nur ein Mittel, die Botschaft rein zu erhalten: zu wissen, daß es dafür kein menschliches Mittel gibt, sondern nur die Hingabe an die Führung Gottes und das dauernde Aufmerken auf sie.

Die katholische Kirche konnte Luthers Ruf nicht hören, weil sie sich für unfehlbar hielt. Auch die evangelische Kirche hat immer wieder das Mahnen prophetischer Menschen abgelehnt, die ihr ihre neuen Aufgaben zeigen und sie aus falscher Einstellung aufrütteln sollten. Sie hat das getan und tut das, weil sie sich auf die Bibel und die Bekenntnisse festlegt und alles so sicher und klar zu besitzen meint, daß ein anderes unmöglich ist.

Das Quäkertum hat in seiner Geschichte auch dann und wann den Ruf und das Mahnen prophetisch erweckter Menschen abgelehnt. Aber es hat sich immer wieder zu ihnen bekannt und sich von ihnen führen lassen. In ihm ist eben das beständige Aufmerken auf das, was Gott in neuer Form zu sagen hat. Das gehört so sehr zu der Grunderfahrung der Bewegung, daß es sich immer wieder durchsetzt. Wir müssen leben in dem Bewußtsein, daß unsere menschliche Schwäche, Blindheit und träge Gewohnheit uns dauernd bedroht, daß wir beständig in der Gefahr sind, die göttliche Stimme, die zu neuer Aufgabe der Liebe ruft, zu überhören, daß wir beständig in der Gefahr sind, neue Erkenntnisse und neue Weisen, von der Gottheit Tieferes zu erkennen und zu schauen, zu mißachten. Wir müssen wissen, daß wir in der Gefahr sind, die Bequemlichkeiten und Vorzüge unserer Lebenslage so stark zu empfinden, daß sie uns blind machen für das Unrecht, das damit verbunden ist. Wenn wir von diesem Wissen aus immer wieder dorthin hören, wo eine Stimme in uns oder in einem anderen an uns heranklingt, dann wird das Göttliche, das uns mitgegeben ist, sich [178] immer wieder deutlich zu dem bekennen, was uns neu gesagt wird. Wir werden die Kritik gegen uns selbst aus der Botschaft erfahren und im fortschreitenden Leben zur Gottheit hin erhalten werden. Diese innere Aufmerksamkeit auf die Führung durch den Geist und dieser Wille zur Hingabe an ihn, sein Aufzeigen unserer Schwäche, sein Aufrufen unseres Willens und unserer Verantwortung ist das einzige, was uns in der Klarheit der Botschaft und Reinheit des Herzens halten kann, in der sie wahr bleibt und wahr aus uns klingt.

Gerade weil sich Barth müht, das Mitwirken des Menschen beim Reinhalten der Botschaft völlig auszuschalten, lenkt er des Menschen Aufmerksamkeit von dem ab, in dem dieses Reinhalten durch ihn hindurch geschieht. Durch ihn hindurch geschieht, sage ich. Können wir wissen, ob er es tut oder Gott? In allem, was eine Kraft bedeutet, handelt Gott durch uns und in uns. Aber immer ist dieses Handeln Gottes ein Werden in uns und ein aus uns hinausbrechendes Handeln. Wir erfahren innerlich das Hervorbrechen des Rufes und der Kraft und sind dankbar, daß sie uns gegeben werden. Aber wehe uns, wenn wir nun das Weiterwirken eine menschliche Sache sein lassen oder ablehnen wollen. Dann wenden wir uns eben von dem ab, was uns aufgetragen ist, und die Kraft Gottes muß sich wieder von uns abwenden. In unserer verantwortungslosen Untätigkeit, die so „fromm“ alles Gott überlassen und sich nicht dem Hochmut hingeben will, daß wir Menschen etwas tun könnten, was göttlich ist, liegt der Ungehorsam, in dem die göttliche Führung immer wieder erstickt wird und durch den sich die Kirche der göttlichen Führung unwürdig gemacht hat.

„Hybris“, den Hochmut des Menschen, nennt Barth immer wieder den Glauben, daß der Mensch als solcher etwas leisten könne. Nach ihm müssen wir wissen, daß alles Tun des Menschen Sünde ist, mit Schuld behaftet. – Wir können in diesen irdischen Verhältnissen nicht untätig sein. Wir müssen sorgen, daß alles, woran des Menschen Existenz hängt, so gut und anständig wie möglich getan wird.

Aber wir dürfen uns nie einbilden, daß wir damit einen Auftrag Gottes ausführen. Wir stehen in der Welt der Sünde, bleiben mit all unserem Tun darin, und Sünde ist und bleibt, was wir schaffen. Es gibt nur den Trost der Sündenvergebung und die Botschaft des ewigen Heils, zu dem diejenigen gerufen sind, die diese Sündenvergebung annehmen.

Hybris des Menschen sei es, wenn er sich einbilde, daß sein Kulturschaffen irgend etwas mit dem Bau des Reiches Gottes zu tun habe, daß er irgendwie gerufen sein könne, etwas Derartiges zu tun, daß unsere Kunst, unsere Wissenschaft auch um die Vollendung dessen ringen, wozu Gott uns führt.

[179] Diese Gedanken stellen Gott und seine Offenbarung scheinbar unendlich hoch. In Wirklichkeit töten sie die innere Verantwortung des Menschen gegenüber dem Ruf, der ihn aus der Offenbarung trifft. Nirgends ruft Jesus seine Jünger dazu, in zwei Welten zu leben, in der alten der Sünde und der neuen der Sündenvergebung. Ganz deutlich ist sein Ruf, daß sie die Botschaft annehmen, sich von der alten Welt abwenden und mit dem Schaffen einer neuen Lebensgestaltung beginnen sollen. Sündenvergebung, Annahme der Botschaft ist ihm das Erwachen der Gotteskraft, die zu einem neuen Leben befähigt. Wir wissen und alle seine Jünger erfuhren es, daß das nicht in Vollkommenheit geschieht. Aber wir wissen und erfahren auch, daß ein Neues wird und gestaltet werden muß.

Hier ist Jesu Botschaft erhöhte Klarheit über etwas, was immer im Geiste des Menschen ruhte. Immer wußte die Menschheit von einem Sehnsuchtsziel, dem sie sich entgegenreckte. Alles Wissen der Menschheit ist hervorgegangen aus der Sehnsucht, diese letzte Tiefe des Daseins endlich zu erkennen. Alles Wissen sucht weiter nach Mitteln und Möglichkeiten, nach Herrschaft über Natur und ihre Kräfte, damit wir das Letzte und Höchste schaffen können. Alle Kunst ist entweder Stimme der Sehnsucht nach diesem Geheimnis oder Versuch, dem Ahnen dieses Geheimnisses in Schönheit und Klarheit Gestalt zu geben, daß der Mensch es deutlicher schauen kann.

Alles Rechtschaffen und Rechtsuchen des Menschen stammt aus der Ahnung, daß Menschengemeinschaft getragen werden muß von einer Sehnsucht nach einer Gestaltung innerer Heiligkeit zu äußerer Form, die uns weiter und weiter treibt zur besseren Gestaltung unseres Zusammenlebens und Zusammenarbeitens.

Jesu Botschaft findet die Antwort der Menschenseele, weil sie zur Klarheit emporhebt, was diese ahnt. In ihm, seinem Wesen und Reden, seinem Wirken und seinem Tode, findet sie das in Klarheit ausgesprochen, was sie ahnend suchte. Da weiß sie, daß ihr Schöpfer zu ihr redet. Es gäbe keine Gewißheit für die Menschenseele, wenn es nicht das Hervorbrechen dessen gäbe, was ihr sagt: Das habe ich gesucht, immer gesucht, das mußte ich suchen! Hier ist, was mir mein innerstes Wesen deutet! Hier ist die Wahrheit des Schöpfers!

Indem Karl Barth solches Erfassen der Botschaft Jesu als Hybris verdammt, dämmt er die Wirkung dieser Botschaft auf die Gestaltung des wirklichen Lebens draußen ein. Er rechnet Kunst und Wissenschaft, Gesellschaftsgestaltung und Politik zu jenen irdischen Dingen, für die Jesu Botschaft nichts zu sagen hat. In ihnen erführen wir nur die Sündhaftigkeit, die uns auf die Botschaft der Vergebung aufmerken läßt.

[180] Aber kommen wir hier nicht gerade zu dem, was Karl Barth als das Unheil der Christenheit erkannt hat? – Nun werden die Lebensgebiete, die Einrichtungen der Gesellschaft,

das Rechtsleben, die Politik, wie diese in der sündigen Welt sind, unsere Führung – und das Evangelium steht daneben und hat ihnen nichts zu sagen, keinen Ruf in den Dingen über sie hinaus?

Ja – Karl Barth endet mit der Einstellung: Hier in dieser Welt sind wir der Sünde verhaftet. Hier in dieser Welt ist göttliche Ordnung der Staat, der unter diesen sündigen Menschen Ordnung und Gerechtigkeit zu handhaben hat, mit Strenge, mit schwerer Strafe, auch mit Krieg, wenn es sein muß, dem man jeden Gehorsam schuldig ist, bis an die Grenze dessen, was man Gott schuldet.

Es gibt für Karl Barth kein christliches Ideal des Staates. Wo aber ist die Grenze? Neben dem Staate steht die Kirche, die Gottes Wort den Menschen zu künden hat. Diese Kirche muß unangetastet wirken können, sonst gehen die Menschen unter. Wo der Staat die Kirche in ihrer freien Verkündigung antastet, wo er es den Menschen unmöglich macht, ihr anzugehören und sich ihrem Rufe hinzugeben, da ist kein Gehorsam mehr möglich. Außerdem hat die Kirche dem Staate dauernd zu sagen, daß seine Aufgabe Gerechtigkeit ist, Gerechtigkeit und Ordnung. Ihre Verkündigung muß auch den Staatslenkern gegenüber immer diese Wahrheit zum Inhalt haben. Wie weit diese Verkündigung gegenüber wirklichen Ereignissen ein Eingehen auf tatsächliche Fehler, Willkür und Gewalt der Staatspolitik sein kann und darf, ist innerhalb der Barthschen Gedankenwelt sehr fraglich. Ganz sicher ist für ihn die Grenze der Aufgabe für den Staat nur da überschritten, wo er den Auftrag der Kirche antastet. Für alles andere haben wir keine Führung durch das Wort Gottes. Hier spricht immer menschliches Urteil.

Die christliche Haltung dem allem gegenüber ist also nur die jener Gesinnung, die für Karl Barth „Demut“ ist, jene Gesinnung, die in diesen irdischen Dingen arbeitet, das Beste erstrebt, was dieser kleine Mensch sich vorstellen kann, die aber immer bereit ist anzuerkennen, daß man diesen Menschen als Sünder behandeln muß und nicht zuviel von ihm verlangen darf, daß also Bevormundung und Autorität, die ihm seine persönliche Verantwortung für alles abnehmen, durchaus berechtigt sein können, daß es auch berechtigt sein kann, in dieser Welt der Sünde Mittel zu gebrauchen, die der Herrschaft der Sünde in dieser Welt Rechnung tragen. Ja – wäre nicht dies gerade „Übermut“, „Hybris“, wenn der Mensch, der Staatsmann, sich einbilden wollte, daß er rein bleiben könne von Schuld in dieser Verstrikkung, die uns alle nicht losläßt?

[181] Für Staat und Gesellschaftsleben wird eine rein irdische Entwicklungsmöglichkeit angenommen, die allmählich zu besseren, vernünftigeren Zuständen führt, immer innerhalb des sündigen Zustandes – vielleicht ein Stehenbleiben – vielleicht auch ein Schwanken zwischen besseren und weniger guten Zuständen. Innerhalb dieser Entwicklung haben wir unseren Standpunkt zu suchen, mitzuringen darum, daß das Beste geschieht, was uns möglich dünkt. Nie aber dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß wir wesentlich an diesem Zustand der Sünde etwas ändern können. Das wäre der Weg in die Utopie, den Übermut, die Gottverlassenheit.

Der Mensch wird am sichersten das Vernünftige und Notwendige schaffen, wenn er nie die allgemeine Sündhaftigkeit des Menschen und seiner selbst vergißt.

Wie für Staat und Gesellschaft, so gilt das auch für alle anderen Lebensgebiete. Auch Wissenschaft und Kunst haben ihre relative Bedeutung für das irdische Leben des Menschen, ebenso Technik und Verkehr. Sie alle bleiben in gesunden Bahnen nur, wenn sie nie die Beschränktheit und Sündhaftigkeit des Menschen vergessen und wissen, welch enge Grenzen ihnen gesteckt sind. Sobald eine dieser Schaffensmöglichkeiten des Menschen ihre Grenze vergißt und meint, alles leisten zu können, was der Mensch erstrebt, erkrankt sie in sich selbst, wird unwahr und zugleich eine Verführung, an der der Mensch seelisch erkrankt und die Gesellschaft sich zersetzt.

Kunst, die voll Übermut meint, dem Menschen eine Welt der Schönheit schaffen zu können, die ihn seiner Vergänglichkeit und Armut enthebt, wird eine ästhetische Verlogenheit, die Schleier vor die Wirklichkeit des Daseins hängt. Wissenschaft, die meint, alles ergründen zu können und dem Menschen alle Lebensrätsel zu lösen, gerät in die Gefahr des Irrtums.

Technik, die dasselbe meint und dem Menschen vorspiegelt, daß sie ihm Macht über alles geben könnte, wobei sie ihm doch nicht Macht über sich selbst geben kann, wird Ursache der großen Selbstzerstörungen der Gesellschaft und der Menschheit.

Wie richtig ist das alles! Aber wird das dadurch geändert, daß ich allen diesen kulturschaffenden Mächten deutlich mache, daß sie nie aus der Beschränkung auf das Irdische und aus dem Sündhaften herauskommen können? Bleibt nicht dann doch das Wesentliche, daß sie sich für ihr Gebiet und für das Irdische als die regulierenden Mächte fühlen müssen? Bleibt nicht für den Staat, daß er sich als die Recht schaffende Macht fühlt und fühlen muß, auch wenn er weiß, daß er immer nur mangelhaftes Recht schaffen kann? Ich meine, das Entscheidende wird nur geändert, wenn diese Gewalten ganz klar und [182] deutlich gezeigt bekommen, daß sie im Dienste einer einheitlichen höheren Aufgabe stehen, die dem Menschen und der Menschheit durch eine Zielsetzung gegeben ist, die nicht in ihrer Macht steht, der sie sich fügen oder die sie ablehnen können. Aber wenn sie diese Zielsetzung ablehnen, scheiden sie sich von den Mächten, die Leben geben, schaffen und erhalten und wählen Selbstzersetzung und Tod. Wenn sie sich diesen Zielsetzungen hingeben, so lassen sie sich von den Mächten des Lebens erfassen, treten in ihren Dienst und beginnen Leben und Zukunft, Frieden und Liebe und damit das zu schaffen, was unter Gottes Gericht und im Gericht der Weltgeschichte besteht und bleibt. Jenes Ablehnen der göttlichen Zielsetzung ist die Sünde. In ihr wählt der Mensch seine eigenen Ziele, und das ist die Hybris, der Übermut. Auch wenn der Mensch sich dabei sehr fromm seiner Beschränktheit im Irdischen und Sündigen bewußt bleibt, ändert das gar nichts an der Tatsache, daß er seine Zielsetzung in der irdischen Welt sucht und die göttliche ausschließt. Er redet dann dauernd „Herr, Herr“ und tut nicht des Herrn, sondern seinen Willen in der Wirklichkeit des Lebens. Seine Religion ist ein Gedanke, eine innere Haltung, die aber eben ein Traum bleibt, weil sie rein innerlich bleibt. Das ist die Haltung der Christenheit seit Jahrhunderten, seit Luther, und Barth bestärkt sie darin. Der Schweizer, dem Verantwortung für die Gemeinschaft von Jugend auf anerzogen ist, sah nicht, wie gefährlich seine Haltung für deutsche Theologen war.

Er hat recht, daß wir Sünder sind. Keiner von uns kann sich jenen irdischen Zielsetzungen ganz versagen. Wir stecken alle in der Sünde und der aus der Sünde geschaffene Gesellschaftsgestaltung, die sich die Menschheit seit Jahrtausenden immer wieder wählte. Aber wir sind alle gerufen, diesen Zustand zu erkennen und darum zu ringen, daß die göttliche Zielsetzung unser und unseres Volkes und der Menschheit Herr wird. Versagen wir uns diesem Rufe, so ist unser Bekenntnis zum Sündersein eine innere Unwahrheit, mit der wir uns selbst verhüllen, daß wir in Wahrheit dem Antigöttlichen dienen, während wir uns so gerne einbilden, Gottes Kinder zu sein.

Es ist wohl die schwerste Anklage, die man gegen die Theologie Barths erheben kann, daß sie eines der wichtigsten Mittel geworden ist und bleibt, die Kirche, die Theologen, die Christen in dieser Selbsttäuschung zu halten und ihnen ein „Ja“ oder „Nein“ in den entscheidenden Fragen der Zeit zu ersparen. In diesen Fragen der Zeit fragt uns Gott, der Weltenlenker, ob wir seiner Zielsetzung oder unserer – vielleicht auch der konservativer Kirchenmänner – dienen wollen.

Aber ist es nicht gerade das, was abgelehnt werden muß, daß Gottes Ruf uns in der Entwicklung und Aufgabe der Zeit trifft? Haben [183] dann nicht die recht, die in der Geschichte die Offenbarung Gottes sehen und damit das Recht zu haben glauben, die Offenbarung in Jesus Christus abzulehnen oder durch etwas zu ergänzen, was sie dann völlig beiseite schiebt?

Das ist nur möglich, wenn man die Sache so verschiebt, daß Erfolg oder Mißerfolg in der Zeit Offenbarung Gottes sei. Offenbarung Gottes ist für uns Christen immer Leben, Botschaft, Kreuz Jesu Christi und ist die Stimme in uns, die aus seinem Geiste heraus unser Gewissen lenken will. Vor diese innere Weisung und Bestimmung unseres Wesens durch seinen Ruf und seinen heute lebendigen Geist treten die Aufgaben der Zeit. Nun ist uns die Frage gestellt, ob wir wagen, sie in seinem Geiste und aus seiner Kraft heraus anzufassen, oder ob wir mit den anderen laufen und die Lösung der Zeitfragen durch den Geist dieser Welt, durch List und Gewalt, Klugheit und Täuschung suchen, ob wir glauben, daß wahrhafte Lösung aller Fragen nur möglich ist, wenn sie so gelöst werden, daß Ehrfurcht vor dem Leben, dem Gewissen, der Wahrheit, der Güte, der inneren Berufung eines jeden Menschen die Lösung bestimmt, oder ob wir glauben, daß wir unsere Aufgabe gelöst haben, wenn wir zuschauen oder mithelfen, wie Menschen innerlich und äußerlich zertreten und zerstört werden.

Der Geist Jesu Christi sagt, daß es kein irdisches Ziel gibt, sei es größte Macht, größter Verdienst, größte Herrlichkeit für Menschen oder Völker, wofür Gewissen, heilige Würde und Innerlichkeit von Menschen geopfert werden darf.

Wer aber geopfert wird oder sich opfert für Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit, der trägt ihm sein Kreuz nach und hat teil an dem Höchsten, was es für den Menschen gibt, an seiner ewigen Macht.

Nicht nur dem einzelnen Menschen ist die Botschaft Jesu verkündet. Auch die Völker leben, wenn sie seinem Rufe folgen und Wahrheit und Güte und Recht höher schätzen als Macht und Geld. Sie zerstören sich selbst, wenn ihnen Macht und Reichtum mehr sind als die Wahrheit ihrer Seele und das Recht, das sie zwischeneinander aufbauen sollen.

Wer immer wieder sagt, daß das Utopie sei, glaubt nicht an ihn, leugnet, daß er der Christus ist. Die Christenheit wird die Mächte dieser Welt durch seinen Geist erst überwinden, wenn sie wagt, ihm ganz zu trauen. Solange sie dem Geiste und der Botschaft Jesu in allen unbedeutenden Dingen des Lebens und jenen Augenblicken vertraut, in denen es keine irdische Hilfe mehr gibt, aber in allem anderen sich vom Geiste dieser Welt bestimmen läßt – solange gilt das Wort: „O daß du warm oder kalt wärest, weil du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde.“

[184] Wie kann eine Kirche Glauben für ihre Botschaft finden, die gleichzeitig den Menschen das Schauspiel gibt, daß auch sie ihre Existenz und die Existenz ihres Volkes nicht vom Gehorsam gegen Gottes Willen erwartet, sondern von einer Gesellschaftsordnung, die auf dem bewußten und dauernden Ungehorsam gegen den Geist der Wahrheit und der Güte begründet ist und deshalb zu immer wiederkehrenden Zuständen verzweifelter Kämpfe und seelischer Zerrüttungen führen muß? [187]

VII.
KIEL

Berufung nach Kiel

Meine Arbeit in Gemeinde und Gesamtkirche hatte ihre Erfolge und ihre großen, ermüdenden Mühsale. Ich hatte viele Freunde in der Gemeinde und doch wieder wenige, die wirklich im Entscheidenden mit mir gingen. Es war ja soviel verlangt von einer im lutherischen Kirchentum erzogenen Gemeinde, die dem Einfluß einer materialistischen Haltung der gesamten Gesellschaft ausgesetzt war, über ein persönliches Vertrauensverhältnis hinaus zu einer selbständigen religiösen Haltung zu kommen. Immer wieder mußte ich spüren, daß man meine Gleichgültigkeit gegen Kirchlichkeit als Gleichgültigkeit gegen Frömmigkeit nahm und daß man wieder verständnislos vor der Tatsache stand – oft sehr erschrocken –, daß ein Mann, der so gleichgültig gegen bloße Kirchlichkeit war, immer wieder zu etwas rief und aufrief, was man nicht begriff. So war mein Verhältnis zu meiner Gemeinde, die ich liebte und die mich liebte, doch das eines dauernden Ringens um wirkliches Verstehen. – Und das macht müde.

Ganz ähnlich war meine Stellung in der Thüringer Gesamtkirche. Mit der persönlichen Achtung, die man mir entgegenbrachte, hätte ich zufrieden sein können. In sehr vielen Dingen konnte ich allerlei erreichen. Aber nichts erreichen konnte ich im Entscheidenden. Das war eben die große Frage, ob die Kirche wagen würde, ihr ganzes Dasein und ihre Verkündigung auf den Geist Jesu allein zu gründen, oder ob sie sich in ständiger Rücksicht auf die gesellschaftlichen und politischen Machtschwankungen und Stimmungsveränderungen der Menschen, durch Taktik und Diplomatie, sichern sollte. Auch hier war man immer wieder entsetzt, wenn ich in gänzlicher Rücksichtslosigkeit gegen die äußeren Existenznotwendigkeiten der Kirche redete oder Anträge stellte. Man nahm das als Verachtung des Religiösen. Und dann war man wieder fassungslos oder empört, wenn derselbe Mann den Vorwurf erhob, man rechne in der Kirche zwar mit der Wirklichkeit der Kirche, des Staates und der menschlichen Meinungen und Stimmungen – nicht aber mit der Wirklichkeit Gottes und seines Rufes an uns, mit der Macht seiner Wahrheit, die ein stärkerer Grund sei als die Anpassung an Staat, Politik und das Hin- und Herschwanken der öffentlichen Meinungen. – Auch dieses Ringen macht müde.

Immer wieder trat die Frage vor mich hin, ob nicht erst eine neue Generation von Pfarrern und Menschen aufwachsen müsse, bis man imstande sei, das zu hören und zu verstehen, was wir zu sagen hatten. Ich wäre sehr glücklich gewesen, wenn die geringste Aussicht bestanden hätte, daß ich irgendwo zur Ausbildung kommender Pfarrer herangezogen worden wäre. Das aber war nach Lage der Sache eine völ-[188]lige Unmöglichkeit. Ich war zu bekannt in kirchlichen Kreisen, als daß meine Gegner eine solche Berufung geduldet hätten.

Nun hatten wir in Thüringen das große Glück, daß sich eine ganze Reihe junger Männer zu unserer Bewegung bekannt hatten. Sie kamen gerade aus den Reihen der Barthschen Theologie, deren verhängnisvolle Konsequenz sie nach kurzem Wirken im praktischen Pfarramt erkannten. Nun sahen sie sich nach einer Ergänzung um und fanden sie in der Haltung unserer Bewegung. Hier sahen sie die Möglichkeit zur entscheidenden Bestimmtheit durch Jesus Christus bei einem vollen Bekenntnis und bei einer vollen Klarheit, daß er allein und nicht gesellschaftliche und kulturelle Werte Gehorsam fordern dürfen, und doch auch den Willen, jene Passivität gegenüber den Mächten des Irdischen zu überwinden, die jene Theologie schuf und durch die jene Theologie für den Menschen des praktischen Gesellschaftslebens sinnlos wurde.

Ich gab mir sofort Mühe, diese jungen Männer in unserem Kreise bekannt zu machen, so daß sie rasch zu Einfluß und Führerstellung kamen. Das gab mir noch deutlicher das Bewußtsein,

daß ich die Arbeit in Thüringen anderen – vielleicht praktischeren Männern – überlassen könnte. Ich sage „praktischeren“, denn eine meiner größten Belastungen, die mich müde machten, war eben das Organisatorische. Ich habe durch Jahre nicht nur die geistige Anregung und Führung einer aus dem Nichts werdenden Gruppe und Bewegung in steten heftigen Kämpfen leisten müssen. Ich mußte gleichzeitig die Bewegung finanziell und organisatorisch leiten. Dazu gehörten eine Fülle von Aufmerksamkeit, Kleinarbeit und ein Überwinden persönlicher Schwierigkeiten, von denen man sich wohl schwer einen Begriff macht.

Außerdem täuschte ich mich nicht darüber, daß ich mir in der Zeit der heftigen Kämpfe um dieses Neue sehr viel Feindschaft und Mißtrauen zugezogen hatte, die jetzt auch vielem verhängnisvoll im Wege standen. Ich hatte öfters das Gefühl, daß manches leichter zu erreichen wäre, wenn es nicht mit dem Namen Emil Fuchs verbunden wäre. So dachte ich, es werde vielleicht auch dem Frieden und der Weiterentwicklung dienen, wenn ich nicht mehr an dieser Stelle stünde. Ob ich hier recht oder falsch urteilte, konnte ja gar nicht mehr wirklich ausprobiert werden.

Hinzu kam, daß meine Frau immer deutlicher Zeichen körperlicher Erschöpfung zeigte. Sie hatte diese ganzen Jahre schwerster Kämpfe mit mir durchgehalten. Es war ihr ganz selbstverständlich, daß sie mitlitt für das, was immer unser gemeinsames Gerufensein und Werk war. Sie war meine entscheidende Hilfe in der Seelsorge und Armenfürsorge meiner Gemeinde gewesen. Hier ruhte vieles ganz und gar in [189] ihrer Hand, und viel Liebe, die wir ernteten, war durch ihre Arbeit verdient. Nun waren die Zeiten der Arbeitslosigkeit gekommen, und meine Gemeinde gehörte zu denen, die am bittersten darunter litten. Wir kannten die Menschen und erlebten ganz persönlich ihre Not mit. Ein Mensch wie meine Frau, die das alles tief mitlitt und nie darüber ruhig werden konnte, wenn sie so hilflos der Not befreundeter Menschen gegenüberstand, mußte innerlich davon aufgerieben werden. Wie sollte man da dem Sinken der körperlichen Kräfte entgegenwirken? Erleichterung war nicht zu schaffen, denn sie hatte das Vertrauen der Menschen, und sie hielt sich nicht für berechtigt, sich dem zu entziehen.

Da kam in diese Not Anfang 1930 die vertrauliche Anfrage des Ministeriums für Volksbildung in Berlin, ob ich einen Ruf an eine Theologische Fakultät oder an eine Pädagogische Akademie in Preußen annehmen würde. Nach eingehender Beratung mit meiner Frau sagte ich zu. Sie hatte mir dabei immer wieder gesagt: „Bitte, entscheide nur nach der Frage: Wo ist meine größte Aufgabe? Entscheide ja nicht unter der Frage der Rücksicht auf mich!“ – Mir war aber die Frage der Rücksicht auf sie schon eine sehr entscheidende Frage geworden, denn ich fühlte täglich das Absinken ihrer Lebenskraft und hatte das Gefühl, daß ich doch ohne sie ein gänzlich hilfloser Mensch sei. Allerdings schien mir auch die Aufgabe, einer neu auszubildenden Generation von Pfarrern und Lehrern zu dienen, so wichtig, daß ich unter den gegebenen Verhältnissen meine Arbeit in Eisenach und Thüringen glaubte aufgeben zu können.

Ich hatte erklärt, daß ich sowohl an eine Theologische Fakultät gehen würde als auch an eine Pädagogische Akademie, daß mir aber eine Pädagogische Akademie fast lieber sei, da mir die rechte Ausbildung der Lehrer fürs religiöse Leben der Zukunft etwas besonders Entscheidendes schiene. Allerhand Schwierigkeiten zögerten die Sache bis Ende 1930 hinaus, und dann wurde ich als Professor für Religionswissenschaft an die Pädagogische Akademie in Kiel berufen. Ich nahm den Ruf an, und wir siedelten im Mai 1931 dorthin über. Wir hatten eine Parterrewohnung mit einem kleinen Garten gefunden, in der wir glaubten, uns wohlfühlen zu können.

Der Abschied von Eisenach war unendlich schwerer, als wir uns vorgestellt hatten. Nun erst wurde uns ganz deutlich, wie sehr wir mit den Menschen unserer Gemeinde und unseres Freundeskreises verwachsen waren.

Immer wieder trat es uns im persönlichen Abschiednehmen entgegen, daß Menschen sehr viel stärker an uns gebunden waren, als wir jemals für möglich gehalten hatten. Aus unserer Gemeinde kam uns [190] so viel Liebe und Abschiedsweh entgegen, daß wir immer wieder sagten: Hätten wir das gewußt, wäre uns das Gehen unmöglich gewesen. Der Abschiedsgottesdienst in der Marktkirche war der Schlußstein dieses großen und wehen Erlebens. Als am Schluß die Reihen tief bewegter Männer und Frauen an uns vorüberzogen und uns zum Abschied die Hand gaben, kam das wieder: „Hätten wir das gewußt!“ – Aber es ist wohl gut, daß man seine Entschlüsse aus der Unvollkommenheit dessen fassen muß, was man weiß. So führt uns das Schicksal dem entgegen, was es über unser Wollen und Denken hinaus mit uns vorhat.

Als wir am anderen Tag, meine Frau, meine Tochter Elisabeth und ich, im Zuge saßen, beladen mit den Blumen, die uns die Freunde beim Abschied an die Bahn gebracht hatten, wehmütig und doch froh von all der Liebe, ahnten wir nicht, wie schwer das Schicksal sein würde, dem wir entgegenfuhren. Es wäre auch in Eisenach schwer geworden. Es war ja ein Stück des Schicksals unseres Volkes, dem wir uns nicht entziehen konnten und wollten.

Von uns dreien lebe ich heute allein noch.

Der Anfang in Kiel

Es war eine schöne Wohnung, in die wir in Kiel einziehen konnten. Fröhlich richteten wir uns ein, begannen Besuche zu machen bei den anderen Professoren der Akademie und wurden von allen so freundlich aufgenommen, daß wir das Gefühl des Fremdseins immer mehr verloren. Dazu fanden wir ja alte gute Freunde in Kiel aus dem Kreise der „Christlichen Welt“, vor allem Baumgarten, den unbedingt wahrhaftigen, leidenschaftlichen Mann kirchlichen und religiösen Reformeifers, dann Mulert und seine Frau und Pastor Jansen und seine Frau, Menschen, die einem durch die Wärme ihrer Liebe, ihres Entgegenkommens und ihrer Hilfsbereitschaft rasch die Fremde zur Heimat machen konnten.

Für mich begann eine Zeit eifrigen Arbeitens. Es hatten sich viele meiner Freunde gewundert, daß ich einen Ruf an eine Pädagogische Akademie erhalten und angenommen hatte. Meine gedruckten Arbeiten gingen ja in die Richtung der denkenden Durchdringung der Lebensfragen und der religiösen Wahrheitsfrage – nicht in die der Pädagogik. Aber ich war immer auch Lehrer gewesen. In Hessen mußte der Pfarrer wöchentlich mindestens vier Religionsstunden an einer Volksschule geben. Das war eine gute Übung. Dazu kam der Konfirmandenunterricht Jahr für Jahr.

[191] Aber durch mein ganzes Leben hin hatte ich auch durch persönliche Freundschaft mit führenden Pädagogen die Entwicklung der pädagogischen Arbeit mit größtem Interesse verfolgt. Immer wieder hatte ich meinen Konfirmandenunterricht so zu gestalten gesucht, daß er mehr war als Unterricht, daß er irgendwie auch erzieherisches Zusammenkommen mit den Kindern wurde.

Für die pädagogische Fragestellung gegenüber dem religiösen Leben und dem Stoffe, der dazu dienen könne, war ich also wohl vorbereitet. Was mir allerdings fehlte, war die ganz genaue Kenntnis der modernsten pädagogischen Literatur, die für eine Pädagogische Akademie wichtig und maßgebend war. Für Kiel galt es vor allem, sich in die Gedankenwelt von Eduard Spranger und Theodor Litt einzuarbeiten, deren Werke und Gedanken dort als die grundlegenden empfunden wurden. Diese Arbeit hatte ich zuerst zu leisten neben der Ausarbeitung der Kollegs, in denen ich den Studenten und Studentinnen der Akademie zunächst eine Einführung in die Fragen des religiösen Lebens zu geben hatte: Was ist christliche Frömmigkeit? Was ist die Botschaft Jesu Christi und seine Bedeutung für uns? Wie müssen wir uns in das gesamte Leben der Zeit stellen, wenn wir dieser Botschaft gehorchen wollen?

Es schien mir entscheidend und wichtig, daß man den Studenten, die so unendlich viel an Stoff für ihren Beruf als Lehrer zu bewältigen hatten, nicht allzuviel theologische Gelehrsamkeit böte. Ich suchte sie zu einem tiefen Verständnis der Botschaft des Neuen Testamentes zu führen, indem ich diese immer wieder an den Fragen unserer Zeit und den Entscheidungen, die uns zugemutet sind, verdeutlichte. Ich gab dabei am Ende der Vorlesungen immer Möglichkeit zur Aussprache, damit nicht Unverstandenes unausgesprochen bliebe und erweckter Widerspruch durch Schweigenmüssen vertieft würde.

Es schien mir außerordentlich wichtig, daß eine klare Erkenntnis der Botschaft Jesu Christi, des Neuen Testamentes und der Wahrheit christlicher Frömmigkeit vorhanden sei, ehe man darüber rede und darum ringe, wie man nun diesen Stoff Kindern verständlich machen könne.

Es ist ja die große Gefahr aller religiösen Unterweisung, daß man einen Stoff bietet, in der Meinung, daß man ihn Kindern mit denselben Methoden deutlich machen könne, mit denen man ihnen auch anderes beibringt. Es ist aber dadurch die Gefahr geschaffen, daß für das Kind der Gottesglaube die Lehre von einer Sache wird, wie die Chemie eine Lehre von Stoffen und ihrem Miteinanderwirken ist. – Es besteht die Gefahr schon bei der Unterweisung zukünftiger Lehrer und Pfarrer, daß diese sie so verstehen und eine Lehre von Gott und [192] Göttlichem aufnehmen und weitergeben, als sei darin die Wahrheit gelehrt.

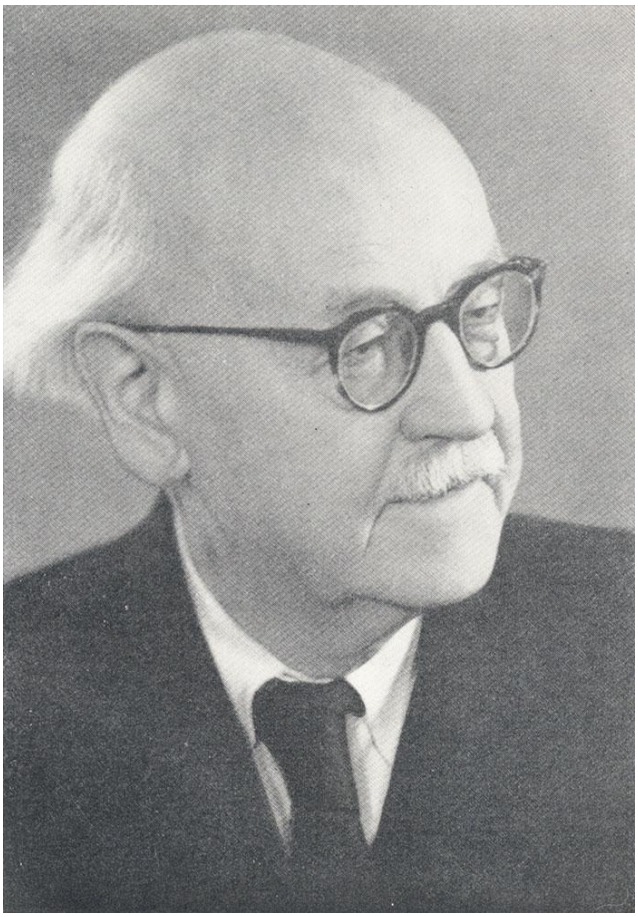
Es war mir ein ganz großes Anliegen, klarzumachen, daß Religion ein Erleben von Wirklichkeit ist, die man anderen erst zeigen kann, wenn man sie selbst erblickt hat. – Wir stehen hier vor einem der großen Probleme aller religiösen Unterweisung: Wer darf denn Religionsunterricht geben?

Nach dem Versuch, diese wesenhaften Wahrheiten den Studenten deutlich zu machen, konnte ich erst von Wesen und Methode religiöser Unterweisung reden. Gerade hier mußte ich mich aber auch deutlich scheiden von fast allen, die über Religionsunterricht geschrieben haben. Ich mußte zeigen, daß das religiöse Leben seine eigenen Wachstumsgesetze hat und als eine eigene Wirklichkeit im Sein und Leben des Kindes da ist und wächst, wenn es nicht mißhandelt und zerstört wird.

Nicht wir können dem Kinde Gottes Wirklichkeit zeigen. Es muß sie selbst sehen im Geschehen seines eigenen Innern, in dem, was andere Menschen, Eltern, Geschwister ihm bedeuten, in Schicksalen kleiner und großer Art, in seinen kleinen und ihm doch so großen Lebensaufgaben, in der Natur, in ihrer Schönheit und ihrem Leben – und später im Erwachen der Geschlechtlichkeit, ihrem Schicksal, ihren Nöten und ihrer Herrlichkeit. Und nun kommt es darauf an, dem Kinde nicht irgend etwas aufzudrängen, dessen Wirklichkeit aus seinem Erfahrungskreis heraus noch gar nicht gesehen werden kann. Es kommt darauf an, ganz vorsichtig dem Kinde seine Erfahrungen zu deuten durch das, was man ihm als Gedanken und Erzählungen nahebringt. Es kommt darauf an, die Fragen, die diesem Alter aufsteigen, zu klarem Bewußtsein zu bringen und dann zu beantworten – nicht aber, Fragen zu beantworten, die noch gar nicht gestellt werden können, und damit die werdende Aufmerksamkeit auf die Geheimnisse zu ersticken oder alles Religiöse so unwirklich und langweilig erscheinen zu lassen, daß das Kind dann, wenn die Fragen erwachen, gar nicht daran denkt, hier Antwort zu suchen.

Gewiß kann man auch Stoff bieten, der dem Kinde noch nicht ganz verständlich sein kann. Dann aber ist es wichtig, ihn so zu bieten, daß er dem Kinde lieb wird, daß es seine geheimnisvolle Tiefe und Wahrheit ahnt. Dann wird er ihm aufsteigen in der Erinnerung, wenn sein Leben es fordert und es erlebt, was hier vorgebildet oder von anderen erlebt ist.

Immer aber muß dieser Unterricht in dem Kinde die Ahnung wecken, daß hier von einer Wirklichkeit die Rede ist, die man finden kann und muß, die sehr köstlich und sehr stark ist. Nie darf der Reli-[193]gionsunterricht den Eindruck erwecken, daß hier eine Gedankenwahrheit geboten wird, die man in Gedanken annimmt und die im Leben nichts bedeutet.



Der Verfasser
1954

Nur der Religionsunterricht, der zu der Wirklichkeit ruft, die kein Unterricht geben, die man nur selbst schauen kann, ist fruchtbar und hilft fürs Leben.

Neben den Vorlesungen hatte ich ein Seminar und ein Nebenseminar. Jeder Student konnte sich selbst wählen, zu welchem Seminar und Nebenseminar er gehören wollte. Aber jeder hatte in seinen zwei Hauptfächern, in denen er dann auch besonders geprüft wurde, solche Seminare zu besuchen. Das war eine wundervolle, enge Zusammenarbeit mit je zwanzig bis fünfundzwanzig jungen Leuten, unter denen einige besonders begabt und eifrig waren. Alle aber waren solche, die sich das Fach des Religionsunterrichtes gewählt hatten. Man hatte sie durch die zwei Jahre ihres Studiums im Seminar. Sie machten ihre großen Seminararbeiten und wählten sich auch meistens ihre Examensarbeit aus dem, was vorgearbeitet war.

Hier entwickelte sich eine sehr rege und auch für mich wichtige Zusammenarbeit. Diese Studenten und Studentinnen brachten ja die Gesichtspunkte herbei, die ihnen in den anderen Vorlesungen psychologischer, pädagogischer, naturwissenschaftlicher Art, in den Vorlesungen über Unterricht in Deutsch und Geschichte aufgegangen waren. Hier war man oft in der Lage, sich von ihnen belehren zu lassen über das, was sie dort empfangen hatten, um das dann mit ihnen für sein Gebiet auszuwerten oder die Einheit zu suchen, unter die man beides stellen und in der man es verarbeiten konnte. Man war auch oft gezwungen, sich mit einem der Professoren des anderen Faches zu besprechen, wie das wohl zur Einheit zu bringen und auszuwerten sei, was als Spannung oder auch als Zusammenklang auftrat oder aufzutreten schien. So stand auch der Professor unter einem ständigen Zwang, über sein Gebiet hinaus die Einheit der erzieherischen Arbeit und Geistesbildung zu suchen und nach Verwirklichung dieser Einheit mit seinen Studenten zu streben.

Auch durch diese Zusammenarbeit, in der die Studenten erlebten, man in einem ständigen Suchen und Ringen mit den Fragen stand und daß es da nicht ein fertiges System gab, wurde die Arbeit sehr reich. Immer auch war man aufgerufen, durch seine Haltung und durch sein ernsthaftes Eingehen auf die Fragen zu zeigen, daß man von seiner religiösen Haltung aus die Probleme nicht fürchtete und auch gewappnet war, einer völlig unerwarteten, andersartigen Wirklichkeit, die einem entgegengebracht wurde, gerecht zu werden. Die Studenten erlebten, daß das, was sie dann vorbrachten und in die De-[194]batte warfen, aufgenommen werden konnte und zuletzt nicht das erschütterte, was ich zu lehren hatte, sondern es vertiefte und verdeutlichte.

Zum Schönen dieser Arbeit gehörte, daß ich junge Menschen von großer geistiger Regsamkeit vor mir hatte. Ich habe einem Professor der Theologie an der Universität einige Seminararbeiten meiner Studenten zu lesen gegeben, und er sagte mir: „Ich möchte Sie beneiden! Wie wenige Studenten haben wir an der Universität, denen wir solche Themen stellen und von denen wir solche Arbeiten erwarten können!“

An der Universität studierten eben die jungen Menschen, deren Eltern die Mittel hatten, sie studieren zu lassen, die aus Häusern kamen, wo ein Sohn unbedingt studieren mußte. Zur Pädagogischen Akademie kamen junge Menschen, die sich auf Grund ihrer Begabung, trotz knapper Mittel ihrer Eltern, durch die Höheren Schulen durchgerungen hatten, die nun die Mittel fürs Universitätsstudium nicht hatten und deshalb zur Akademie kamen. Außerdem hatten die Pädagogischen Akademien ja eine solch große Zahl von Anmeldungen, daß sie durch eine strenge Vorprüfung die Begabtesten und Tüchtigsten auswählen konnten. Hier zu arbeiten war eine Freude!

Von Anfang an lud ich die Studenten zu einem offenen Abend ein, der an einem bestimmten Wochentag in meiner Wohnung stattfand und immer von zehn bis zwanzig jungen Menschen besucht wurde. Wir tranken Tee und sprachen über alle möglichen Lebensfragen, die in der Arbeit selbst nicht berührt wurden, und lernten uns so auch außerhalb der Arbeit menschlich kennen.

Im zweiten Jahre hatte ich die Freude, daß die Studenten mich baten, ihnen über die neuesten Entwicklungen in der Theologie besondere Vorträge am Abend zu halten, und ich sprach in unserem größten Hörsaal über Tillich und Karl Barth in mehreren Abschnitten und eingehenden Aussprachen.

Da es mir schien, daß der Professor für Religionswissenschaft an einer Pädagogischen Akademie vor allen Dingen den jungen Menschen die Möglichkeiten schaffen müsse, sich eine eigene, wahrhaft begründete Weltanschauung zu bilden und den eigenen selbständigen Zugang zu religiöser Erfahrung zu finden, war ich immer bereit, auf eine Aussprache mit einem oder mehreren Studenten einzugehen, wo sie sich auch bot. Dies verschaffte mir das Vertrauen der Studenten und gab mir Material für meine Arbeit mit ihnen, die sich immer mehr auf wirkliche Kenntnis ihrer eigenen Fragestellungen gründete.

Das persönliche Verhältnis zu den Studenten wurde noch dadurch vertieft, daß man ja in einem Halbjahr ihren Unterricht mit ihnen vor-[195]zubereiten und zu überwachen hatte. Man hatte eine Gruppe von etwa zwanzig Studenten und Studentinnen einige Wochen lang im allgemeinen Unterricht und dann die Teilnehmer seines eigenen Seminars im Unterricht in ihrem Hauptfach, also ich im Religionsunterricht. Außerdem wurden die Studenten einmal für einige Wochen aufs Land in ein- und zweiklassige Schulen verteilt, die sie dann mit Hilfe des betreffenden Lehrers selbständig zu leiten hatten. Man wohnte dann in einem Städtchen Schleswig-Holsteins und besuchte von da aus täglich eine andere Schule auf einem näher oder ferner gelegenen Dorfe.

Diese Zeiten waren auch für mich ganz besonders wertvolle Weiterbildungszeiten. Kiel hatte eine glänzend geleitete Seminarschule. An sie hatte man natürlich auch besonders tüchtige Lehrer geholt. So erlebte man hier besonders guten Unterricht, und die Lehrer der betreffenden Klassen waren ausgezeichnete Vorbilder und treffliche Anleiter und Anreger für die Studenten. Dasselbe galt von den Lehrern der ein- und zweiklassigen Schulen auf dem Lande. Auch hier wählte ja jeder Schulrat die tüchtigsten seiner Lehrer aus, die er empfahl und zu denen dann Studenten kamen. So habe ich in dieser Zeit bei meinen Besuchen im Unterricht die deutsche Volksschule von ihrer allerbesten Seite kennengelernt und habe für meine eigenen pädagogischen Kenntnisse und Fähigkeiten große Anregung erfahren.

Unterricht ist ja nicht nur eine Sache der Kenntnisse und Gewandtheit, sondern auch des Charakters und der ganzen Seinshaltung des Menschen. Es gibt Menschen, die so wenig fähig sind, sich in die Geistesart einer Kinderklasse zu versetzen, daß sie als Lehrer unbrauchbar sind. Ihnen mußte die Akademie zur rechten Zeit sagen, daß sie besser einen anderen Beruf wählen möchten. Schwieriger liegt die Sache bei denen, die sich gewandt und sicher auf alle Anregungen einstellen können, die auch gewandt und sogar suggestiv Kinder fesseln können, bei denen man aber die innere Gleichgültigkeit ahnt, mit der sie einer Klasse einmal gegenüberstehen werden, wenn sie nicht mehr das Bedürfnis treibt, einem zuhörenden Lehrer oder Professor zu gefallen. Man mußte manchen mit gutem Zeugnis entlassen, bei dem man diese Furcht in sich trug.

Es gibt aber auch andere, die so schüchtern sind, daß ihnen das Unterrichten vor einer Klasse ganz unmöglich dünkt und anfangs unmöglich ist, die aber sehr gute Lehrer – gerade solche, wie man sie sich wünscht – werden, wenn die Schüchternheit überwunden ist. Hier muß man beim praktischen Unterricht herausfühlen, wie man einen Menschen warnen oder ihm helfen kann. Wie ich das versuchte, will ich an zwei Beispielen deutlich machen.

[196] Ich hatte einen begabten Studenten, der im Unterricht faul war. Nach einigen Stunden sagte ich ihm: „Wenn Sie sich vorbereiten, können Sie ausgezeichnet unterrichten. Aber Sie tun das zu selten. Sie machen es sich zu bequem.“ Er: „So ähnlich haben meine Lehrer immer schon auf der Schule zu mir gesagt. Aber es geht eben bei mir nicht anders.“ Ich: „Das muß aber anders gehen. Sonst werden Sie doch nie ein Lehrer, der etwas leistet.“ Bald darauf war er wieder einmal nicht vorbereitet. Die Klasse – große Mädchen – langweilte sich, wurde unaufmerksam und unruhig. Er wurde grob und gröber, schalt und zankte auf sie los, daß sie so unaufmerksam seien. Nach der Stunde sagte ich: „Der Ton, mit dem Sie die Klasse anfuhren, hat mir gar nicht gefallen. Sie hatten sich wieder nicht genügend vorbereitet. So langweilte sich die Klasse und wurde unruhig, und Sie wurden nun grob. Aber es war Ihre Schuld, nicht die der Klasse.“ Er: „Ja, Sie sagen immer, der Lehrer muß die Schuld bei sich suchen. Andere aber sagen doch auch, daß man die Klasse energisch anfassen und zwingen muß.“ Wir sprachen eine Zeitlang hin und her, was berechtigte und was unberechtigte Energie gegenüber einer Klasse sei. Dann brach ich das Gespräch ab mit den Worten: „Wir wollen uns über das alles nicht streiten. Wenn Sie aber einmal später als Lehrer wieder unvorbereitet vor der Klasse stehen und müssen anfangen zu zanken, dann wünsche ich, daß eine Stimme in Ihnen sagt: ‚Nun würde Professor Fuchs sagen: Daran sind Sie selbst schuld!‘“

In meinem Nebenseminar hatte ich ein sehr schüchternes Mädchen, das aber ein wertvoller Mensch war. Sie war im Unterricht zunächst bei einem anderen Professor, der eines Tages im Kollegium berichtete, daß dieses Mädchen so völlig unfähig sei, Unterricht zu geben, daß man ihr wohl sagen müsse, sie solle einen anderen Beruf ergreifen. Ich sagte, mir scheine sie nur schüchtern und ich glaubte, sie würde eine gute Lehrerin, wenn sie das überwunden hätte. „Wollen Sie es noch einmal mit ihr probieren?“ fragte der Direktor. Ich: „Ja gewiß!“ So bekam ich sie zum Unterricht. Ich ging zu ihrer ersten Unterrichtsstunde und sagte ihr: „Ich bin überzeugt, daß Sie die Begabung zum Unterrichten haben. Aber Sie sind sehr schüchtern und

zurückhaltend. Sie müssen erst einmal einige Tage ganz allein vor der Klasse stehen. Ich werde diese ganze Woche nicht in Ihren Unterricht kommen. Wenn ich in acht Tagen komme, werden Sie eine gute Stunde halten.“ – Und siehe, als ich in der nächsten Woche ihren Unterricht besuchte, ging es gut, und sie verließ mit einem ordentlichen Zeugnis die Akademie.

Als ich nach Kiel gekommen war, hatte ich auch sofort wieder die Arbeit in der Volkshochschule aufgenommen, und einige Studenten nahmen an meinen Kursen teil, um auch diese Arbeit kennenzulernen.

[197] Auch hielt ich Vorträge im Kreise der „Freunde der Christlichen Welt“ in Schleswig-Holstein. So war ich reichlich besetzt. Schwere wurde mir in dieser Arbeit das Abhalten von Examen. Die Kenntnisse eines Menschen festzustellen war natürlich nicht so schwer. Aber das Examen sollte ja sagen, ob wir diesen Menschen mit gutem Gewissen hinaussenden könnten, damit er den ungeheuren Einfluß auf Kinder, etwa auf ein ganzes Dorf, ausübe, der einem Lehrer zufällt.

So kam es mir bei der Prüfung darauf an, festzustellen, ob der Betreffende so viel Urteilsvermögen über religiöses Leben, religiöse Wahrheit und Wirklichkeit habe und so viel Ahnung von der Zartheit, Ehrfurcht und kindlichen Entwicklung, die für den Religionsunterricht formende Kräfte sind, daß ich ihn als dafür befähigt erklären konnte. Aber wie schwer – wie fast unmöglich ist das!

Mit gutem Gewissen konnte ich es bei denen, die ich durch die Arbeit im Seminar genau kennengelernt hatte. Darüber hinaus war es eine fast unmögliche Aufgabe.

So bat ich vor dem Examen alle Studenten gruppenweise zu mir und sprach mich mit ihnen aus, was ihre besonderen Interessen auf dem Gebiet des Religionsunterrichtes – aber auch darüber hinaus – seien. Sobald sie weggegangen waren, machte ich mir Notizen und überlegte, welche Themen in der Prüfung für sie die richtigen seien, damit ich feststellen konnte, wie ihr Urteilsvermögen sei und wie sie ihre ganzen Interessen einordneten in die Arbeit des Religionsunterrichtes. Ich habe naturwissenschaftlich interessierte Studenten gefragt, wie sie wohl über die Schöpfungsgeschichte unterrichten würden oder wie sie vom Naturwissenschaftlichen her oder von der Beobachtung eines Schmetterlings aus den Übergang zum Religiösen finden würden. Geschichtlich interessierte junge Männer oder Mädchen wurden gefragt, wie sie von hier aus zum Religiösen kommen könnten. Wer deutsche Sprache als sein Hauptfach hatte, wurde wohl an religiöse Dichtung geführt, an Luther usw. Philosophisch Interessierte konnten sich über prinzipielle Fragen aussprechen, andere über pädagogische oder psychologische Probleme, die für den Religionsunterricht wichtig sind. Viele hatten sich mit biblischem Stoffe besonders beschäftigt oder in ihrer Jugend einen besonderen Eindruck bekommen, von dem sie erzählten und von dem aus man ihnen ein Gebiet zuweisen konnte, das ihnen lag.

Ich hatte die große Freude, daß einige Male mein Gespräch mit den zu Prüfenden so intensiv wurde, daß die anderen Professoren die Prüfung vergaßen und mit debattierten. Es wurde mir dann allerdings gesagt: „Ihre Art ist gar keine Prüfung. Sie halten ein Seminar [198] ab!“ Ich antwortete: „Aber am Schlusse dieses Seminars habe ich immerhin eine Kenntnis davon, was dieser Student sich an wahrhaftem Urteil und innerer Klarheit über eine entscheidende Frage erarbeitet hat. Darauf kommt es mir an, nicht auf die Kenntnisse, die er gesammelt hat.“

Wichtig für meine Arbeit war mir auch eine Arbeitsgemeinschaft mit älteren und jüngeren Lehrern in Kiel über Religionsunterricht. Hier konnte ich aus reicher Erfahrung einiger älterer Lehrer Anregung und Klärung empfangen. Ganz besonders ergriffen denke ich an eine Unterrichtsstunde eines alten Freundes über das Wort: „Das Auge ist des Leibes Licht ...“ Wie er die Kinder, ausgehend von der Herrlichkeit des Auges, die Innerlichkeit des Men-

schen erleben ließ, war wunderbar. Man hatte das Gefühl, eine solche Stunde müsse den Kindern unvergeßlich sein.

Es war eine reiche und anregende Arbeit. Ich hatte so viele Möglichkeiten, mich gerade auf dem Gebiet der religiösen Erziehung weiterzubilden und tiefer zu schauen, daß ich bald hoffte, für weitere Kreise das ganze Material verwerten zu können. Es war ein großer Schmerz, daß ich so bald aus dieser Arbeit und aus diesem Zusammenleben mit werdenden Menschen gerissen wurde.

Doch über meinem Leben stand und steht immer wieder das Wort: Gehe aus deinem Vaterhaus und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen werde ... Wenn wir nur den Finger sehen, der auf das Land zeigt, das er uns zeigen will!

Politische Stellungnahme

1931 lag über Deutschland schon die gewaltige Spannung, die durch die Erwerbslosigkeit und den Aufstieg des Nationalsozialismus geschaffen war. Immer rücksichtsloser schob man der Sozialdemokratie die Schuld an aller Not zu. Sie war ja auch insofern schuld, als sie sich durch ihre dauernde Rücksichtnahme auf das Bürgertum von jeder energischen politischen Tat abhalten ließ. Sie merkte nicht, daß gerade diese ihre Rücksichtnahme dazu benutzt wurde, sie gänzlich zu vernichten. Daneben stand die immer mächtiger aufsteigende Furcht vor dem Kommunismus, die mit allen Mitteln einer raffinierten Agitation in den Menschen gepflegt wurde. Der Nationalsozialismus hatte dazu als erster die Möglichkeiten des Radios entdeckt, und mit ihm erreichte er die Kreise, die sich um Politik bis dahin nie gekümmert hatten. Hier war der Boden, der diesen Samen gläubig aufnahm und die Millionenstimmen lieferte, die man nötig hatte.

[199] Die Spannung führte schon an vielen Orten zu Kämpfen und wilden Demonstrationen, besonders auch an den Universitäten. Schleswig-Holstein war ein Bauernland, dessen mittlere und kleine Bauern in Not waren; sie und ihre Söhne, die bei uns studierten, waren sehr verbittert. Die Arbeiterkinder unserer Akademie hingegen waren sozialistisch, einige sogar mit Neigung zum Kommunismus. – Die Akademie war in zwei Lager gespalten. Unter den Professoren befanden sich einige heimliche Nationalsozialisten, was sich aber erst 1933 herausstellte. Die meisten waren vorsichtige Vertreter des demokratischen Mittelkurses. Ich war der erste Sozialdemokrat, der an die Akademie kam. Diese Tatsache illustriert die Energie, mit der die Republik geleitet wurde.

Als ich über meine Antrittsvorlesung mit dem Direktor der Akademie sprach, sagte er mir: „Ich bin voll schwerer Sorge. Wir hatten vor kurzem erbitterte Demonstrationen der nationalsozialistischen Studenten an der Universität. Ich fürchte, die bekommen wir bei Ihrer Vorlesung hier, seien Sie ja vorsichtig!“

Meine Vorsicht bestand immer darin, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Zur Vorlesung versammelten sich unsere Professoren, die Theologen der Universität, der Rektor und einige andere Professoren, die beiden lutherischen Bischöfe von Schleswig und Holstein und der Oberbürgermeister von Kiel. Ich sprach über das Thema: „Wer erzieht? – Gesellschaftsleben oder Schule und Kirche?“ Ich begann mit den Worten: „Karl Marx hat uns gelehrt, daß der Mensch ein vergesellschaftetes Wesen ist und in entscheidender Weise vom Gesellschaftsleben her gebildet wird ...“ Da waren auch die Studenten so überrascht, daß sie an Demonstration nicht dachten, sondern zuhörten. Dann zeigte ich an Beispielen aus dem Leben, wie der Mensch tatsächlich vom Arbeitsleben geformt wird – und wie er von diesem zerbrochen werden kann. So kam ich zu dem Schluß, daß nur die Kirche und die Schule wahrhaft erzieherisch wirken können, die gleichzeitig mit im Streben stehen, das Gesellschaftsleben in dem Sinne zu gestalten, den sie ins Leben ihrer Schüler und Glieder tragen wollen.

So konnte jedermann, der hörte, sofort wissen, wie ich stand, und die Studenten sahen deutlich, daß ich sie nicht auf Umwegen und heimlicherweise zu meiner Geisteshaltung führen, sondern sie in ehrlicher Auseinandersetzung überzeugen wollte. Auf den jungen Menschen kann man ja nur wirken, wenn man ihm in offener Klarheit gegenübertritt.

Da ich auch sonst – in meinem Seminar, meinen Vorlesungen, meinem offenen Abend – mich klar und ohne Überheblichkeit der Dis-[200]kussion mit ihnen stellte, hatte ich bald ein gutes Verhältnis nicht nur mit den sozialistisch, sondern auch mit den nationalsozialistisch gesinnten Studenten. Auch unter ihnen gab es prächtige Menschen, die mit echter Begeisterung die ihnen verkündeten Grundsätze ernst nahmen und überzeugt waren, daß man auf diese Weise zu einer echten Erneuerung des deutschen Volkes und auch zu einem echten Sozialismus kommen könne. Von einem tiefen Haß gegen die Sozialdemokratie und bitterer Angst vor dem Kommunismus waren alle erfüllt. Mir sagten sie manchmal: „Ja, wenn alle Sozialdemokraten wären wie Sie! Aber Sie sind ja eine Ausnahme und täuschen sich über diese Bewegung.“ Ich sagte dann: „Welchen Sozialdemokraten außer mir kennen Sie denn?“ Sie wußten keinen. Aber es war vergeblich zu sagen: „Dann bilden Sie doch Ihr Urteil nach dem einen, den Sie kennen, und nicht nach dem, was man Ihnen vorredet!“ Hier waren sie festgerannt. Ebenso auch in dem naiven Glauben, daß man einem Volke die politischen und sozialen Gestaltungen so einfach über den Kopf ziehen könne, ohne daß es innerlich mitmache und dadurch anders werde. Sie wollten ja die Erneuerung unter Erhaltung des „alten, guten Geistes“, von dem sie ein Phantasiebild hatten und dessen Nichtvorhandensein sie der Sozialdemokratie zuschrieben. Ich hatte in meinem Seminar den Führer der nationalsozialistischen Studentengruppe, voll dieser Illusionen. Er unterrichtete eines Tages über den schleswig-holsteinischen Bauernstand und seine geistige Eigenart. Mit Hilfe von Gedichten Klaus Groths und anderem Stoff gab er ein ausgezeichnetes Bild dieser konservativen Menschengruppe. Die Schüler waren hingerissen. In der Kritik nach der Stunde sagte ich ihm, daß es eine sehr gute Stunde gewesen sei, und fuhr dann fort: „Nun haben Sie so ausgezeichnet gezeigt, wie der Bauer hier heute noch ist. Aber er wird vom neuen Leben zermürbt. Sind Sie einmal im Dorfe Lehrer, dann müssen Sie genausogut und tiefgehend aufzeigen, wie nun dieser Bauer mit diesem Erbe seinen Weg in die neue Zeit findet.“ Seine Antwort war: „Das werde ich nicht tun. Der Bauer muß bleiben, wie er ist. Daß er in der neuen Zeit existieren kann, dafür werden wir sorgen.“

Da dieser Student wirklich in allen Fächern sehr gut war, erhielt er bei mir in allen Fächern, die ich zu beurteilen hatte, eine Eins. Es ist bezeichnend für Lage und Stimmung, daß das in der Akademie großes Aufsehen erregte, weil ich dem, der doch politisch gegen meine Überzeugung stand, so gerecht werden konnte – meiner Ansicht nach eine Selbstverständlichkeit.

Von Anfang an stellte ich mich der Sozialdemokratischen Partei zu Vorträgen zur Verfügung und wurde dadurch über Kiel hinaus [201] in meiner Haltung bekannt. Aber nicht nur der sozialistische Lehrerverein, auch andere Lehrervereine baten mich zu Vorträgen über religiöse und ethische Themen. Rasch bildete sich ein Kreis von Menschen, mit denen ich mich über das Politische hinaus verstand. Dazu gehörten vor allem das Ehepaar Mulett, Baumgarten, Pastor Jansen und Frau, die „Freunde der Christlichen Welt“. Dazu trat der Kreis der mir politisch nahestehenden Menschen, den ich besonders im „Republikanischen Klub“ kennenlernte, dem ich beitrat. Baumgarten war hier Mitglied, dazu noch Walter Schücking, der Ende 1931 als deutscher Vertreter in den internationalen Gerichtshof in den Haag kam. Vor allem trat ich einem Kreis von jungen Volkswirtschaftlern nahe, der damals schon die ganze Gefahr des Nationalsozialismus erkannte und sich eifrig mühte, Wege zu finden – vor allem in Überwindung der Erwerbslosigkeit –, die sein Vorwärtsschreiten hemmen sollten. Leider fanden sie bei der Führung der SPD für ihre ausgezeichneten Vorschläge kein Verstehen.

Als im Frühjahr 1932 der bisherige Präsident des Klubs von Kiel versetzt wurde, wurde ich zum Präsidenten gewählt. Ich nahm die Wahl an. Es war mir ganz klar, daß ich diese Wahl

nicht nur der Achtung zu verdanken hatte, die ich mir in der kurzen Zeit in Kiel erworben hatte. Viele waren innerlich unsicher, ob sie eine solche Stellung einnehmen sollten, jetzt, da sich die gewaltige Gefahr des Nationalsozialismus ankündigte. Meiner Überzeugung aber entsprach es, bis zum letzten Augenblick in voller Klarheit dem entgegenzustehen, was mir ein unaussprechlich schweres Verhängnis für mein Volk schien.

Ich ging nicht blind dem Verhängnis entgegen. Einige junge Volkswirtschaftler der Universität, mit denen ich befreundet war, sahen sehr klar. Unvergeßlich ist mir ein Vortrag von Dr. Neiser (jetzt Oxford), in dem er schilderte, was uns erwartete, und einen Plan vorlegte, wie die Republik durch wirtschaftliche Maßnahmen die Erwerbslosigkeit überwinden und damit auch dem Nationalsozialismus den Boden nehmen könnte. Die SPD hörte solche Stimmen nicht.

Inzwischen aber hatte sich in meinem persönlichen Leben schon das Schwere vollzogen, das neue Schicksale einleitete.

Glück und bitteres Leid

Drei meiner Kinder sammelten sich in Kiel wieder um uns. Sie studierten hier weiter, nachdem sie vorher in Leipzig waren. Elisabeth glaubte, ihre Ausbildung als Malerin beenden zu können, und [202] wollte selbständig arbeiten. So waren wir als eine sehr glückliche Familie zusammen. Für meine Frau war es besonders schön, Gerhard wieder bei sich zu haben, mit dem sie immer ein besonders inniges Verhältnis verbunden hatte. Christel, die Jüngste, blieb auf der Odenwaldschule und kam nur in den Ferien nach Hause.

Die drei Ältesten traten der sozialistischen Jugend bei, und so ergab sich rasch eine fröhliche Geselligkeit, da ihre Freunde und Freundinnen bei uns willkommen waren. Sehr rasch auch lernten wir ein junges Mädchen, Karin, kennen, die bei einem unserer Antrittsbesuche als die Tochter eines Kollegen unter dem Namen Katharina erschien. Zum Glück ahnten wir sofort, daß etwas nicht stimmte und ließen nicht merken, daß wir sie schon kannten, da sie auch tat, als kenne sie uns nicht Sie war gegen den Willen ihrer Eltern und ohne deren Wissen der sozialistischen Jugend beigetreten. Sie war Gerhards Freundin und wurde mir eine sehr liebe Schwiegertochter, die nun alle Schicksale mit uns zu teilen hatte.

Am 14. August 1931 feierten wir unsere Silberne Hochzeit in der Stille, aber in Gegenwart unserer vier Kinder. Es war ein wunderschöner Tag. Unsere Kinder überreichten uns ein von Christel, der Buchbinderin, gefertigtes Kästlein. Es enthielt, „da wir noch keine Lebenserfolge aufweisen können“, Anwartschaften auf solche: von Gerhard und Klaus Aufsätze, von Christel Kunstgewerbliches, von Elisabeth eine Skizze. Es war ein Reichtum in diesem Kästlein, der wohl Gutes für die Zukunft versprach. Dazu kam das Bewußtsein der unzerstörbaren Zusammengehörigkeit – allerdings auch schon die Ahnung der schweren Prüfung, die bevorstand. Ich grüßte meine Frau mit einem kleinen Gedicht Es erinnert an die wundervollen gelben Rosen, die ich ihr aus Rüsselsheims Pfarrgarten zur Hochzeit bringen konnte und die für alle Feste unserer Familie immer der Schmuck waren:

14. August 1931

Weißt du noch, die Rosen, die gelben?
Wie mußten damals so rasch sie welken!
Ihres Wesens leuchtender Schein
war durch die tausend Tage doch mein!
Die gelben Röslein heut wieder sich finden.
Ihr Sinnbild will gar dankbar dir künden,
wie zarter Wahrhaftigkeit leuchtender Schein
war Kraft mir durchs ganze Leben mein. [203]
Schaust du wieder die Rosen, die gelben?

Gar rasch sie müssen auch heut wieder welken.
Doch ihrer Wahrheit leuchtender Schein
wird unvergänglich mit uns sein.

Der Tag war herrlich. Aber kurz darauf setzte die Melancholie wieder ein, an der meine Frau im Laufe unseres Lebens immer wieder litt. Nun hatte ich Vorträge in Barchem (Holland) übernommen, und wir reisten gemeinsam dorthin. Ich hoffte, daß gerade solch eine Reise mithelfen würde, sie wiederherzustellen.

Die „Gesellschaft der Freunde“ hält es für sehr wichtig, daß alle ihre jungen Mitglieder durch solche Bildungsstätten gehen, wie das Quäkercollege Woodbrooke eine ist. Sie hat keine bezahlten Geistlichen. Die Mitglieder tragen selbst die Pflege und Weiterverkündigung ihrer Botschaft und ihres Lebens. Es ist also notwendig, daß möglichst alle eine tiefere Erkenntnis der Bibel, der christlichen Überlieferung, der Geschichte und der sozialen Verhältnisse und Aufgaben haben. Nur wer hier tiefere Kenntnisse hat, kann ja Mittelpunkt einer religiösen Organisation und Arbeit werden. Doch sind diese Kurse auch Nichtmitgliedern der „Gesellschaft der Freunde“ zugänglich, die aus irgendeinem Grunde Interesse an solcher Vertiefung ihrer Kenntnisse auf diesen Gebieten haben. Das Größte an Woodbrooke aber ist, daß es nicht nur Kenntnisse vermittelt, sondern die Kraft hat, die jungen Menschen in ein ganz starkes, religiös bedingtes Gemeinschaftsleben hineinzuziehen und ihnen von da aus den Weg zu lebendiger, selbständiger Erfahrung religiöser Wirklichkeit zu öffnen.

So kam es ganz von selbst, daß alle früheren Schüler von Woodbrooke in den verschiedenen Ländern eine Vereinigung bildeten, die zusammenhält und in jährlichen Zusammenkünften die Erinnerung an Woodbrooke pflegt. Solch eine Vereinigung früherer Woodbrooker gibt es in fast allen europäischen und außereuropäischen Ländern. Es gehört ja zu der großen Erfahrung, die in Woodbrooke erlebt wird, daß man dort in einem Kreise steht, der Menschen aller Länder, verschiedenster Religionen, Rassen und Farbe zusammenführt.

Da Holland immer starke Verbindungen zu England hatte und hat, ist die holländische Vereinigung der Woodbrooker besonders stark und leistungsfähig. Sie hat bei Barchem auf einem mehrere Morgen großen Heidelande mit Kiefernwäldern eine eigene Volkshochschule – verborgen liegende, praktisch und hübsch eingerichtete Schlafhäuser, ein Haus mit Speise-, Aufenthalts- und Aussprache-[204]räumen – und etwas entfernt, auf einem Hügel im Walde gelegen, einen Vortragssaal und einen Andachtsraum.

Hier war in der tiefen Stille der Kreis zusammen und hörte die Vorträge, von denen ich zwei über die sozialen Verhältnisse zur Zeit Jesu zu halten hatte. Den Vorträgen, die später in einer englischen Studentenzeitschrift gedruckt wurden, schloß sich eine sehr lebhafte Aussprache an. Es zeigte sich, daß aus der Beachtung der sozialen Verhältnisse seiner Umwelt sehr vieles für die Bedeutung der Botschaft Jesu für uns zu lernen ist. Sie ist viel eingreifender für die Gestaltung des gesamten Lebens gemeint, als wir gewöhnlich anerkennen. Die Vorträge und die Aussprache mußten in englischer Sprache gehalten werden, da zwar alle Holländer Englisch konnten, die vielen anwesenden Engländer aber nicht Holländisch und nicht Deutsch.

Sachlich und persönlich denke ich an diese Woche in Barchem zurück wie an eine versunkene Welt. Inzwischen bin ich von jenem Kreise abgetrennt worden, und solche Vorträge sind mir unmöglich. Aber meine Frau war noch bei mir – und wie freue ich mich, daß sie diese wundervolle Zeit miterlebt hat, obwohl sie schon immer sehr müde war.

Wir reisten von Barchem noch zusammen nach Amsterdam, wo wir eine alte liebe Freundin besuchten, Fräulein Emilie C. Knappert, von der schon die Rede war.

Auch dort hatten wir noch sehr schöne vierzehn Tage. Unsere Freundin hatte das große Bedürfnis, uns Holland und Amsterdam, alles Gute und Soziale zu zeigen, und wir wurden

durch sie auf Schönheiten und wichtige soziale Arbeit in Holland aufmerksam, wie es sonst unmöglich gewesen wäre.

Die Müdigkeit wich nicht von meiner Frau.

Am 20. September kehrte sie nach Kiel zurück, wo Elisabeth sie empfing. Ich selbst hatte in Frankfurt (Main) an der Vorstandssitzung des Bundes Religiöser Sozialisten teilzunehmen, der damals in großer Arbeit stand. Mußten wir doch immer energischer gegen den aufsteigenden Nationalsozialismus kämpfen und uns über unseren Weg klar werden. Einen Tag konnte ich Christel in der Odenwaldschule besuchen, am 22. und 23. September mußte ich in Frankfurt sein und vom 24. bis 26. September in Hannover bei einer Tagung der Professoren der Akademien. Dann kehrte ich heim, und die Arbeit an der Akademie begann wieder.

Aber inzwischen hatten sich bei meiner Frau Depressionen seelischer Art eingestellt, die ich leider nicht so schwer nahm, wie sie waren. Hatte sie doch im Laufe ihres Lebens öfter solche Depressionszustände gehabt. So sagte ich ihr, wenn sie so schwer darunter [205] litt: Du hast dies nun so oft durchgekämpft und bist immer wieder darüber Herr geworden. Es wird auch diesmal unserer gemeinsamen Arbeit und unserer Liebe gelingen, dieses Leiden zu bannen.“ Dann sagte sie still und leise: „Diesmal nicht.“ Leider dachte niemand von uns daran, einen Arzt zuzuziehen.

Wir bekämpften die Depressionen, wie ich es immer gemacht hatte. Morgens saß ich an ihrem Bett und hielt ihre Hand, und wir rüsteten uns gemeinsam für den Tag. Dann war es gewöhnlich so weit gut, daß sie zuversichtlich ihre Arbeit tun konnte, bis ich aus der Akademie zurückkam. Immer wieder allerdings sprach sie vom Abschiednehmen. Einmal: „Ich habe doch alle Kämpfe und Schwierigkeiten unseres Lebens wirklich mit dir getragen?“ Worauf ich ihr sagte: „Du standest mir in unendlicher Tapferkeit und Treue immer zur Seite. Ich weiß gar nicht, was ich ohne dich angefangen hätte.“ Sie: „Aber was jetzt kommt, kann ich nicht mehr mit euch tragen!“ Es war, als ob sie die Zukunft ahnte. Ich suchte fröhlich darauf hinzuweisen, daß sie das so gut könne wie früher. Sie aber schüttelte den Kopf.

Am Abend des 9. Oktober sprach Professor Meusel in der sozialistischen Studentenschaft, und meine Söhne baten sehr, daß ich mitgehe. Der Vortrag gab ein erschreckend klares Bild von dem, was uns bevorstand. Ich war sehr niedergeschlagen und am anderen Morgen noch völlig in Anspruch genommen von dem inneren Kämpfen, mit dem man sich auf die kommende Not rüsten wollte, der man sich aber nicht gewachsen fühlte. So konnte ich meiner Frau an diesem Morgen die Kraft nicht geben, die sie nötig hatte. Entsetzt kam Elisabeth aus der Küche gerannt: „Mutter liegt ohnmächtig am Boden und hat offenbar schwere Schmerzen.“ – Sie hatte die zu Reinigungszwecken gekaufte Salzsäure getrunken. Der gerufene Arzt konnte nicht mehr helfen, nur lindern. Sie starb am Abend. Sie rief nur noch: „Mutter! Ich komme!“ Ein Wort von tiefer Bedeutung für uns!

Sooft ich an diesen Tag denke, ist das Grauen da, von dem man immer wieder meint, es könne nicht überwunden werden, und der Schmerz, von dem ihr ältester Junge mir zehn Jahre später schrieb: „Nun ist Mutter zehn Jahre tot, und der Schmerz ist so frisch und bitter wie damals. Überwinden kann man ihn nie!“ So standen ihre Kinder zu ihr. So schien mir das Leben unmöglich ohne sie – und das Unbegreifliche ist geschehen, daß ich sie um mehr als fünfundzwanzig Jahre überlebt habe und wieder arbeiten und wirken konnte. Es half mir Gottes Gnade, auf die mich Baumgarten mit seinem Wort bei der stillen Beerdigungsfeier wies. Dann waren die Kinder da, und ich lernte immer mehr für sie zu leben und nicht für mich; und ebenso lernte ich, mich immer tiefer dem hinzugeben, was wir nun für unser [206] in immer größere Gefahr sinkendes Volk zu tun hatten – und für seine Kirche, ja auch für seine immer größere Finsternis versinkende Kirche. Ihre führenden Menschen waren ja völlig blind in ihrem konservativen Gegensatz gegen Sozialismus und Kommunismus und förderten das Furchtbare.

Was jene Worte bedeuten: „Mutter, ich komme!“ wird klar aus dem verzweifelten Brief ihres ältesten Bruders: „Ist der alte Fluch des Cromeschen Erbteils noch nicht getilgt? Unsere Großmutter, meine Mutter, meine Tante Marie Fr., mein Onkel Hermann, mein Onkel Wilhelm, sie alle litten mehr oder weniger stark an Melancholie ... Wir müssen auch das tragen. Wahrheit über alles. Kein Vertuschen.“ –

Ihre Mutter hatte ja auch Selbstmord begangen. Sie hatte das miterlebt. – Nun hatte Elisabeth sie gefunden. Elisabeth zeichnete sie auch auf dem Totenbett, ein machtvolles, erschütterndes Bild.

Baumgartens Worte an ihrem Grabe waren: „Ich will schweigen und den Mund nicht auftun. Du hast es getan (Ps. 39, 10). – So wollen wir denn Ihn reden lassen, mittrauernde Freunde, und in Gedanken an die überaus geliebte Gattin, Mutter und Schwester den Psalm von der Liebe hören, wie er uns ausspricht das Tiefste von ihrem Leben, Sterben und Weiterleben: 1. Kor. 13 – 15, 1.

Ach, welch ein Sprung von dem Tage, da sie zurückblicken durfte auf fünfundzwanzig Jahre ehelichen Glücks, zu jenem dunklen Tage, da sie aus dem Leben schied! Damals durfte sie in den gelben Rosen ein Sinnbild erblicken für „der zarten Wahrhaftigkeit leuchtenden Schein“, der ihr ‚Kraft war durchs ganze Leben mein‘, da durfte sie weissagend reden von ihrem raschen Welken, aber voll Zuversicht beifügen: ‚Doch ihrer Wahrheit leuchtender Schein wird unvergänglich mit mir sein.‘ Und auch das andere Lied darf uns das kraftvolle Glück ihres reichen Lebens deuten: Fünfundzwanzig Jahre zusammen! Ach ja, das war ein reiches Leben, leuchtend durch Liebe, die nicht das Ihre sucht, das darum das dienende Wirken als etwas Gewaltiges erlebt, das für kleine, selbstsüchtige Sorgen keinen Raum hat, sondern ‚in immer engem Bundes Gewalt‘ mitwebt am Webstuhl unserer um Großes ringenden Zeit. Gedenken wir nur dessen, wie die Pfarrfrau von Rüsselsheim und Eisenach als treueste Gehilfin ihres Gatten in Hütten der Ärmsten tröstend und tragend trat, wie ihr Gerechtigkeits- und Wahrheitsdrang sie eingliederte in die kämpfende Schar der Genossen, oft freilich bis zur Verzweiflung in die Tiefe des Erbarmens zog. Wie viele, mit denen sie selbstlos gelitten und Schwerstes getragen, werden ihrer heute gedenken, voll Dank für die Gewalt ihrer Liebe.

[207] Die Liebe hörte auch nicht auf, da sie der Gewalt ihrer Liebe untertan, unter dem Zwang dunkler Gewalten, die schon über ihrer Geburt walteten, in der alles Hängen an dem Geliebten überbietenden Sorge, ihm zur Last zu fallen, das reiche Leben verließ. Ja, es waren dunkler Sorgen Gewalten, nicht Selbstsucht noch Leidensscheu, die sie nie gekannt, die sie hinwegtrieben aus dem tiefen Glück ihres Lebens. Und die sie so sehr beglückt hat, werden nicht aufhören, in dieser überaus schmerzlichen Trennung den letzten Ausklang ihrer selbstlosen Liebe zu erlauschen: Die Liebe höret nimmer auf.

Das gilt gewiß auch von ihrem Weiterleben. Können wir’s uns anders denken, als daß sie, die so stark mitlebte die Nöte und Kämpfe, die notgedrungenen Proteste und heißen Parolen des Vorkämpfers für Recht und Freiheit der Arbeiterschaft, nie aufhören wird, das neue, aufwachsende Geschlecht zu begleiten, wenn es auszieht frohen, aber auch schweren und gewaltigen Lebenskämpfen entgegen? Sie bleibt mitten unter euch, so ihr in selbstloser Liebe mittragt unseres Volkes Lasten und seine Kämpfe um eine bessere Zukunft mitkämpft. Spürt ihr nicht die Gewalt ihrer Liebe, von der wahrlich gilt: Stark wie der Tod ist die Liebe?

Wir legen nun ihren Leib in Gottes Erde und befehlen ihren Geist in Gottes Hände. Ewige Stille wie des Meeres weist unsere Gedanken in die Ferne aus dieses Tales Gründen. Wir folgen der tiefen Sehnsucht ihrer ewig suchenden Seele. Wir erraten nicht die Rätsel ihres Lebens. Wir halten uns aber an das Verheißungwort: Jetzt erkenne ich’s stückweise; dann aber werde ich’s erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Erkannt wußte sie sich als Gottes Kind in all ihrer Schwachheit und Ohnmacht, in ihres Herzens dunklem Drang, erkannt von dem ewigen Erbarmen, das uns zu sich zieht aus lauter Liebe. Diese Liebe höret nimmer auf. In

ihr bleibt Gattin, Mutter, Schwester uns ewig geboren. Amen. Laßt uns beten: Lieber himmlischer Vater! Wir danken Dir für das reiche Leben, das von Geburt an belastet mit dunkler Gewalten Zwang, doch auch gesegnet war wie wenige durch das Leuchten ewiger Sterne. Wir danken Dir für das seltene Glück ihres Elternhauses bei aller verzweifelter Not, für das seltene Glück einer nach höchsten Zielen ringenden Ehe, eines immer enger werdenden Bundes Gewalt. Wir danken Dir für ihre selbstlos die Brüder, die Ärmsten liebende Hingabe, für so manches nie zerreißende Band, das so geschlungen ward, und daß sie so erleben durfte des Lebens höchsten Sinn. Wir wollen immer mehr schweigen lernen über ihr rätselvolles Ende, weil Du es getan. Ach Herr, segne ihre nie aufhörende Liebe an denen, denen ihr Herz gehörte, Nächsten des Blutes, aber auch Nächsten der Volksgemeinschaft! Und laß uns wie sie [208] demütig stehen vor den Gewalten des Lebens, die uns ziehen zu Dir, Herr der Ewigkeit, Hort der Liebe, die nimmer aufhört. Amen.“

Ein Freund schrieb mir:

„Ich habe es von meinen Besuchen bei Ihnen her noch so lebhaft vor Augen, wie intensiv die Verstorbene mit Ihnen lebte und all Ihr Denken und Kämpfen teilte. Ich kann daher einigermaßen ermessen, was Sie verloren haben ...“

Ein anderer:

„Seitdem ich sie persönlich kennengelernt habe, gehört sie mir zu den verehrungswürdigsten Erscheinungen der Frauen.“

Ich selbst habe später noch folgendes Wort über unsere Ehe schreiben dürfen:

Es war eine große, gnadenvolle Fügung Gottes, daß mir in der Zeit, da ich die Not der Einsamkeit und der Verantwortung täglich stärker fühlte, eine Lebensgabe wurde, deren Segen für mein Leben gar nicht auszudenken ist.

Eine ganz große Liebe wurde mir geschenkt, die ebenso erwidert wurde. Es war eine Liebe, die den ganzen Menschen umfaßte, in die sich mit der großen, von da an das ganze Leben erfüllenden und mit Freude durchwirkenden Leidenschaft jenes Wissen von der Heiligkeit des anderen und dem eigenen Auftrag des anderen verband, durch das alle Leidenschaft erst ihre Segen wirkende Kraft und Dauer erhält.

Wir erlebten von Anfang an, wie diese Liebe ein jedes in sich selbst klarer und wahrhaftiger machte. Wir erlebten, wie einem jeden die Wahrhaftigkeit des anderen so wichtig war. So stärkten wir einander im Suchen des eigenen Weges und der inneren Unabhängigkeit vom Urteil der anderen und in der Frage der Existenz und gesellschaftlichen Stellung.

So erfuhren wir, wie die Schöpferkraft der sexuellen Liebe das ganze Leben und Wirken mit neuer Spannkraft füllt, wie sie für das ganze Dasein ein Quell der Frische werden kann.

Dazu aber erfuhren wir, wie in solcher Liebe, die von der Ehrfurcht vor dem inneren Auftrag des anderen durchglüht wird, die sexuelle Leidenschaft Werkzeug wird, Werkzeug einer höheren Aufgabe, ein ganzes Zusammenleben zu gestalten, und wie ihre Wildheit große, reine Glut wird, die der Aufgabe dient und deren verzehrende Macht durch die Aufgabe gebändigt wird.

Es scheint mir diese Erfahrung eine der wichtigsten meines Lebens. Menschen von starker Leidenschaft können diese nicht einfach selbst bändigen und zwingen, wie oft sind sie Spielball ihrer Leidenschaften. Wo aber dies wird, daß in der Leidenschaft, mit ihr selbst die [209] große, heilige Aufgabe aufsteigt, da beugt sich die Leidenschaft selbst ihrem Auftrag und wird Werkzeug. Es wird getan, was der Mensch nie selbst erzwingen könnte, daß die Leidenschaft dient, froh und selbstverständlich dient und sich eingrenzt, ohne ihre Kraft und Stärke aufzugeben, ja gerade ihre Kraft und Stärke ist ihre Eingrenzung, weil sie sich auf die Aufgabe richtet. Dies scheint mir ein starker Erfahrungsbeweis dafür, daß mit dem Ruf zur Aufgabe

der Schöpfer zu uns redet Nur er hat die Macht, die naturgegebenen Schöpfungsleidenschaften so zu gestalten und zu formen, wie es da geschieht.

Mein Sohn Gerhard
1949/50

So entstand zwischen uns eine Ehe, die eine glückhafte Arbeitsgemeinschaft war. Nichts, was ich in meinem Leben tat und leistete, ist ohne meine Frau geschehen. Ihr Urteil, ihr zartes Taktgefühl, ihre restlose Wahrhaftigkeit und stille Feinheit und Güte hat alles mitgetragen, mitgestaltet, mitbeurteilt. Vor allem aber in der Seelsorge meiner Gemeinden von Mensch zu Mensch und in der Fürsorge für Notleidende war sie mir Helferin und sehr oft Lehrerin.

Ihr gütiges, stilles, und doch so klar bestimmendes Wesen schuf ein Haus, das von einem Geiste der Klarheit und des Friedens durchleuchtet war. Ich bin immer wieder sehr dankbar, daß wir so vielen Menschen Licht und Kraft und Freude ins Leben bringen konnten, die durch unser Haus gingen und unser Glück mit uns teilten.

Vier Kinder traten in unser Haus ein. Nun wurde meine Frau mir Lehrmeisterin in der Erziehung. Und das wirkte wieder hinaus auf meine Arbeit draußen in der Gemeinde und später in der Erziehung von Lehrern. Wir haben oft zueinander gesagt: Machen wir es unseren Kindern nicht zu schwer im Leben? Aber wir konnten nicht anders. Wir mußten ihnen die Wahrhaftigkeit, dieses Ringen um die eigene Wesenhaftigkeit und von innen gestaltete Wirklichkeit, um die eigene Aufgabe und Berufung mitgeben und ihnen dies als das Wesentliche und Wichtige fürs Leben zu zeigen suchen. Bald standen sie mit uns in der Einsamkeit und im Kampfe und Ringen und werden ihr ganzes Leben darin stehen wie wir.

Aber auf diese Weise war es uns geschenkt, daß wir doch nie völlig einsam waren. Wir hatten aller eine Stätte, wo Wahrheit und Glück und Verstehen uns umgab und es eine Wirklichkeit war, was wir als das große Ziel der Menschen und der Menschheit suchten.

Es ist viel Leid über uns hingegangen. Die Gemeinschaft und die Kraft unseres Zusammengehörens hielt stand und ist geblieben über Tod und Grab hinaus und ist für die, die noch leben, ein wundersames Erbe, für das sie dankbar sind, wenn es auch um so schwerere Schmerzen sind, das alles hingeben zu müssen. Aber wie arm sind die [210] Menschen; die nichts haben, was sie nur mit solch unendlichen Schmerzen entbehren können. Wir hatten fünfundzwanzig Jahre lang eine restlos glückliche Ehe, und ich habe meine Frau vom ersten bis zum letzten Tage wie eine Heilige verehrt. Das war sie mir immer und blieb sie mir, und ich darf die Kraft, die da war und ist, immer wieder spüren.

So habe ich auch auf diesem Gebiete das Glück und den Schmerz, die Höhe und Tiefe dessen erfahren dürfen und müssen, was in diesem vergänglichen Leben des Menschen Sein und Aufgabe, Kraft und Licht, Leid und Ohnmacht ist.

Das Jahr 1932

Der Winter 1931/32 verging in der geregelten Arbeit der Pädagogischen Akademie, aber auch in der starken Anteilnahme am politischen Leben, das uns in immer stärkerem Sturm umbrauste. Immer stärker erhob sich die nationalsozialistische Bewegung, und immer deutlicher wurde es, wie unsicher die führenden politischen Kräfte ihr gegenüberstanden, aber auch wie die Massen des Bauern- und Bürgertums und schließlich auch weite Kreise der sogenannten „gebildeten“ Welt, innerlich zerbrochen und unklar, ihre Opfer wurden. Ich zog daraus die Folgerung, daß ich um so mehr arbeiten und das Meine tun müßte, der unsicher werdenden SPD zur Klarheit zu verhelfen und sie zu stärken. Viele Vorträge hielt ich. Unvergeßlich ist mir der Vortrag zum 9. Oktober in Flensburg. Man sollte ja zu diesem Jahrestag der Republik auch Goethes gedenken, dessen hundertster Todestag gewesen war.

Ich sprach über die beiden Dichtungen „Prometheus“ und „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, entwickelte an ihnen Goethes Lebenshaltung und seine Bedeutung für uns und zugleich das, was unser Staat als tiefstes Ziel und echte Zukunft in sich trage und zu verwirklichen habe. Sehr bewegend war in dem allem die Frage der Wiederwahl Hindenburgs. Während ich – trotz sehr schwerer innerer Not – bei der SPD blieb in dem Gefühl, daß an ihrer Festigung und ihrem Durchbruch zur Klarheit die Zukunft hinge, gingen meine drei ältesten Kinder zur Kommunistischen Partei und zur Freien Sozialistischen Jugend über, weil sie die Haltung der SPD unmöglich billigen oder verstehen konnten. Für unser Familienleben bedeutete das nichts Trennendes. Wir waren so tief zusammengehalten im Andenken an die Mutter, und ich konnte die Haltung meiner Kinder so völlig verstehen, weil ich selbst unglücklich über die Unsicherheit meiner Par-[211]tei war. Aber unsere Familie wurde nun ein Schauplatz leidenschaftlicher Aussprachen. Mein offener Abend, der ja im wesentlichen für die Studenten der Akademie gedacht war, wurde ebenfalls sehr oft davon ausgefüllt. Es konnte ja gar nicht anders sein in einer Zeit, in der wir wußten, daß es um die Existenz unseres Volkes ging, obwohl es viele nicht erkennen wollten. Bei uns war etwas von jenem Bunde dargestellt, den die KPD dauernd forderte und den zu verwirklichen der SPD der Mut fehlte.

Eine sehr bedeutende und tätige Sozialistin berichtete mir empört über einen Zusammenstoß mit meinem Sohn Klaus, der damals einundzwanzig Jahre alt war, in einer öffentlichen Versammlung. Sie habe ihn auf seinen Vater hingewiesen, dessen Haltung ihm doch zeigen müsse, daß er im Unrecht sei. Darauf habe er geantwortet, es müsse recht schlecht mit ihrer Sache stehen, wenn sie sich auf solche doch immer noch sehr stark im Bürgertum verankerte Leute berufen müsse. Sie war sehr verwundert, als ich ihr lachend sagte: „Was sollte er tun? Das war die Quittung für Ihren Fehler. Wie kann man einen jungen Mann mit der Autorität seines Vaters lähmen wollen!“ – Lachend bereinigten wir unter uns die Sache.

Am 20. Juli 1932 hatte ich auf einer Kundgebung im Freien in Eckernförde zu sprechen. Gleichzeitig sprach an einer anderen Stelle des Städtchens Prinz Eitelfritz für Hitler. Ich

wollte gerade meine Rede beginnen, da wurde mir ein Telegramm auf die Tribüne gereicht, das die gewaltsame Absetzung Brauns und Severings durch Papen mitteilte. Ich las es vor, innerlich leidenschaftlich um das rechte Wort ringend, das hier zu sagen sei. Da riefen sie aus der Masse: „Generalstreik!“ Auch mir schien das die einzige mögliche Antwort. Aber es war mir auch klar, daß man ihn nicht in Eckernförde beginnen konnte. So begann ich: „Das Wort Generalstreik ist sicher in unser aller Sinn. Entscheiden aber kann in einer so ernsten Lage nur die höchste Stelle der Partei. Es gilt heute mehr Disziplin als je und mehr Entschlossenheit. Warten wir in dieser Haltung ab, was uns gesagt werden wird.“ Dann sprach ich weiter über den schweren Ernst, der hier deutlich wurde.

Leider hatten ja der Parteivorstand, die Gewerkschaften und ebenso das Reichsbanner in diesem Augenblick und später nicht die „Entschlossenheit“, die wir in Eckernförde gehabt hätten.

In der nächsten Zusammenkunft des Republikanischen Bundes sandten wir ein Telegramm an Braun mit der Versicherung, daß wir in unbedingter Treue und Entschlossenheit zum verletzten Recht stünden. Wir erhielten die Antwort, daß man die Entscheidung des Reichsgerichts angerufen habe und diese abwarten müsse. Als ich das [212] verlas, ließen wir alle die Köpfe sinken und sagten: „Wir hatten anderes erwartet!“ Immer deutlicher wurde uns – und leider auch dem Gegner – die innere Haltlosigkeit der führenden Männer der SPD.

Auch das Leben der Akademie wurde mehr und mehr durch die Umbildung erschüttert, die der Minister Grimme unter dem Druck der Brüningschen Sparpolitik vornehmen mußte. Eine ganze Reihe von Professoren wurde in andere Stellungen versetzt, der Lehrkörper verkleinert, Professoren von anderen Akademien wurden zu uns versetzt, nicht immer zum Besten unserer Arbeit. – Da man wußte, daß ich mit Grimme befreundet war und auch mit ihm über diese Dinge verhandelte, entstand bei denen, die sich bei der Sache benachteiligt fühlten, eine Atmosphäre des Mißtrauens gegen mich, der ich nicht aussprechen durfte, wieviel Schwäche meiner Partei mir bei dem allem deutlich wurde.

Es kamen Semesterschluß und das Examen der dreihundert Studenten, dann begannen die Ferien.

Wieder war ich nach Holland eingeladen. Dort fand der internationale Kongreß der Settlements statt, zu dessen erster Tagung ich 1922 in London weilte und meine holländische Freundin Emilie Knappert kennengelernt hatte. Wieder lud sie mich ein, bei ihr zu wohnen, und meine Tochter Elisabeth konnte mich begleiten. Die Tagung fand allerdings in Amersfort, der Schule der Philosophie, statt, die, ähnlich eingerichtet wie Barchem, nur etwas vornehmer in allem, viele Menschen aufnehmen konnte. Hier wurde in der Aussprache der Vertreter der Bewegung ihre ganze Größe und weltweite Entwicklung deutlich, die besonders die angelsächsischen Länder und ihr Einflußgebiet umfaßte. Deutschland hatte ja immer noch nur die eine gleiche Arbeitsstätte in Siegmund-Schultzes Sozialer Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost. Doch wurden von Deutschland die Bewegungen miteingeladen, die ähnliche Ziele verfolgten, ohne sie in derselben Weise der Siedlung zu verwirklichen. So war auch ich als ein Vertreter der Volkshochschulen Deutschlands miteingeladen. Man gewann einen Einblick in die mächtige Arbeit, die sicher für die Arbeit zu Hause sehr fruchtbar wurde. Man sah aber auch das unendlich gewaltige Elend und die Verwahrlosung der Massen in ungezählten Ländern – gerade auch in den sogenannten Kulturländern. Wie klein und hilflos erschien da diese ganze Bewegung. Wir ahnten nur von ferne, welch ein deutliches Zeichen des Zusammenbruchs unserer Kultur wir nun erleben sollten.

Auch der Humor fehlte nicht: Einer der beiden Vertreter aus Finnland erkrankte. Er konnte nur Finnisch und Schwedisch, der andere Finne konnte Englisch. Es wurde ein holländischer Arzt zugezogen, [213] der nur Deutsch außer Holländisch konnte. So sagte der Finne seinem

Freunde auf finnisch, was ihm fehlte, er übersetzte es ins Englische, ich dem Arzt ins Deutsche und dann wieder zurück. Im Laufe einer Stunde hatten wir eine befriedigende Diagnose gestellt, die Heilmittel wurden besorgt, und die Gesundheit kam bald wieder.

Nach der Tagung konnten wir noch drei Wochen bei Emilie Knappert zubringen. Wir sahen Amsterdam und Umgegend. Elisabeth hatte viel Gelegenheit zum Zeichnen und Malen. Vor allem aber hatten wir die Möglichkeit, die gewaltige Ausstellung zu sehen, die man in Amsterdam veranstaltet hatte und zu der als Leihgaben viele Werke aus anderen Ländern gekommen waren. Sie gab ein wunderbares Bild der Entwicklung und des Schaffens Rembrandts. Sie wurde uns beiden – vor allem aber der Malerin Elisabeth – ein tief bewegendes Erlebnis. Für mich war Rembrandt immer einer der entscheidendsten geistigen Einflüsse. Nun wurde er es mir um so mehr, als sein Einfluß tief verbunden ist mit der Erinnerung an herrliche Stunden mit Elisabeth, die ich nun schon so lange entbehren muß.

Elisabeth war außerdem von ihrer kommunistischen Ortsgruppe beauftragt, an dem in Amsterdam stattfindenden Friedenskongreß teilzunehmen. Dieser galt als ein kommunistisches Unternehmen, obwohl er nicht nur von den kommunistischen Parteien einberufen war. Selbst eine Frau wie Emilie Knappert, die selbst in der bürgerlichen Friedensbewegung tätig war, wollte von ihm nichts wissen. Elisabeth aber besuchte alle Versammlungen und ich einige, und wir hatten große Eindrücke von der Klarheit und Kraft, mit der hier gegen den aufsteigenden Faschismus und Nationalsozialismus aufgerufen wurde als die Bewegungen, die uns rettungslos zum Krieg führen würden und müßten.

Ich erlebte eine großangelegte Rede von Cachin, die mir starken Eindruck machte und – unvergeßlich – die Rede eines jungen Italieners, der schilderte, was er unter Mussolini gelitten, wie er in gewaltigen Gefahren seine Flucht bewerkstelligt hatte und wie seine Freunde, denen es nicht gelungen war, zugrunde gingen. Ich saß da und rang mit dem Gedanken: „Werden deine Kinder solches auch durchmachen müssen?“ Noch schien es einem unmöglich, daß das in Deutschland geschehen könnte, und noch unmöglicher, daß man es ertragen würde.

Wir kehrten zurück, und der schwere Winter 1932/33 begann. Der Nationalsozialismus wühlte mit seiner wilden Agitation die Menschen zur bittersten Leidenschaft auf. Die Gegenparteien suchten in ihrer Weise die Abwehr zu ermöglichen. Die Sozialdemokratie hatte das Reichsbanner gebildet, das im äußersten Fall die bewaffnete Ab-[214]wehr in die Hand nehmen sollte. Ich war ein Gegner dieser Politik. Die SPD hatte ihre Mitglieder nicht so geschult, daß sie dazu innerlich bereit waren. Mir schien es richtiger, den passiven Widerstand vorzubereiten, der allerdings mehr innere Klarheit voraussetzte, als wieder unsere Massen haften. Da nun aber die Vereinigung mit der KPD abgelehnt und man diesen Weg gegangen war, schien es mir die einzige Möglichkeit einer wahrhaften Abwehr, wenn alle diesen Weg mitgingen, auch diejenigen, die ursprünglich einen anderen wünschten. Baumgarten und ich beschlossen, uns mit einzuzeichnen, als das „Eiserne Buch“ öffentlich ausgelegt wurde als Möglichkeit, sich zum Eintritt ins Reichsbanner und zum Protest gegen die Hitlerbewegung zu melden. Wir erlebten dabei zusammen die ungeheuerliche Blindheit der „Gebildeten“. Wir waren bei einem Professor mit anderen bekannten Wissenschaftlern zum Nachmittag eingeladen. Gegen fünf Uhr erhoben wir uns, entschuldigten unser Weggehen, da wir uns ins „Eiserne Buch“ eintragen wollten. Da klang uns aus dem Kreise die Frage entgegen: „Das ‚Eiserne Buch? Was ist denn das?“ – Als wir vor der Haustür standen, hob Baumgarten seine Hände gen Himmel und sagte: „Es gibt nichts Dümmeres als einen Professor! – Unser Volk kämpft um sein Leben, und diese Leute wissen nicht einmal, was das ‚Eiserne Buch‘ ist!“ – (Man hat auch heute noch manchmal den Eindruck, als ob sich bei vielen Professoren und Wissenschaftlern darin immer noch nichts geändert hat.)

Im Saale angekommen, wurden wir in die erste Reihe gebeten und als Erste aufgefordert, uns einzuzeichnen. Als wir vom Podium herabstiegen, sagte Baumgarten leise zu mir: „Vielleicht

haben wir unser Todesurteil unterschrieben!“ Wir wenigstens waren uns klar, was kommen würde, wenn Hitler siegte.

Zu Vorträgen in Winter und Kälte war Baumgarten zu alt. Ich war nun der einzige Kieler Professor, der noch für die SPD redete. Ich tat es durch den ganzen Winter. Zunächst wollte ich es ablehnen, daß die Partei mir jedesmal einen bewaffneten Reichsbannertrupp mitschickte. Ich hatte das Bewußtsein, daß ich eine Versammlung schon ohne Schutz bezwingen könne. Aber man sagte mir, daß man mich dann nicht mehr auffordern könne. Eine Partei dürfe in dieser Lage keinen Redner ungeschützt aussenden. So fügte ich mich. Es war ja nun auch wirklich lebensgefährlich geworden für einen Redner, der gegen Hitler sprach. Ich sehe deutlich das restlos verwüstete Gewerkschaftshaus in Eckernförde vor mir, wo ich im zerstörten Saal unter zerbrochenen Möbeln und Fensterscheiben eine Protestversammlung hielt. Persönlich wurde ich nie mißhandelt. Meine Art zu reden zwang die Menschen zum Denken, und es ist meine Erfahrung, daß man sie [215] von Gewalttätigkeiten abhält, sobald man sie zum Mitdenken zwingt. Das ist eine Gemeinschaftsbildung selbst im heißesten Kampfe. Schon einige Jahre früher hatte ich es bei einer Versammlung erlebt, der ich entgegenschleuderte, daß Gewalt übende Parteien das Volk vernichten müßten, daß die Masse sich erhob und auf mich zukam. In einem solchen Augenblick ist man gänzlich auf seinen Instinkt angewiesen. Ich machte einen Schritt vorwärts und rief ihnen das Wort noch einmal zu. Da hielt die Welle, und sie kehrten zu ihren Sitzen zurück. Auch in diesem Winter gelang es mir, die Versammlung zu bezwingen.

Die letzte Versammlung, die ich vor der Machtergreifung hielt, war eine des sozialistischen Lehrervereins. Ihr Thema war: „Volk als Aufgabe und Volk als Vorwand!“ Das Thema sagt wohl selbst, wie es gemeint war. Daß die Nationalsozialisten nicht meine Freunde waren, ist wohl zu verstehen. Wir mußten alles tun, um sie an der Machtergreifung zu hindern.

Auch in der Akademie wurde der kommende Umsturz deutlich. Unser Direktor war ein Freund des demokratischen Ministers Becker. Ihm hielt er nach seinem Tode eine Gedächtnisrede, in der er dessen Grundgedanken einer echten, Menschen zur Selbständigkeit und Freiheit bildenden Erziehung vortrefflich darlegte. Aber nun befand sich unter den neuen Professoren Graf Dürkheim-Monmartin. Bald war er der beherrschende Mann der Akademie. Die Masse der Studenten begeisterte sich für ihn. Der Direktor und eine ganze Gruppe von Professoren waren sein williges Gefolge, und nur eine kleinere Gruppe, deren Führer wohl ich war, klar auf den Prinzipien und Gedanken bleibend, die bis jetzt die Grundlagen unserer Arbeitsgemeinschaft waren, widerstand ihm. Das alles entwickelte sich nicht offen. Graf Dürkheim war absolut kein Hitlermann! Er war es aber nach der Machtergreifung sehr deutlich und energisch. In einer Stimmung von Unklarheit und Unbehaglichkeit für uns alle formte sich die Arbeit in einen anderen Geist hinein, ohne daß man fassen konnte, wie. Begeisterung auf der einen, Furcht auf der anderen Seite festigten die Stellung des Grafen und seiner Freunde. Wir anderen suchten fest und klar unseren Weg zu gehen. So näherten wir uns der Entscheidung.

Zu Anfang des Winters bat mich unser Direktor zu sich und sagte: „Bitte reden Sie doch in diesem Winter nicht für die SPD. Dann können wir Sie vielleicht retten!“ Ich sagte ihm: „Herr Direktor, seit mehr als zehn Jahren rede ich für diese Partei, denn sie hat uns nach 1918 aus dem Chaos gerettet. Ich kann sie heute in ihrer größten Not und Aufgabe nicht im Stiche lassen. Es mag dann kommen, was will.“

[216] Herzklopfen hatte ich manchmal vor diesem Kommenden – vor allem in der Frage, was aus meinen Kindern werden solle, die alle noch in der Ausbildung standen. Aber ich wußte, daß zunächst die Pflicht käme, unseres Volkes Existenz zu retten – auch um der Meinen willen! [219]

VIII. UNTER DER HERRSCHAFT DES NATIONALSOZIALISMUS

Die Katastrophe

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler Reichskanzler. Fanatischer Jubel erfüllte Deutschland. Tief niedergeschlagen lebten und arbeiteten diejenigen, die das Verhängnis kommen sahen und denen nun nur noch unter größter Gefahr möglich war, etwas für die kommende Reichstagswahl im März zu tun und zu sagen. Immerhin, wir taten und redeten, was wir konnten. Wir trugen unsere drei Pfeile, das Zeichen der Eisernen Front, bis zum Wahltag. Manchmal kam einer, der das Hakenkreuz trug, auf mich zu, als wolle er sie mir abreißen. Aber jedesmal wichen sie doch meinem ruhigen Blick im letzten Augenblick aus. Hitler redete in Kiel. Ich fuhr von der Akademie durch die von begeisterten Menschen wimmelnde Stadt nach Hause. Mir gegenüber saß ein schwerhöriger Mann, so daß ich sehr laut reden mußte, um seine Fragen zu beantworten. Schließlich fragte er: „Fahren Sie auch zu Hitler?“ Ich: „Nein!“ Er: „Warum nicht?“ Ich: „Wenn ein Mann deutschen Menschen sagt, daß sie andere Deutsche totschlagen sollen, will ich lieber nicht dabeisein!“ „So, denken Sie?“ war die erschrockene Antwort. Als ich ausstieg, drückte mir auf der Plattform ein Herr die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen. Sie haben mir in dieser schweren Zeit einen frohen Augenblick gemacht!“

Mittwochs hatten wir unseren Abend im „Republikanischen Klub“. An einem Dienstag kam ein Polizeioffizier zu mir und sagte: „Wenn Sie morgen den Abend abhalten, werden Sie von der SS überfallen. Wir können das nicht verhindern. So will ich Sie wenigstens warnen. Ich eilte zu Baumgarten. Wir beschlossen, es nicht auf eine sinnlose Sache ankommen zu lassen, machten es schnell möglich, noch alle Mitglieder zu benachrichtigen, und so ging der Klub sang- und klanglos zu Ende, ausweichend der Gewalt, wie so viele Vertreter der Republik, hier aber mit Recht, denn er hatte ja durch diese Sitzung keine Sache zu verteidigen. Die Sache war verloren, und ein Opfer hier hätte nur Unheil angerichtet ohne jeden Nutzen.

In der Woche vor der Wahl wurde ein junger Reichsbannermann aus Kiel von SS-Leuten ermordet. Ich wurde um die Rede bei der Beerdigung gebeten. Als wir im Trauerzug durch Kiel zogen, sah ich lauter erhobene Fäuste und mußte dabei denken: „Das kann man doch nicht einfach niederbrechen!“ Man hätte es nicht niedergebrochen, wenn die Führung von SPD und Reichsbanner entschlossen gewesen wäre. Man hatte die ganzen Hoffnungen der Masse auf etwaigen bewaffneten Widerstand gelenkt, und indem man nun versagte, gab [220] man ihnen einen Schlag vor den Kopf, den sie heute noch nicht überwunden haben.

Ich sprach im überfüllten Saal und dann am Grabe. Da erschien neben mir ein wohlbekannter junger Freund meiner Kinder, der sich wie sie bereits verborgen halten mußte, und sprach für die KPD. Es war mein späterer Schwiegersohn Gustav Kittowski. Kaum hatte er gesprochen, schien er von der Menge wie verschluckt. Einsam mußte ich wieder nach Hause gehen.

Inzwischen war der Reichstagsbrand gewesen. Ich ging am Morgen in die Akademie. Da sah ich an der Litfaßsäule eine Menge Menschen aufgeregt lesen. Ich ging hin und las die Nachricht. Natürlich KPD-Leute hätten es getan. In mir sprach es: „Welch eine Verlogenheit und Gemeinheit! Und sie kommen damit durch!!“ Und sie kamen durch! –

Nun wurde die KPD verboten, Thälmann verhaftet, und meine Kinder gingen in die Illegalität. Gerhard war schon früher nach Berlin gezogen, wo er sich zum juristischen Examen gemeldet hatte. Die anderen flohen.

Da sie alle sehr begabt waren und die beiden Söhne gute Redner, wurden sie von der KPD in der politischen Agitation sehr stark eingesetzt und waren weithin bekannte, geliebte und gehaßte, Persönlichkeiten geworden. Ich erinnere mich, als ich einmal einen großen Demonstrationszug der KPD vom Fenster her vorbeiziehen sah, wie der Parteisekretär, dem sie zur

Rechten und Linken gingen, stolz zu mir heraufwinkte und dann seine Arme um ihre Schultern legte. Es war mir ein Sinnbild der Hingabe der drei an ihre gewaltige Zielsetzung. Wie liebten und bewunderten sie Thälmann, zu dessen Versammlungen sie immer gingen, wenn er in der Nähe sprach! Wie glühten sie im Bewußtsein, daß durch die große Katastrophe hindurch eine machtvolle Zukunft für die Sache des Kommunismus aufsteige! Dabei täuschten sie sich nicht über die Schwere der nun bevorstehenden Zeit.

Klaus hatte schon einiges erfahren. Die nationalsozialistischen Studenten hatten vom Rektor der Universität die große Halle der Universität zu einer Wahlversammlung gefordert, die er ihnen verweigern mußte, da sie statutengemäß nicht für politische Versammlungen gegeben werden durfte. Da umlagerten sie einige Tage lang die Universität. Mein Sohn Klaus kam mit seinen Büchern, um ins Kolleg zu gehen. Da schrien sie: „Werft ihn in die Förde". (Die Universität liegt an der Förde.) Er rannte davon und konnte in ein Haus von Bekannten flüchten, in dem sich gerade Elisabeth befand. Diese erzählte mir alles, er nie. Am anderen Tag kam er wieder mit seinen [221] Büchern, ging durch den Ring, und man ließ ihn durch. Das hatte doch Achtung geschafft.

Nachdem Hitler Reichskanzler geworden war, sah ich jedesmal, wenn ich unser Haus verließ oder nach Hause kam, drei junge Leute vor der Tür stehen. Ich fragte meine Kinder, was das bedeute. Sie wußten es zunächst nicht. Dann aber kam Gerhard und sagte: „Klaus und Elisabeth müssen sofort in ein Versteck. Klaus ist von den Nazi-Studenten in Lynchjustiz zum Tode verurteilt, und die drei Leute sind bestimmt, das Urteil auszuführen." Er ging nach Berlin, zunächst zum immer tapferen und hilfsbereiten Freund Rackwitz. Gerhard, der in den Ferien zu Hause gewesen war, ging zu einer jungen Familie, die wir als zuverlässige Sozialisten zu kennen glaubten. Nach kurzer Zeit kam er und sagte: „Ich fühle deutlich, wie voller Angst die Leute sind. Ich muß weg!" So ging er auch nach Berlin. Elisabeth wurde in Kiel von Frauen verborgen gehalten. Sie hatte ja in der Frauengruppe gearbeitet, und man hielt ihr in rührender Weise die Treue. Wir konnten uns manchmal bei anderen Freunden in den Abendstunden treffen. Wir hatten eine junge Haushalthilfe, die mich versorgte. Sonst war ich allein in der Wohnung.

Kaum waren die Kinder weg, da erschien Polizei zur Haussuchung. Sie fanden keine Waffen. Es war zwischen mir und meinen Kindern selbstverständlich, daß wir nur mit geistigen Waffen fochten und es in unserem Hause materielle Waffen nicht gab. Sie fanden aber sehr viele Bücher, die sie auf einen gewaltigen Haufen in mein Zimmer warfen und mitnehmen wollten. Alles, was von Karl Marx, Friedrich Engels, Lenin und Stalin zu haben war, hatten wir, dazu sehr viel andere Literatur politischer und volkswirtschaftlicher Art. Es war starker Regen, und ich sah den Haufen guter Bücher. „Wollen Sie die alle auf diesen offenen Lastwagen werfen?" „Natürlich", sagten sie. Da gab ich ihnen einen guten Schließkorb dazu, um die Bücher zu schonen. Weder ihn noch sie sah ich wieder. – Aber welche Illusionen hatte man immer noch!!

Als sie die Türe zu Klaus' Zimmer öffneten, stand der Vervielfältigungsapparat da, mit dem sie in der Eile der Abreise noch ein Flugblatt vervielfältigt hatten und den der Freund, der ihn abholen sollte, nicht mehr abzuholen wagte. Als sie weg waren, ging ich durch die Wohnung und fand in einer Ecke ein Blatt aus den Akten der Freien Sozialistischen Jugend. Ich ging zum Ofen des Zimmers, um es zu verbrennen; ich fand ihn schon vollgestopft mit diesen Akten. Sie hatten sie verbrennen wollen, hatten aber in der großen Eile der Fluchtvorbereitungen nicht daran gedacht, daß festgestopftes Papier nicht brennt.

[222] Noch einige Stunden saß ich vor dem Ofen und steckte ein Blatt nach dem anderen ins Feuer, bis alles vernichtet war.

Es kam der Tag der Wahl. Er gab Hitler nicht die Mehrheit. Aber er gab ihm so viele Stimmen, daß er, nach dem illegalen Verbot der KPD, mit den Konservativen die absolute Mehr-

heit hatte. Das hätte ihm allerdings nie die Macht gegeben, die er begehrte, wenn nicht die SS und SA zu jeder Gewalttat entschlossen gewesen wären. So setzte denn sofort mit dem Wahltag der scheußliche Terror ein. In Kiel wurden sämtliche Führer der Linksparteien, soweit sie zu finden waren, überfallen, schwer mißhandelt, einige getötet, andere für lange Zeit krankgeschlagen und ins KZ gebracht. Von allen Seiten kamen die Nachrichten über ähnliche Vorgänge, und Blut floß in allen Städten und Dörfern Deutschlands. Hunderttausende sind wohl im ersten Monat nach der Wahl zu Tode gemartert worden, ohne daß das bürgerliche Deutschland und seine führenden Kirchenmänner es „merkten". Am Sonntag nach der Wahl wurde in allen Kirchen Kiels ein von den lutherischen Bischöfen von Schleswig und Holstein angeordnetes Gebet gesprochen, in dem man Gott für die nationale Erhebung dankte, die er dem deutschen Volke geschenkt habe. Die beiden Bischöfe waren sehr bald durch deutschchristliche Pfarrer ersetzt. Aber getan hatten sie, was sie konnten. Nach diesem Gottesdienst kamen die Professoren der Theologischen Fakultät Kiel gemeinsam zu mir und sagten, sie hätten keine ruhige Stunde, wenn ich in meiner Wohnung bliebe. Man würde wohl auch mich überfallen, und man wisse nicht, was dann passiere. Sie hatten schon ausgemacht, daß ich bei Bülk wohnen sollte, solange ich noch in Kiel sei. Das geschah, und das hat mir vielleicht das Leben gerettet.

Schon einige Tage vorher war ein junger Freund meiner Kinder zu mir gekommen und hatte mir gesagt, er habe ein Gespräch von Nazi-Studenten belauscht, in dem sie sagten, an diesem Abend würden sie mich aufsuchen. Ich rüstete mich innerlich und hoffte, daß ich ihnen in aller Ruhe die Tür öffnen und sie begrüßen könne. Aber sie kamen nicht. Unsere Hilfe aber schickte ich von da ab immer vorm Dunkelwerden zu ihrer Mutter, damit ihr nichts bei uns passiere.

Um sich selbst hat man in solcher Zeit keine Angst. Dazu ließ es erstens das furchtbare Ekelgefühl vor dem, was an Gemeinheit geschah, und vor denen, die charakterlos in diesem Augenblick umfielen, nicht kommen. Unser Direktor der Akademie, der einige Monate vorher vor dreihundert Studenten die sehr feine Gedenkrede auf den liberalen Minister Becker gehalten hatte, hängte am Tage nach der Wahl – oder vielleicht schon am Wahltage – die Hakenkreuzfahne aus seinem Fenster. So war es weithin.

[223] Ich erlebte den Abend der Wahl bei einem jungen Volkswirtschaftler, einem Dozenten an der Universität, einem sehr bedeutenden, feinen Juden, der eine christliche Frau hatte. Zwei andere junge Dozenten waren da, und wir wußten, daß wir alle Schwerem entgegengingen. Der jüdische Dozent wurde am anderen Tag in seinem Arbeitszimmer in der Universität überfallen, mißhandelt, aus der Universität hinausgeworfen mit der Erklärung, daß er sich nie wieder sehen lassen dürfe. Das durften Studenten tun, ohne daß irgendeiner der Professoren oder gar der Rektor einschreiten konnten. Er und der eine der jungen Freunde mußten in der nächsten Zeit nach England flüchten. Der dritte konnte bleiben und sich durchschlagen.

Neben dem Ekel vor aller Gemeinheit, die man erlebte, war es die Angst um die geflüchteten Kinder, die wuchs und wuchs, je mehr Erzählungen von furchtbaren Mißhandlungen und Ermordungen an einen herankamen.

In einer Nacht wachte ich wie aus wüstem Traume auf und sah vor meinem Bett auf dem Boden die blutüberströmten Körper von Klaus und Elisabeth liegen. Schreiend sprang ich aus dem Bett zur Tür. Angeklammert an den Türpfosten, hörte ich eine Stimme, die fragte: „Was willst du? Sollen sie ihre Überzeugung verleugnen?" Ich konnte antworten: „Sie sollen den Weg ihres Gewissens gehen! Das andere ist in Deiner Hand!" Ich konnte wieder zu Bett gehen und das Kommende auf mich nehmen. Man wird aber verstehen, daß eine Angst um einen selbst neben *solcher* Angst keinen Platz hat.

Entlassung und Verhaftung

Ich mußte in Kiel bleiben, obwohl die Ferien begonnen hatten, denn die Examina standen bevor. Der Gedanke, daß ich mich wegen der etwa drohenden Lebensgefahr einer Pflicht entziehen könnte, kam mir gar nicht in den Sinn. Allerdings wunderte ich mich Tag für Tag, daß die Entlassung aus dem Amte, die ich sicher erwartete, nicht kam. Zwar hatte mir am Tage vor der Wahl noch der Führer der nationalsozialistischen Studentengruppe, der mich hoch schätzte und in meinem Seminar gewesen war, gesagt: „Sie brauchen keine Angst zu haben. Unsere ganze Gruppe tritt für Sie ein, falls man Ihnen etwas antun will." Ich sagte ihm lächelnd: „Da kenne ich Ihre Partei besser als Sie. Ich werde entlassen, und Sie werden nichts für mich tun können!" Aber nun kam nichts. Schließlich dachte ich: Man will mich lassen, bis die Studenten, die bei mir gehört haben, bei mir Examen gemacht haben.

[224] In einer der vorbereitenden Sitzungen des Lehrkörpers verlas der Direktor ein Schreiben des neugebildeten Ministeriums für Volksbildung, das einen Bericht der Akademie einforderte, wie sie von nun an die nationalen Belange in der Erziehung zur Wirksamkeit zu bringen gedenke. Es war wohl klar, was mit den nationalen Belangen gemeint war. Ich aber sagte ganz naiv: „Das können wir doch leicht beantworten. Ich meine, wir sollten den Herrn Direktor bitten, die Grundgedanken seiner wundervollen Rede auf Becker zusammenzufassen. Das wäre eine sehr gute Antwort!" Er machte ein Gesicht, als hätte er Essig getrunken, und beim Hinausgehen sagte mir ein Kollege leise: „Ich habe noch nie gemerkt, daß Sie so boshaft sein können!" Ich aber wollte dem Manne eine Warnung geben, daß er nicht gar so leicht umfalle.

Wir waren im zweiten Tage des Examens. Ich hatte gerade eine Gruppe von Studenten geprüft und befand mich mit unserem Direktor allein im Saale. Er hatte allen ein Zeichen gegeben hinauszugehen. „Es ist soeben ein Telefonanruf von Berlin gekommen, daß Sie sofort die Akademie zu verlassen haben." Ich antwortete: „Herr Direktor, so hat man bis jetzt Leute behandelt, die gestohlen haben, aber niemanden um seiner politischen Überzeugung willen!" Er: „Sie wissen, ich bin nur ausführende Hand. Das Ministerium fordert es!" „Das weiß ich", sagte ich, „wie muß man ein Volk bedauern, das so regiert wird", nahm meine Sachen, ging auf mein Zimmer, packte alles zusammen und verließ die Akademie. Ich mußte durch den langen Korridor gehen, wo mit erschrockenen Gesichtern die Kollegen und Studenten Spalier bildeten.

Der Vorsitzende der sozialistischen Studentenschaft besuchte mich anderntags und nahm im Namen dieser Studenten Abschied von mir. „Niemand von uns wird vergessen können, wie ruhig und sicher Sie durch unsere Reihen hindurchgingen", sagte er mir. Ich konnte sagen: „Wenn man seiner Sache sicher ist, kann eine solche Behandlung nicht sehr erschütternd wirken!" Von den neunzehn Professoren der Akademie haben sich zwei noch persönlich von mir verabschiedet, darunter eine Frau.

Etwas später, als ich wieder einmal in Kiel war, ging ich zum Direktor und legte ihm die Frage vor, was der Verband der Hochschuldozenten für uns nun Entlassene täte. Beim Umbau der Akademien unter Grimme waren nämlich einige auf Stellen zurückversetzt worden, die der Stellung eines Professors nicht entsprachen und die auch finanziell niedriger besoldet waren. Da hatte der Verband in ihrem Namen auf Verletzung der wohlerworbenen Rechte geklagt, und wir linksstehenden Professoren leisteten selbstverständlich aus [225] kollegialer Gesinnung unsere Beiträge zu den Prozeßkosten. Nun rückte er, der zugleich Vorsitzender des Verbandes war, etwas unruhig auf seinem Stuhle hin und her und fragte: „Haben Sie denn meinen Brief nicht bekommen?" „Nein", sagte ich. „Wir haben Sie ausgeschlossen", war die scheue Antwort. Ohne ein weiteres Wort erhob ich mich, verabschiedete mich und ging. – Etwa ein Jahr später starb dieser Mann am Herzschlag, während er die Arbeit der nun angeordneten Auflösung der Akademie leitete.

Mein Sohn Klaus
1933

Beinahe mehr als mein eigenes Schicksal beunruhigte mich das von vier Studenten, die angeklagt waren, daß sie Kommunisten seien. Man fand nichts Sicheres. Aber die Behauptung genügte, sie zu relegieren und vom Examen auszuschließen. Einer von ihnen besuchte mich ein Jahr später und erzählte mir, daß sie sich alle „gleichgeschaltet“ und ihr Examen an einer anderen Akademie mit „sehr gut“ bestanden hätten. Unser Direktor habe sogar einen Rüffel erhalten, daß er so tüchtige Leute relegiert habe. Erstaunt fragte ich ihn, ob sie denn nun alle ihre Überzeugung geändert hätten. Lachend sagte er: „Wir sind alle dieselben geblieben und glauben, so am besten der Sache entgegenwirken zu können!“ – Was sollte man raten? Was sollten sie tun?

Ich hatte selbst einige jüngere Freunde zu „retten“ versucht. Sie waren Mitglieder der SPD gewesen. Ich sprach mit ihnen und meldete sie dann bei unserem Büro ab mit der Bitte, ihre Namen verschwinden zu lassen. „Leute, die Mitglieder sind, ohne öffentlich hervorgetreten zu sein, müssen wir möglichst im Amte halten“, sagte ich. „Die öffentlich bekannt sind, müssen natürlich standhalten!“ So war auch die Meinung des Parteivorstandes. Natürlich mußte man diesen jüngeren Leuten – wie vielen anderen – den Rat geben, sich so sehr anzupassen, wie das Gewissen erlaubte. Es schien mir, daß es auch unrecht sei, den Nazis alle Berufe einfach zu überlassen. Aber dann kamen die bitteren Erfahrungen, wie unerbittlich sie Schritt um Schritt weiterdrängten, so daß die Anpassung immer mehr zu einem Zerstören des Charakters werden mußte. Welch eine Macht, Menschen zu zerbrechen und damit gefügig zu machen, war schon der Zwang, mit „Heil Hitler“ zu grüßen, der jedem Beamten auferlegt wurde. Das allein wäre für eine Kirche, die ihre Verantwortung gesehen hätte, Anlaß genug gewesen zu schärfstem Protest von allen Kanzeln. Aber selbst die ungezählten Morde und die Konzentrationslager forderten ihn nicht heraus. Das alles traf ja nur die „bösen Menschen“ der „gottlosen Linken“, die das herausgefordert hatten.

Nachdem ich aus dem Amte entlassen war, konnte ich Kiel verlassen und ging zunächst nach Berlin zu meiner Schwester. Vorher hatte ich noch eine Aussprache mit Elisabeth im Hause

der befreunde-[226]ten Familie, bei der wir uns heimlich trafen. Ich wünschte sehr, daß sie mit mir nach Berlin und später mit mir nach England ginge, wohin ich eine Einladung zu einem Semester in Woodbrooke (dem Quäker-College) erhalten hatte. Ein Jahr lang hielt man dort ein Zimmer und eine Dotation für mich frei. Elisabeth wollte nicht. Ich aber war sehr unglücklich, da ich in der furchtbaren Angst lebte, ihr werde hier in Kiel einmal ein schweres Schicksal bereitet werden. Sie hielt es für ihre Pflicht zu bleiben: „Ich habe mit den Frauen gearbeitet. Sollen sie nun sagen, Elisabeth hat Geld und Verbindungen. Sie kann sich in Sicherheit bringen. Wir aber müssen bleiben?“ Als sie meine schwere innere Angst sah, sagte sie endlich: „Wenn es dir so schwer wird, dann muß ich ja wohl mit dir gehen. Aber ich werde es mir nie verzeihen können.“ Da sagte ich: „Dann bleibe! Etwas, das du dir nie verzeihen kannst, darfst und sollst du mir zuliebe nicht tun. Dann müssen wir tragen, was daraus folgt.“ Allerdings vereinbarten wir, daß sie zu der Zeit nach England kommen werde, in der ich reisen sollte. Das war ja dann als ein vorübergehender Aufenthalt gedacht.

Meine Schwester und ihr Mann waren konservativ, die Kinder, bis auf die älteste Tochter, für Hitler begeistert. Aber die Eltern ließen sich nie hindern, uns in verwandtschaftlicher, echter Freundschaft aufzunehmen und zu beraten. In einem der letzten Gespräche, das ich später mit meiner Schwester führte, sagte sie mir: „Wenn ich meine Kinder höre, muß ich immer denken, Hitler hat recht. Wenn ich aber in meiner Bibel lese, ist alles wieder ganz anders.“ So sagte ich ihr: „Halte dich an deine Bibel!“ Immer blieben wir in echtem Verstehen, dadurch auch mit meinem Schwager, obwohl er als konservativer, bedeutender Geschäftsmann sehr stark zu Hitler gezogen war, wenigstens zunächst.

In Berlin suchte ich vor allem das Volksbildungsministerium auf und ließ mich bei dem neuen Ministerialdirektor melden, der nun die Pädagogischen Akademien unter sich hatte. Es war schon ein eigentümliches Gefühl, nun als Mißliebiger zu erscheinen, wo ich vorher freundschaftlich vom Minister begrüßt worden war. Aber solche Schicksale muß der Mensch durchhalten können. Ich mußte natürlich lange warten. Dann wurde ich gerufen. „Ich komme“, sagte ich, „um zu fragen, warum ich in dieser plötzlichen Weise entlassen worden bin.“ „Sie waren Mitglied der SPD, haben für diese gearbeitet. So ist das die Konsequenz.“ Ich: „Aber die Entlassung ist in einer Form geschehen, die darauf schließen läßt, daß die Regierung ehrenrührige Beschuldigungen gegen mich hat. Ich möchte deshalb darüber Auskunft haben, ob solche gegen mich vorliegen?“ – Er: „Was ich Ihnen sagte, ist der einzige Grund, und der genügt.“ Ich erhob mich, um zu [227] gehen, indem ich sagte: „So weiß ich ja Bescheid. Wenn dies der Grund ist, so habe ich nichts abzustreiten. Das ist richtig.“ Da sagte er: „Aber Sie waren doch *religiöser* Sozialist.“ Ich überrascht: „Das ist eine weitbekannte Tatsache.“ Er: „Und ein national denkender Mann sind Sie auch?“ Ich, schon gereizt: „Ich denke, sogar sehr!“ Er: „Dann gehören Sie doch zu uns!“ Ich: „Herr Ministerialdirektor, Sie könnten doch keine Achtung vor mir haben, wenn ich jetzt zu Ihnen käme!“ Er: „Nun, seiner Überzeugung kann man immer Ausdruck geben. Überlegen Sie sich doch einmal, ob Sie nicht erkennen können, daß wir im Rechte sind.“ Nun war meine Geduld zu Ende: „Herr Ministerialdirektor: Ich habe mein ganzes Leben lang sehr offen geredet, geschrieben und gehandelt. Die Regierung kann also ganz genau wissen, was für ein Mann ich bin. Aber es vereinbart sich nicht mit der Würde einer Regierung, einem alten Manne solche Anerbieten zu machen.“ Während er mir erstaunt nachsah, verließ ich das Zimmer.

In den nächsten Tagen mußte ich nach Frankfurt (Main) reisen. Dort fand eine Sitzung des Arbeitsausschusses der „Gesellschaft der Freunde“ (Quäker) statt, der ich als Vertreter der „Freunde der Freunde“ seit 1922 angehörte. Es war eine Zusammenkunft tief erschütterter Menschen. Alle wußten wir uns in tiefem Gegensatz zu dem, was nun hier zur Herrschaft gekommen war. Nur ganz wenige Freunde waren innerlich für Hitler zu gewinnen, wie sich später zeigte. Wir waren voller Sorge schon um unsere Freunde jüdischer Abstammung und

um die, die sich zum Sozialismus bekannten. Zwei der Anwesenden waren schon zur Auswanderung entschlossen. Ich bat nun um Aufnahme in den Kreis der Mitglieder, was auch geschah. Bis dahin hatte ich darum nicht gebeten, weil ich der „Gesellschaft der Freunde“ nicht zumuten wollte, einen Mann zu tragen, der so stark im öffentlichen Leben und in kirchlichen Auseinandersetzungen eine eigene Note hatte. „Nun“, sagte ich, „ist mein öffentliches Wirken beendet, und ich bin froh, eine Heimat in diesem Kreis zu haben.“ Wir hatten noch die Vorbereitungen für die im August kommende Jahresversammlung zu besprechen. Dann fuhr ich nach Eisenach, wo ich auf der Durchreise die alten Freunde besuchen wollte und im Pfarrhaus meines Nachfolgers, Dr. Erich Hertzschs, einkehrte. Die Einkehr dort war ja immer eine Freude, weil Hertzschs es verstanden hatten, mit meinen alten Freunden die Verbindung zu erhalten. Er hatte seine starke Eigenart in Predigt und Wirksamkeit und konnte doch das erhalten, was ich geschaffen hatte an Vertrauen und Liebe. Als ich nach dem Tode meiner Frau zum ersten Male bei ihnen einkehrte, sagte mir Frau Hertzsch: „Frau Pfarrer Fuchs ist hier die [228] höchste Autorität. Wenn eine unserer Frauen sagt: ‚Frau Pfarrer Fuchs hat gesagt‘, dann muß man schweigen, dann ist alles entschieden!“

In Eisenach besuchte ich verschiedene alte Freunde, und beim Gang durch die Straßen begegnete mir Frau v. B., eine aus dem alten Freundeskreis meiner offenen Abende. Sie trug das Hakenkreuz. Ich fragte sie: „Sind auch Sie der Bewegung beigetreten?“ „Aber gewiß“, sagte sie, „wollen doch diese Leute nur, was Sie uns immer in Ihren Predigten gesagt haben.“ Ich konnte nicht anders, als ihr deutlich zu machen, wie groß die Kluft sei. Im Laufe der Auseinandersetzung kam ich auch auf die Schreckenstaten zu sprechen, die getan worden waren und wurden. Vor allem erzählte ich von der Mißhandlung, die mein Freund Sollmann in Köln erfahren hatte, von der man mir in Frankfurt berichtet hatte. Sie fragte darauf sofort einen der maßgebenden Parteigenossen der Stadt, ob das alles stimme, was ich erzählt hatte. Er erhob Anzeige. Als ich nach Berlin kam, war in unserem Freundeskreis schon bekannt, daß ich gesucht würde. Meine Verwandten wollten nicht glauben, daß das wahr sei. Aber nach einigen Tagen fuhr das Auto mit Polizei vor und nahm mich mit. Ich ergriff mein Neues Testament. Wir fuhren los in das Polizeipräsidium.

Gefängnisse

Nun saß ich in der Zelle – vor mir die festverschlossene, gesicherte Tür mit dem kleinen Guckloch, hinter mir das vergitterte Fenster, neben mir das Bett mit dem schmutzigen Strohsack, der Schemel, der Tisch, das große Gefäß für menschliche Bedürfnisse. Ich saß und saß auf meinem Schemel und konnte mich nicht aufraffen, nur durch die Zelle zu gehen. Wie eine Lähmung wirkte das Gefühl der Hilflosigkeit in diesem Eingeschlossensein und Abgeschlossensein. Hier liegt die eigentliche, unheimliche Macht des Gefängnisses, die man einmal erlebt haben muß, um zu wissen, was wir denen antun, die unter uns entgleist sind.

Ich saß und saß – bis ich über mir in der Zelle jemand auf- und abgehen hörte. Dieser kann es! sagte eine Stimme in mir. Warum du nicht? So begann ich mich zu zwingen zum Annehmen der Lage. Aber es wich nicht die furchtbare Lähmung einer unüberwindlichen Niedergeschlagenheit, ja Hoffnungslosigkeit. Nun in der Einsamkeit wurde die ganze Furchtbarkeit dessen in mir lebendig, was geschehen war: das deutsche Volk in einen hoffnungslosen politischen Irrtum verstrickt, grausame Vernichtung aller Möglichkeiten einer Änderung, [229] aller Arbeiten und Versuche, die wir gemacht hatten, dem zu begegnen. Die Menschen, auf die man Hoffnung setzen konnte, wurden entweder grausam getötet oder befanden sich im KZ, im Gefängnis oder auf der Flucht. Eine ganz große Masse war umgefallen, auf die andere Seite gegangen, darunter auch solche, auf deren Urteil man Wert gelegt hatte. Bist du allein im Recht? Könnten nicht die anderen klarer sehen als du? Es waren doch auch fast alle Kirchenbehörden auf Seiten Hitlers!

Da trat Jesus Christus selbst in meine Einsamkeit. Da war er und fragte mich: „Selig sind die Friedfertigen ... selig die Sanftmütigen ... selig, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit ... Ist das wahr oder nicht?“ Mein ganzes Wesen antwortete: „Es ist wahr!“ Es war mir die klare Sicherheit gegeben, die mich während der ganzen schweren Zeit nicht mehr verließ. Ich begann mein Neues Testament zu lesen. Da ich erfahren hatte, wie neu und stark es mir wurde in dieser Zeit, faßte ich den Gedanken, eine Auslegung zu schreiben. Ich erreichte, daß man mir Papier und Bleistift besorgte. Da ich kein Messer haben durfte, spitzte mir der Wachtmeister immer wieder die Bleistifte, und ich konnte meine Gedanken niederschreiben. Das führt aber schon in die spätere Zeit.

Am ersten Tag riß der Wachtmeister die Tür auf, schrie etwas herein und fing sofort an zu schimpfen, weil ich nicht richtig reagierte. Er wollte meinen Schmutzeimer vor die Tür gestellt haben. Ich sagte etwas lächelnd (so weit war ich nun schon): „Ach, Herr Wachtmeister, ich bin in dem allem so unerfahren. Sie müssen mir alles erst erklären!“ Da lächelte er selbst und war seitdem geduldiger mit mir. Es kam das Essen. Man lernte den Blechnapf bereit halten, hinhalten, sich füllen lassen. Man lernte den Fußboden scheuern und das Bett in Ordnung halten. Wollte man einigermaßen Sauberkeit haben, mußte man alles gründlich tun; ich hatte ja Zeit dazu. Am zweiten Morgen wollte ich meinen Strohsack, der sehr zusammengelegen und hart war, etwas aufschütteln. Er ging mir aber mit seinem brüchigen Stoff so aus den Fugen, daß ich große Mühe hatte, ihn wieder in Ordnung zu bringen.

Am zweiten oder dritten Tag wurde ich zur Vernehmung geführt. Zwei Mann mit geladener Pistole vor mir und zwei hinter mir, so wurde ich durch die Gänge und über den Hof geführt. Ich mußte lächelnd denken: Wenn ich nur so gefährlich wäre, wie ihr mich macht! Die Vernehmung verlief unter vielen bösen Worten ziemlich sinnlos, da ja nichts zu leugnen und nicht viel anzuklagen war. Aber darauf kam es nicht an. Ich gehörte nun zu den einmal Gefangenen, die – wenn sich nicht jemand um sie kümmerte – eben im Gefängnis saßen, [230] mit der großen Masse, für die man keine Zeit hatte, für die man aber einmal die Verwahrung für nötig befunden hatte.

Es kam der Tag, wo „man“ zum Rasieren und zum Baden geführt wurde – mit der großen Masse, einer nach dem anderen, jedem seine Minuten zugeteilt. Sache war man eben. Da ich an Verstopfung litt, kam ich zum Arzt, erhielt in der antretenden Reihe meine Pillen; vor mir stand einer, der über Ohrenschmerzen klagte und dem der Arzt sekundenlang mit der elektrischen Lampe ins Ohr leuchtete und ihm dann ein Medikament verordnete. Ich erhielt sogar den Besuch des Herrn Gefängnispfarrers, der mich natürlich als Theologen anredete. Um mich innerlich auf meine Lage einzustimmen, sagte er nach kurzer Unterredung: „Sie müssen auch bedenken, wie schlecht es uns konservativ denkenden Männern zur Zeit der Republik ging“. „Waren Sie da im Gefängnis?“ war meine rasche Gegenfrage. Das versetzte ihn etwas in Verlegenheit. Er zögerte und sagte dann: „Das nicht. Aber wenn ich nicht konservativ wäre, wäre ich schon längst Gefängnisoberpfarrer.“ Da war meine Geduld zu Ende. Ich schwieg. Er redete noch einige Zeit und nahm dann mit einiger Befangenheit seinen Abschied. Einmal war ich auch im Gottesdienst. Ein anderer predigte. Bewegend war dabei der Blick über die kleinen Zellen, in denen die Gefangenen saßen, voneinander getrennt. Die Predigt war nicht so, daß ich – meinem Urteil nach auch keiner der anderen – in dieser Lage daraus das Evangelium hören konnte.

Am meisten interessierten mich meine Mitgefangenen. Zunächst besah ich mir meine Zelle und fand mit allen möglichen Instrumenten – oft wohl mit den Nägeln – eingeritzte Worte, vor allem aber die Worte „Lenin“, „Moskau“. Diese kehrten immer wieder. Ich sah, daß das Kommunisten gewesen waren, die sich so innerlich stärkten, wie ich mich an meinem Neuen Testament.

Da ich in Untersuchungshaft war, durfte ich mir Lebensmittel zukaufen und eine Zeitung halten. Rasch lernte man auch die Spaziergänge zu benutzen, um anderen etwas zuzustecken.

Man wußte, wann man um eine Ecke kam, wann man durch eine Tür ging, wo einen der Wachtmeister einen Augenblick nicht sehen konnte. Der Vordermann ging langsamer, man selbst etwas schneller, und schon war es geschehen. Einem Nachbarn steckte ich täglich meine Zeitung zu, und er gab mir die vorhergehende zurück. Eines Tages sauste der Wachtmeister auf mich zu: „Sie haben hier etwas getauscht!“ Ich: „Er hat mir nur diese Zeitung gegeben.“ „Das darf nicht sein!“ „Nun, dann gebe ich sie ihm zurück!“ Ich hatte sie aber schon umgetauscht, und er bekam die neue. Das ist es, was man im Gefängnis lernt. Mir gegenüber trat jedesmal, wenn ich aus der Zelle kam, ein junger Mann aus [231] seiner Zelle, der sehr niedergeschlagen war. Ich versuchte bei der Rückkehr vom Spaziergang, in seine Nähe zu kommen. Endlich gelang es mir. Ich steckte ihm eine Tafel Schokolade zu und fragte: „Warum sind Sie hier?“ Er konnte nicht antworten. Sein ganzer Körper bebte vor zurückgehaltenem Schmerz. Mit einem dankbaren Blick verschwand er in seiner Zelle. Was wurde aus ihm? Er hatte vielleicht niemand, der seinem Schicksal nachging. Das bedeutete endlose Haft.

Einmal hatten ich und mein Nebenmann einen Augenblick vor unseren Türen zu warten, bis der Wachtmeister zum Aufschließen kam: „Warum sind Sie hier?“ fragte er mich. „Weil ich zwanzig Wahlreden für Hindenburg gehalten habe“, sagte ich. „Dann geschieht es Ihnen recht“, sagte er. Ich hatte ja als gehorsames Mitglied der SPD schließlich auch in diesem Falle mitgearbeitet, obwohl ich voller Sorge um diese Entscheidung war. Aber man dachte immer, die SPD müßte eben gerade jetzt einig bleiben. So fügte man sich, hoffte man doch, Hitler draußen zu halten.

Aber mit lächelnd freundlichen Blicken grüßten wir uns dann doch immer wieder.

Stellte ich mich auf meinen Schemel, so konnte ich im Hofe die dort ihre Freizeit genießenden Gefangenen sehen, wie sie herummarschierten, in streng geregeltem Abstand, einer hinter dem anderen. Erschütternd, wenn es junge Menschen waren, aber auch sehr bewegend, die Älteren und Alten zu sehen. So marschierte auch ich täglich meine zwanzig Minuten, für die man dankbar war, umringt von hoher Mauer, ohne Grün, aber eben doch freie Luft, Atmen, Bewegen, Gehen.

Dann kamen die Besuche. Mein inzwischen verstorbener Bruder Julius besuchte mich im Namen der Verwandten. Aus ihm hätte ich so gern herausbekommen, wie es mit meinen Söhnen stand, die sich, wie er wußte, doch in Berlin bei Rackwitz verborgen hielten. Direkt konnte ich nicht fragen. So fragte ich nach Rackwitz und wie es dessen Familie gehe. Voller Erstaunen war er, daß er davon etwas wissen solle, da er doch die Familie gar nicht kenne. Er kam nicht darauf, daß er einmal darüber nachdenken müsse, warum ich ihn nach jemand fragte, von dem ich doch wußte, daß er ihn nicht kannte. Er war eben unpolitisch. Einer der politisch Mitbetroffenen hätte sich sofort gesagt, daß ich nach denen fragte, die sich bei Rackwitz aufhielten. So wurde mir während der ganzen Zeit die tiefe Sorge nicht abgenommen, ob meine Kinder in Sicherheit seien oder nicht.

Zwei Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde“ besuchten mich: Joan Mary Fry aus London und Gilbert Macmaster, unser amerikani-[232]scher Sekretär, der in Berlin arbeitete und vielen in dieser Zeit Hilfe brachte (seine Fürsprache ermöglichte viele Entlassungen und verhalf auch jüdischen Menschen zum Auswandern). Das war eine ganz große Freude – und eine Hilfe. Es machte immerhin für die Behandlung etwas aus, wenn man wußte, daß sich Ausländer um einen Gefangenen kümmerten. (Joan Mary Fry ist 1956, dreiundneunzigjährig, gestorben. Sie gehörte zu den ersten Quäkern, die nach 1918 nach Deutschland kamen und Hilfe für unsere Not, darunter besonders die Kinderspeisung, organisierten.)

Vielleicht hing es mit diesem Besuche zusammen, daß mir gegen Ende meiner Haft im Polizeipräsidium bewilligt wurde, meine Schreibmaschine zu bekommen. Meine erste Bitte hatte

der Direktor des Gefängnisses mit einer Miene entgegengenommen, als forderte ich das Allerunerhörteste.

Dann – eines Tages – öffnete der Wachtmeister die Tür: „Rasch, rasch, packen Sie Ihre Sachen, Sie sollen in ein anderes Gefängnis!“ Das war keine Kleinigkeit, mit ein paar Schnüren, die mir der Wachtmeister zuwarf, nun Schreibmaschine, das Manuskript, soweit es fertig war, das eingekaufte Papier und einige Bücher zusammenzukriegen und bereit zu sein – alles rasch, rasch! Dann aber saß ich eine Stunde lang im Büro und wartete, ehe es in der engen gedrängt vollen „grünen Minna“ nach Moabit losging, wo ich einige Tage blieb. Bei dieser oder der nächsten Fahrt stand ich im Gedränge und schwankte mit dem Wagen hin und her. Da sagte ein jüngerer Mann, der auf der Bank saß: „Komm, Großvater, setz dich. Ich kann besser stehen!“ Mühsam quetschten wir uns durch, ich auf den Sitz, er in die stehende Gruppe. Dann quälte ich mir ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche, hielt es ihm hin. Er: „Ja, gib her. Ich hab’ es nötiger als du. Ich hab’ ein paar Jahre!“ „Warum?“ Eine Bewegung antwortete mir, die „Taschendieb“ sagte.

Als wir in Moabit ankamen, fanden wir ein viel besser eingerichtetes Zuchthaus. Viel reinlicher die Zelle und sogar Klosetteimer mit Wasserspülung, aber so eingerichtet, daß man, sobald man auf den Gang hinaustrat, überall unter der Aufsicht der Wachthabenden war. Ein Sichzustecken war da unmöglich, alles gerade, klar geordnet, übersichtlich, sauber, präzis. Trotzdem konnte mir ein gegenüberwohnender Gefangener zurufen, daß er Arzt und wegen Abtreibungen angeklagt sei, in Wirklichkeit war er aus politischen Gründen hier.

Nach ein paar Tagen wurde ich wieder in ähnlicher Form abtransportiert. Diesmal kam ich in ein Gefängnis, älter und schmutziger als die anderen. Aber ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand. Nur hörte ich Tag und Nacht die Eisenbahnzüge vorbeibrausen. Wir waren [233] nicht angemeldet. So wurden wir die erste Nacht in einen großen Gemeinschaftsraum gebracht. Das war ungemein interessant. Da war ein Mann, der sofort beim Eintritt rief; „Ich bin wohl zum fünfzigsten Male hier und kann Jubiläum feiern.“ Um ihn versammelten sich die Jungen und ließen sich unterrichten, wie man sich zu benehmen habe und wie man sich in diesem oder jenem Gefängnis der Mark Gunst verschaffen könne, je nach der Eigenart des Leiters. Er kannte sie offenbar alle. Es war ein Mann da, der die Schreibmaschine seiner Hauswirtin verkauft hatte und der nun belehrt wurde, wie man das darstellen müsse, daß es nur wie eine Ausleihe aussehe, nicht aber wie ein Diebstahl. Ein anderer hatte einen Scheck ohne Deckung geschrieben und suchte dafür Rat. Einer ging einsam auf und ab, in echter Not. Er war ein Mörder aus Leidenschaft. Einer war Kokainhändler. Für ihn war es ein Betriebsunfall, der wohl zwei Jahre kostete, und dann geht eben das gute Geschäft weiter. Mich fragten zwei, die wegen Diebstahls inhaftiert waren: „Großvater, warum bist du hier?“ Als ich antwortete: „Aus politischen Gründen“, da lachten sie hell und mitleidig auf und sagten: „Wir wissen doch wenigstens, warum wir hier sind!“ Aber am anderen Morgen, als wir zum Reinigen des Saales antraten, nahmen sie mir den Besen aus der Hand und sagten: „Das machen wir, Großvater!“ Diese Hilfsbereitschaft war immer wieder anzutreffen.

Dann wurden wir eingeteilt, und ich saß wieder in meiner Zelle, meine Auslegung schreibend, meinen Boden schrubbend, mein Bett ordnend, unerlaubt aus dem Fenster schauend und mich mühend, beim Spaziergang den Mitgefangenen etwas zuzustecken. Das war mir wirklich eine Hilfe. Es war eben die einzige Möglichkeit, etwas ganz selbständig zu tun. Eines Tages fragte mich der Wachtmeister, als ich ihm wieder meine Bestellungen aufgab: „Sind Sie ein so starker Raucher?“ Er mußte ja am Fehlen des Rauches in meiner Zelle gemerkt haben, daß ich überhaupt nicht rauchte. Aber er drückte wohl die Augen zu.

So ging die Zeit hin. Eines Tages hieß es wieder: „Schnell, schnell, packen Sie Ihre Sachen!“ Der Bindfaden wurde mir zugeworfen. Ich konnte gar nicht rasch genug alles notdürftig zusammenbinden, dann wurde ich ins Büro geführt und wartete zwei Stunden. Es kam der Lei-

ter der Abteilungen: „Sie sind frei! Gegen Kaution entlassen. Ihr Prozeß wird aber weitergeführt!“ Schüchtern fragte ich, ob ich mir eine Taxe bestellen könnte. Mit Entrüstung wurde das abgelehnt.

Da stand ich nun auf der Straße, ohne zu ahnen, wo ich eigentlich war, mit den schweren Bücherpaketen und der Schreibmaschine. Ich raffte alles auf und begann zu wandern und zu suchen, wo ich wohl eine Taxe oder die Untergrundbahn fände. Nach fünf Minuten war [234] ich völlig am Ende meiner Kraft. Da kam auf der einsamen Straße ein Mann. Ihn fragte ich, wo ich eine Taxe fände oder die Stadtbahn. „Das ist alles für Sie zu weit“, sagte er bedauernd, fing aber im selben Augenblick an, mit Händen und Füßen zu zappeln; es fuhr gerade eine Taxe vorbei. Sie hielt nicht. Eine zweite kam, die er zum Stehen brachte. Aufmerksam verstaute er mich hinein, und ich konnte die Adresse meines Schwagers angeben und dorthin fahren. Der aufmerksame Mann hatte ja wohl gemerkt, woher ich kam. In Zehlendorf bei Roßmanns angekommen, wurde der unerwartete Gast mit Jubel begrüßt. Man zahlte die Taxe, denn ich hatte ja kein Geld bei mir, und so war ich in Ruhe.

Man erzählte mir, daß Ernst v. Harnack, der abgebaute Regierungspräsident von Halle, mit dem ich als religiöser Sozialist befreundet war, seinen Einfluß überall geltend gemacht habe, um mich freizubekommen. Nun habe er es erreicht, daß ich gegen eine Kaution von dreitausend Mark, die mein Schwager stellte, freikam. Der Prozeß gehe weiter. Ich war wegen Beleidigung der Reichsregierung angeklagt.

Als ich v. Harnack aufsuchte und ihm meinen Dank aussprach, ließ er die Platte mit der Motette spielen: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden ...“ Er hatte ja die vornehm liebenswürdige Art, Menschen zu ehren und zu erfreuen. Es ist ein Schmerz, daß gerade diese liebenswürdige Persönlichkeit in so grausiger Weise in den Tod gehen mußte, als einer von denen, die der 20. Juli 1944 verschlang. Er hat nicht nur mir, sondern in seiner tapferen und vornehmen Weise vielen geholfen.

Eines Abends waren wir alten religiösen Sozialisten zusammen, unter ihnen auch unser Freund, Pfarrer Franke, der älteste von uns. Da öffnete sich die Tür, die Polizei kam. „Ist Pfarrer Franke hier?“ „Ja.“ – Als sie ihn mitnahm, erhob sich Harnack: „Sie gestatten wohl, daß ich meinen Freund Franke begleite. Regierungspräsident v. Harnack!“ Verblüfft wurde es gestattet. Er erreichte, daß Franke nach kurzer Zeit freikam. Ihm war nichts geschehen. Er hatte aber in der ersten Nacht das grausige Stöhnen und Schreien vieler gehört, die in Nebenräumen gemartert wurden. Sein Bericht an den Oberkirchenrat über dieses Erlebnis gehört zu den erschütternden Dokumenten der Zeit. Um seinetwillen wurde er noch einmal verhaftet, aber auf Grund von Harnacks Fürsprache auch nur auf kurze Zeit. – Was hätte dieser Mann uns bedeuten können, wenn er nicht auch Opfer geworden wäre!

Noch im Herbst 1935 kam mein Prozeß zum Austrag. Er fand in Weimar vor dem thüringischen Volksgericht statt, da das Gespräch ja [235] in Eisenach gewesen war. Ich konnte bei dem lieben, tapferen Freunde, Pfarrer Strecker, wohnen; es gehörte damals Mut dazu, einen Angeklagten aufzunehmen. Dort versammelten sich auch die Freunde, die aus Eisenach und anderen Orten gekommen waren, um ihre Teilnahme zu zeigen. Im Gerichtssaal waren außer dem zahlreichen Publikum etwa fünfzig Vertreter der Presse anwesend. Damals erregte ein politischer Prozeß gegen einen bekannten Mann noch Aufsehen. Später wurde das hoffnungslos müde hingenommen.

Nun tat mir der Oberstaatsanwalt, der die Anklage vertrat, den Gefallen, eine ganz wüste Anklagerede gegen den Mann zu halten, der sein ganzes Leben lang ein „übler Agitator“ gewesen sei, indem er das Gespräch, das ich mit Frau v. B. gehabt hatte, in maßloser Übertreibung darstellte. In diesem Gespräch hatte ich allerdings sehr schwerwiegende Dinge gesagt, da ich ihr ja deutlich machen wollte, warum ich nie Nationalsozialist war, nie in diesem Geiste pre-

digte und es nie sein könnte. Ein Freund sagte mir, daß ihm der Atem ausgegangen sei, als ich ruhig und klar alles wiederholte, was ich gesagt hatte. Aber so schlimm es war, gegenüber der Anklage war es eine starke Abschwächung, was – wie man sofort während der Zwischenfragen merkte – Eindruck auf einen der Richter machte. Frau v. B. konnte nur alles bestätigen, was ich dargestellt hatte. Dazu kam, daß wir für einen der Hauptpunkte der Anklage, meine Schilderung der Mißhandlung des Kölner Landtagsabgeordneten Sollmann, den Beweis der Wahrheit antreten konnten. Mein Sohn Klaus war in Paris. Wir wußten, daß Sollmann ins Saargebiet geflüchtet war. Auf Umwegen konnten wir Klaus bitten, zu versuchen, ihn zu finden und ihm zu sagen, daß er meine Behauptungen bestätigen möge. Kurz vor dem Prozeß erhielt ich eine Karte unter anderem Namen mit den Worten: „Ich habe mir lange überlegt, *soll man* fragen oder *soll man* nicht fragen. Ich habe aber gefragt, und mein Freund hat seiner Firma einen ausführlichen Bericht über sein Geschäft geschickt.“ So wußten wir, daß ein Brief Sollmanns dem Gericht vorlag und forderten dessen Verlesung. Das geschah. Als aber der vorlesende Richter an die Stelle kam: „Ich wurde aus dem Bett gerissen, durch die Straßen geschleift und schwer mißhandelt“, flüsterte er die Worte nur, so daß man sie im Saale nicht hören konnte. In seiner Verteidigungsrede aber sagte mein sehr tapferer Rechtsanwalt: „Und für die Behauptung der Mißhandlung Sollmanns haben wir den Beweis der Wahrheit geliefert. Sie haben ja selbst verlesen, Herr Gerichtspräsident, wie Herr Sollmann schreibt ...“ und nun wandte er sich zum Saale und wiederholte die Worte mit lauter Stimme. Er durfte daraufhin nicht mehr lange Verteidiger in politischen Prozessen sein; für meine Schwieger-[236]tochter und meinen Schwiegersohn mußte ich später sehr viel vorsichtigere Leute wählen. Ein Jahr später schon hätte solch ein Wort das KZ bedeutet. Rapid verschlimmerte sich die Schärfe des Terrors.

Als sich das Gericht zur Urteilsfindung zurückzog, sah ich, daß Frau v. B. am Umsinken war. Ich ging zu ihr und sagte: „Nun ist es einmal so gekommen. Wir wollen einander nicht zürnen, sondern das Unvermeidliche hinnehmen!“ Sie lebte auf. Vom ganzen Saale her aber sah man diese Szene mit Verwunderung. Das Urteil war dann sehr milde, eben dank des Oberstaatsanwaltes. Ein Monat Gefängnis wegen Beleidigung der Staatsregierung, abgegolten durch die Untersuchungshaft.

Meine Verteidigungsrede hatte ich geschlossen mit den Worten: „Der Herr Oberstaatsanwalt hat gesagt, ich sei mein ganzes Leben ein übler Hetzer gewesen. Ich selbst kann mich dagegen nicht verteidigen. Aber ich kann ein Urteil einer anderen Autorität dagegenstellen: Im ersten Kriegsjahr 1914 habe ich von der Theologischen Fakultät in Gießen den Ehrendoktor der Theologie bekommen mit folgender Begründung: ‚Dem treuen Freunde des arbeitenden deutschen Volkes, dem wissenschaftlichen Dolmetsch des deutschen Idealismus, dem tapferen Vorkämpfer für deutsches Christentum‘.“ – Damit setzte ich mich.

Dann umdrängten mich die anwesenden Pressevertreter und gratulierten mir. Das Urteil wurde als Erfolg betrachtet. Einer sagte: „Heute haben doch auch wir einmal eine frohe Stunde erlebt!“ Unser Freundeskreis war nachher fröhlich bei Dreschers zusammen. Fröhlich in jenem Ernste, in dem wir wußten, daß solch ein Erfolg uns allen doch nichts vom schweren Schicksal unseres Volkes abnahm.

Ausgeschlossensein – neue Existenzversuche – Scheitern

Nun ich frei war, konnte ich vor allem die Verbindung mit meinen Kindern wiederaufnehmen. Nur unter größter Vorsicht konnte sie vollzogen werden. Sie – vor allem Klaus und Elisabeth – wurden gesucht. Gerhard war zwar vom juristischen Examen, für das er schon seine große Arbeit eingereicht hatte, zurückgewiesen und vor die Existenzfrage gestellt, aber er war weniger gefährdet als die beiden anderen, da er das letzte Semester in Berlin zur Vorbereitung aufs Examen verwendet hatte und politisch weniger hervorgetreten war. Wir verab-

redeten uns so: Zweimal in der Woche wurde ich von einem der beiden, Klaus oder Gerhard, angerufen: „Herr Professor, haben Sie Lust, heute einen Spaziergang zu machen?“ Stimmte ich zu, so [237] trafen wir uns in der Masse der das Wannseebad Besuchenden an einer bestimmten Stelle. Dort lagerten wir uns in der Masse und besprachen alles, was uns not war. Gab ich aber einen abschlägigen Bescheid, so trafen wir uns in der Veranda des Lokals am Bahnhof Zehlendorf. Um Elisabeth glaubte ich mir keine Sorge machen zu müssen. Sie hatte meinen Söhnen mitgeteilt, daß sie eine Möglichkeit habe, über Dänemark nach England zu kommen, wo sie mich zu treffen hoffte. Trotzdem reiste ich nach Kiel, um die Frage unserer Wohnung und unseres Umzugs vorzubereiten. Ich konnte bei den tapferen und getreuen Mulerts wohnen und mit ihnen vereinbaren, was geschehen sollte, sobald ich in Berlin den Umzug einleiten konnte. Einen Teil meiner Möbel versprach ich als Leihgabe dem Heim der „Freunde der Christlichen Welt“ in Friedrichroda, das eine Erweiterung plante und sie nötig hatte; der andere Teil sollte in Berlin unsere Wohnungseinrichtung bilden, und einiges schenkte ich unserer Hausgehilfin, die gerade heiraten wollte. Während wir in der Wohnung diese Angelegenheit berieten, öffnete sich die Zimmertür und Elisabeth erschien mit ihrem Freunde und späteren Manne Kittowski. Ich begrüßte sie schweren Herzens, denn nun lag über ihr wieder die Gefahr der Verhaftung. Sie waren zusammen in unserem Faltboot nach Kopenhagen gefahren. Über dieses lebensgefährliche Unternehmen liegt ein interessanter, von Elisabeth illustrierter Bericht vor. Dort hörten sie, daß ich verhaftet sei und nicht nach England kommen könne. Sie glaubten es der Sache schuldig zu sein und kehrten zurück. Noch einige Wochen wurden sie in Kiel von Freunden verborgen gehalten, dann aber von einem Treulosen verraten und verhaftet. Elisabeth kam in Kiel ins Frauengefängnis, Gustav Kittowski ins Moorlager Papenburg, wo er etwas von dem miterlebte, was in den „Moorsoldaten“ berichtet ist. Für beide setzte sich der damalige amerikanische Sekretär der „Gesellschaft der Freunde“, Gilbert Macmaster, so energisch und zäh ein, daß er ihre Befreiung erreichte. Elisabeth kam vor Weihnachten nach Hause, Gustav Kittowski im Januar. Gilbert Macmaster hat auf Grund der Beziehungen, die das Quäkertum bis in die führenden Kreise des Nationalsozialismus hatte, vielen Menschen zur Befreiung verhelfen können. Die Freunde haben diese Möglichkeit in sehr zäher und kluger Weise ausgenutzt.

Ich konnte Elisabeth während ihres Gefangenseins monatlich einmal besuchen und reiste deshalb jeweils nach Kiel und übernachtete bei Mulerts. Beim ersten Besuch im Gefängnis war ein Polizeibeamter zugegen, mit dem ich vorher einen Zusammenstoß gehabt hatte. Nach der Haussuchung, von der ich berichtete (s. o. S. 221), ging ich hin und fragte, warum man bei uns Haussuchung halte. Dieser Beamte sagte [238] mir: „Die gilt Ihrem Sohne Klaus. Den müssen wir haben. Wo ist er?“ Ich konnte wahrheitsgemäß sagen, daß ich nicht wisse, wo er sei, fragte aber sogleich: „Warum verfolgen Sie die jungen Leute um ihrer politischen Überzeugung willen? So rennen Sie sie nur darin fest. Lassen Sie ihnen doch Zeit zur Entwicklung!“ Er: „Was heißt hier Entwicklung? Dem gehören ein paar hinten drauf, dann wird er schon vernünftig werden!“ Da ich mir eine solche Rede nicht bieten lassen wollte, stand ich stillschweigend auf und verließ das Zimmer. Er schaute mir verblüfft nach. Diesmal galt nun sofort seine Frage Klaus. Er ließ uns nicht zu einem Gespräch kommen, sondern verhinderte durch sein Fragen jede Unterhaltung, so daß wir beide recht unglücklich auseinandergehen mußten. Doch tröstete mich der Abschluß. Als Elisabeth aus der Tür geführt wurde, drehte sie sich noch einmal um und schrie den Beamten an: „Wann kommt denn endlich einmal ein Arzt zu der schwerkranken Frau neben mir in der Zelle? Soll die ohne Hilfe sterben?“ Sie wurde hinausgeführt, erzählte mir aber später, daß dieses energische Auftreten geholfen habe. Mir selbst aber zeigte dieser Zwischenfall ihren ungebrochenen Mut.

Ein andermal war ich durch unser Gespräch völlig verzweifelt. Ich merkte deutlich, daß Elisabeth innerlich verwirrt, verängstigt und tief unglücklich war. Alle meine Fragen erhielten keine klare Antwort. Später konnte sie mir erzählen, daß am Morgen des Tages eine Frau

hingerichtet worden war und alle Gefangenen die Nacht außerhalb ihrer Zellen zubringen mußten, weil vor diesen das Gerüst aufgeschlagen wurde. Sie hatten trotzdem den ganzen Vorgang durch die Mauern hindurch miterlebt.

Gegen Ende ihrer Haft durfte ich ihr Papier, Zeichenstifte und Farben bringen, auch einmal Blumen. So konnte sie einige mir sehr wertvolle Bilder zeichnen und malen, ein Selbstbildnis, die Zelle, Blumen, den Gang der gefangenen Frauen im Gefängnishof – erschütternd.

Als Elisabeth zu Weihnachten nach Hause kam, konnte ich sie schon in das Heim aufnehmen, das ich mit meinem Freunde Becker geschaffen hatte, in Freienwalde. Er hatte lange nach einem geeigneten Ort gesucht, da er – auch vom Amte entlassen – sich eine neue Existenz durch eine vegetarische Erholungsstätte schaffen wollte. Ich gab zum Erwerb von Haus und Garten etwas dazu, und wir verabredeten, daß ich als Dauergast bei ihnen wohnen sollte. In Berlin war damals eine landwirtschaftliche Ausstellung. Mein Schwager Roßmann hatte dazu ein Häuslein aufgestellt, einen Raum aus Holzfaserplatten, deren Herstellung er übernommen hatte und die er bekannt machen wollte. Ich tauschte das Häuslein gegen ein großes Ölbild aus dem Erbe meines Schwiegervaters ein. Meine beiden Söhne und ich schlugen es ab, ein [239] Lastauto meinem Schwagers brachte das Material nach Freienwalde, und Heinrich Becker, mein Sohn Gerhard und ich begannen den Wiederaufbau. Die Bauarbeiten brachten uns eine ganze Reihe wundervoller Tage, in denen wir gemeinsam planten, bauten, kletterten, probten und hämmerten. Schließlich stand wieder alles, wie es stehen sollte; ich hatte nun wenigstens für die nächste Zeit ein Heim. Wir setzten einen Ofen hinein, und ich wohnte den ganzen Winter 1933/34 darin, und zwar in dem einen gemütlichen Raum, den wir noch mit einem Teil meiner eigenen Möbel einrichten konnten, die im Juli ankamen, während die anderen auf dem Boden und in Nebenräumen verstaut wurden, die Heinrich Becker gehörten.

Die wundervolle, frohe Bauzeit, in der wir auch die innere Sicherheit gegenüber der Schwere des uns umdrängenden Schicksals froh miteinander empfinden durften, konnte schon Klaus nicht mehr miterleben. Ihm wie der Parteileitung war deutlich geworden, daß er einmal den ihn suchenden Beauftragten der nationalsozialistischen Studentenschaft zum Opfer fallen würde. So bekam er die Weisung, über Aachen nach Frankreich zu fliehen. In der Veranda des Gasthofes am Bahnhof Zehlendorf nahmen wir Abschied. Dann war er für zehn Tage verschwunden; schließlich bekam ich die verabredete Karte – Unterschrift Dr. Dietrich – aus Paris. Einige Monate litt er in Paris große Not, dann aber wurde er von einer englischen Familie, die durch Bekannte auf ihn aufmerksam gemacht worden war, nach England eingeladen.

Klaus' Karte aus Paris erhielt ich in Bad Pyrmont, wohin ich zur Jahresversammlung der deutschen Quäker gereist war. Es war eine erschütternde Zusammenkunft in der Tiefe ihrer Andacht und der Klarheit ihrer Erkenntnis. Sie bedeutete eine völlig eindeutige Ablehnung des Nationalsozialismus, so eindeutig, daß einige Freunde, die sich von seinem sozialen Programm täuschen ließen, ihre Mitgliedschaft aufgaben. Nur einige Frauen, die durchaus die Konsequenz des Denkens ablehnten, behielten die Mitgliedschaft bei und machten uns noch einige Schwierigkeiten, gerade auch bei unserer Arbeit für schwer getroffene Menschen.

Diese und die im nächsten Jahre folgende Jahresversammlung war für uns alle eine gute Vorbereitung zu echter Entschlossenheit für den Augenblick, als die Kristallnacht die Not und Verfolgung über die Juden hereinbrechen ließ. Man kann wohl sagen, daß in jenen Tagen die Juden an Orten, wo Quäker wohnten, nicht verlassen waren, sondern Teilnahme und Hilfe fanden. Dann konnten wir mit Unterstützung der englischen und amerikanischen Freunde den jüdischen Menschen, die keiner religiösen Gemeinschaft angeschlossen waren, den [240] Weg ins Ausland bahnen. Grüber und sein Büro hatten diese Fürsorge im Auftrage der evangelischen Kirche für die evangelischen Juden übernommen, und der Bischof von Berlin schuf

eine solche Stelle für Katholiken. Die jüdische Gemeinde sorgte für die Ihren mit Hilfe des internationalen Judentums. Diese Arbeit wurde immer schwieriger und immer gefährlicher, je mehr sich im Nationalsozialismus die Tendenz entwickelte, die Juden nicht herauszulassen, sondern zu vernichten. So wurde schließlich Grüber mit seinem Mitarbeiter Sylten, der als Halbjude im KZ umkommen mußte, verhaftet. Seitdem war diese Arbeit nur noch unter größten Vorsichtsmaßregeln zu tun. Hier half uns für Berlin sehr wirkungsvoll der schwedische Pfarrer Birger Forell, der viel Korrespondenz ins Ausland besorgte, Anschlüsse vermittelte, mitwirkte, die Flucht gefährdeter Menschen vorzubereiten, oder oft auch solche bei sich verbarg. Seine Wohnung war ja exterritorial. Ihrem Eingang gegenüber lag ein Wachlokal der Gestapo. Aber sein Garten hatte ein Hinterpförtchen; wenn wir in der Dämmerung angerufen hatten, dann stand er an diesem Pförtchen, uns erwartend und einführend. Wie oft bin ich mit meinem lieben, inzwischen verstorbenen tapferen Freund, Bernhard Göring, durch dieses Pförtlein zu ernsten Beratungen gegangen.

Nie vergessen dürfen wir neben Grüber und Sylten den tapferen Pfarrer Maas aus Heidelberg, durch dessen „Untergrundbahn“ viele Juden durch ganz Deutschland zur Schweizer Grenze geschleust wurden. Dasselbe gilt für die tapfere katholische Freundin Gertrud Luckner aus Freiburg (Breisgau). Sie machte es sich zur Aufgabe, in ganz Deutschland jüdische Familien aufzusuchen und ihnen heimlich den Weg über die Schweizer Grenze zu bahnen. Sie konnte viel tun, da sie von der katholischen Hierarchie gestützt wurde. Sie mußte dafür schließlich noch zwei Jahre im KZ büßen, die sie trotz ihres schwachen Körpers überstanden hat.

Elisabeth mit ihrem Sohn Klaus

Immer schwieriger wurde auch der Verkehr mit jüdischen Freunden. Es war schon in der Kriegszeit, als eines Sonntags nach der Quäker-Andacht, die ich geleitet hatte, die herausgehenden Freunde zurückkamen und sagten: „Vor der Türe stehen Gestapoleute und kontrollieren die Ausweise.“ Da fiel ein Mann vor mir auf die Knie: „Retten Sie mich, ich bin Jude und

ohne Stern hier.“ Was nun? Wir hatten eine etwas verborgen liegende Toilette in unseren Räumen. Hier wies ich ihn hinein, und er schloß hinter sich zu. Wie sich später zeigte, konnte er aus dem Fenster klettern und fliehen. Ich aber mußte mich während der Haussuchung mit klopfendem Herzen fragen: Werden sie diesen Raum bemerken? Sie taten es nicht! Sie stellten aber fest, daß vier Frauen jüdischer Abstammung in unserer Andacht [241] waren. Diese wurden für Montag früh acht Uhr zur jüdischen Abteilung der Gestapo bestellt. Ich versprach ihnen sofort, auch dort zu sein, und war dann schon vor ihnen da. Wir mußten dort noch einige Zeit warten und wurden dann in das Zimmer des vernehmenden Mannes geführt. Ich hatte damals schon einige Erfahrungen mit der Gestapo. Während des Wartens stellte ich fest, daß man in diese Abteilung die rohesten Männer gesetzt hatte. So wurde ich denn auch in der heftigsten Weise angeschrien: „Was für ein Mann Sie sind, sieht man ja. Sie schämen sich nicht, sich mit diesen jüdischen Weibern auf eine Bank zu setzen. Unser ganzes Personal ist empört über Sie. Wie können Sie diese in Ihren Andachten haben, auch nur dieselbe Luft mit ihnen atmen ...!“ So ging es lange weiter, und schließlich forderte er von mir ein Versprechen, daß wir zu unseren Andachten nie mehr jüdische Menschen zulassen würden. Ich sagte ihm, wir seien eine christliche Gemeinde und er müsse doch verstehen, daß eine solche Gemeinde niemandem verbieten könne, ihre Andachten zu besuchen, die Verkündigung zu hören und mit ihr zu beten. Immer wieder kam er zu seiner Forderung und bedrohte mich, daß ich ins KZ wandern würde, wenn ich die Verpflichtung nicht einginge. Ich sagte ihm, daß da ja in keiner Weise böser Wille vorhanden sei, sondern einfach eine Unmöglichkeit. Ich sagte schließlich: „In dem Augenblick, in dem ich diese Verpflichtung eingehe, bin ich kein Christ mehr und ist unsere Gemeinde keine *christliche* Gemeinde mehr! Sie müssen also verstehen, daß Sie etwas fordern, was uns einfach unmöglich ist!“

Als ich mich innerlich schon auf meine Verhaftung rüstete, eilte der Beamte plötzlich aus dem Zimmer. Nachher erkannte ich, daß er zu seinem Vorgesetzten ging. Er kam wieder, etwas ruhiger, aber scharf sagte er: „Wir wollen Sie diesmal noch laufen lassen. Aber wir sagen Ihnen Folgendes: Wenn in Ihren Andachten, die wir immer wieder kontrollieren werden, noch einmal jüdische Menschen getroffen werden, bedeutet es für beide Teile KZ – verstehen Sie – für beide Teile! Haben Sie verstanden?“ Ich sagte: „Ich werde den leitenden Menschen unserer Gruppe das mitteilen.“ Dann entließ er mich, schrie mir aber noch nach, als ich mit einer stummen Verbeugung aus dem Zimmer ging: „‚Heil Hitler‘ kann er auch noch nicht sagen!“ Ich saß auf dem Korridor, bis die Frauen von der Vernehmung zurückkamen; sie waren völlig gebrochen. Zwei von ihnen wurden später geholt und verschwanden. Eine hatte einen tapferen „arischen“ Mann, der sie schützte, und ein junges Mädchen wurde seitdem von Freunden verborgen gehalten und so gerettet. Ach – wir konnten viele nicht retten! Unvergeßlich und immer wieder erschütternd ist mir der Abschied von zwei Freundinnen, die mir sagten: „Seien Sie nicht ganz un-[242]tröstlich. Nun kommt es nur darauf an, daß die Nazis nicht innerlich Herr über uns werden!“ Möge ihnen das geschenkt worden sein! Allen, deren Adressen wir erfuhren, konnten wir noch einige Monate Pakete schicken; dann hörte auch das auf. Wir ahnten, was geschehen war und immer wieder geschah.

Mit dieser Gesamtdarstellung meiner Arbeit für jüdische Menschen bin ich den Ereignissen des übrigen Schicksals weit vorausgeeilt. Von jener ersten Jahresversammlung der Quäker 1933 kam ich zurück mit der Gewißheit, daß ich den Plan einer Auslegung des Neuen Testamentes ausführen könne. Eine ganze Reihe von Abonnenten hatte ich gewonnen; ich erließ nun noch ein Rundschreiben an andere Freunde – besonders die aus dem Kreise der Religiösen Sozialisten – mit dem Vorschlag, daß ich monatlich eine Lieferung von sechzehn Seiten zum Preise von je zwei Mark senden würde. Ich richtete ein Postscheckkonto ein und gab es an. Ich hatte über zweihundert zahlende Abonnenten und eine ganze Reihe, die die Lieferungen umsonst bekamen, weil sie selbst schwer getroffene Menschen waren. Da ich inzwischen vom Ministerium die unerwartete Mitteilung bekommen hatte, daß ich monatlich dreihundert

Mark Unterhalt (nicht Pension) bekommen solle, war ich so gestellt, daß ich auch andere unterstützen und vor allem auch reisen konnte.

Reisen war ja so wichtig geworden in der Zeit, in der man schriftlich seine Gedanken weder sagen noch austauschen konnte. Nun hatte ich durch meine langjährige Vortragstätigkeit Freunde in fast allen Städten Deutschlands. Es kamen die Quäkergruppen dazu. So besuchte ich diese Freunde. In kleinen Kreisen kamen wir in Familien zusammen, und so konnte ich vielen Menschen zur inneren Klärung und zur Entschlossenheit in der den Nationalsozialismus ablehnenden Haltung helfen, mitten in der so viele irremachenden Laufbahn der Riesenerfolge dieser Bewegung. Jeder neue Erfolg machte wieder Menschen irre, die bis dahin standgehalten hatten. Immer mußte ich hören: „Was sagst du nun? Ist das nicht doch die rechte politische Methode für ein Volk, das leben will?“ Immer wieder mußte ich sagen: „Wie hoch wird der Turm werden, von dem wir stürzen müssen?“ Die Auslegung des Neuen Testamentes gab Gelegenheit, in einer Sprache und Gedankenführung, die der nur politisch denkende Mensch nicht einmal richtig zu lesen versuchte, eine Auseinandersetzung mit der politischen Bewegung zu geben, die vielen Menschen immer unentbehrlicher wurde, wie mir oft bezeugt wurde. Unter vielen Gefahren und Schwierigkeiten konnte ich sie bis März 1945 durchführen. Als die Möglichkeit aufhörte, sie mit der Post zu versenden, mußte ich auch aufhören.

[243] Das zähe Ringen mit der Gestapo und der Reichsschrifttumskammer um diese Arbeit und das immer wieder gelingende Umgehen ihrer Verbote hat mancherlei Humor. Ich war gerade bei der Auslegung der Seligpreisungen, als die erste Denunziation kam, durch eine Haussuchung wurde mein ganzes Material beschlagnahmt. Die laufende Nummer war zum Glück schon versandt. Nur Restbestände alter Nummern und Vorbereitungen der kommenden fielen in die Hände der Gestapo. Köstlich war die Vernehmung durch einen Polizeibeamten. Ich wurde angeklagt wegen der Auslegung von „Selig sind die Friedfertigen ... die Sanftmütigen ...“ Ich sprach davon, daß sich Christen abwenden müßten von allem Glauben an Gewalt und daß man diese überall überwinden müsse, wo sie noch herrsche, sich ihr nicht helfend hingeben dürfe. – „Was meinen Sie mit dieser Gewalt?“ „Es gibt unendlich viele Formen von Gewalt, die überwunden werden müssen, so z. B. der Vertrag von Versailles und ähnliches.“ „Kennen Sie nicht noch andere Formen der Gewalt?“ „O ja, es gibt sehr viele.“ Ich nannte einige. „Weiter nichts?“ Nun fragte er auf Umwegen. Er wollte mir irgendeine Äußerung abgewinnen, die auf Hitler deutete. Ich hütete mich, ihm in die Falle zu gehen, und er wagte nicht, direkt zu fragen, ob ich ihn meine. Er wußte, daß ich dann sagen würde: „Meinen Sie, daß er Gewalt übt?“ Schließlich gab er nach einer Stunde das Spiel auf, verfaßte ein Protokoll und sagte mir, ich würde einen endgültigen Bescheid bekommen.

Mein Rechtsanwalt sagte mir, daß ich immer wieder auf die betreffende Polizeistelle gehen und fragen müßte, wie es stehe, sonst bekäme ich überhaupt keinen Bescheid. So tat ich. Für einen Mann, der nun einmal nicht „Heil Hitler“ sagen konnte, war das unheimlich. Alle vierzehn Tage erschien ich. Wenn ich die Türe öffnete, hoben zehn Schreiber die Hände mit einem herausfordernden „Heil Hitler“. Sie kannten mich ja schon. Der Vorsteher des Büros fuhr mich heftig an: „Warum kommen Sie schon wieder? Ich sagte Ihnen doch, daß Sie schriftlich Bescheid bekommen.“ Ich: „Aber die Sache ist mir so wichtig, daß ich immer in Unruhe bin.“ Mit heftigen Worten entließ er mich mit der Verheißung der schriftlichen Antwort. Er war aber ein alter Herr, dem es offenbar gegen die Natur ging, einen anderen alten Herrn verhaften zu lassen. So kam ich immer wieder durch, bis ich nach vielen Wochen den Bescheid bekam: „Die Beschlagnahme wird aufrechterhalten.“

Es war kein Verbot zugefügt. „Es ist riskant“, sagte mein Rechtsanwalt, „aber wenn Sie es wagen? Eine Entschuldigung haben Sie.“ Ich machte weiter. Haussuchungen, die kamen, fanden auf meinem [244] Tisch die Bibel und ihre Auslegung und legten das beiseite. Da

kam eines Tages eine neue ernste Sache, eine Vernehmung durch die Gestapo, die sich mit der Reichsschrifttumskammer in Verbindung gesetzt hatte und mir sagte, daß ich dort entweder als Mitglied aufgenommen werden oder die Veröffentlichung einstellen müßte, unter Androhung von KZ-Haft. Ich machte eine entsprechende Eingabe an die Reichsschrifttumskammer, obwohl ich wußte, daß es umsonst sein würde. Aber solange ich keine Antwort hatte, druckte ich weiter. Das war wieder beinahe ein halbes Jahr. Dann kam die Antwort. Ich reklamierte und fuhr in meiner Tätigkeit fort, bis die Antwort eintraf. Diese war nun aber sehr energisch, verbunden mit endgültigen Drohungen. Da wurde mir geraten, mich an den sehr tüchtigen und klugen Leiter des evangelischen Pressedienstes zu wenden. Der schickte mich zu einem seiner Beamten, der selbst Parteimann war und Beziehungen hatte, die allerhand ermöglichten. Als ich in dessen Zimmer trat, rief er mir entgegen, daß er sich freue, mich zu sehen. „Ich kenne Sie doch, ich kam oft nach Eisenach, solange Sie dort waren und ging immer in Ihre Predigten. Sie sagten uns das, was unsere Partei heute verwirklichen möchte.“ Wieder einer der Redlichen, die vom sozialen Programm der Partei getäuscht waren. Er war entsetzt, daß man einem solchen Manne wie mir Schwierigkeiten mache. Den müsse man doch reden lassen. Er habe einen Freund in der Reichsschrifttumskammer, den werde er leicht bestimmen, einem solchen Mann das Recht der Veröffentlichung zu geben. Als ich ihn nach acht Tagen wieder aufsuchte, war er weniger enthusiastisch. Sein Freund könne mir die Erlaubnis nicht geben. Er werde aber aus Freundschaft mein Gesuch solange wie möglich unbeantwortet liegen lassen, so daß ich zunächst weiterdrucken könne. Das dauerte ein Jahr. Dann kam ein bitterböser Bescheid. Ich ging hin. Der Freund war in Urlaub gegangen; sein Vertreter hatte die Restbestände aufgearbeitet und dabei auch mein Gesuch vorgefunden. Nun schien alles zu Ende. Wovon sollte ich leben? Ich ging zu einem bekannten Superintendenten in Berlin, ob man mich nicht im Dienste der Kirche, etwa als Kassierer, Buchführer oder dergleichen verwenden könne. Mit verlegener Miene setzte er mir auseinander, daß das keine Gemeinde und keine Superintendentur in Berlin wagen könne (1945 war man umgekehrt nicht so ängstlich!). Aber nun kam mir die rettende Idee. Ich begann die Auslegung mit der Schreibmaschine durchzuschlagen. Das waren keine Drucksachen! Wer konnte auch auf den Gedanken kommen, selbst wenn eine Sendung gefunden wurde, daß ich monatlich zweihundertmal je sechzehn Seiten durchtippte! Es war eine schwere [245] Arbeit. Oft hatte ich sehr wunde Finger. Aber es ging, und ich konnte den Freunden den Dienst weiter leisten, weiter reisen und weiter wirken. Es kamen sogar noch meine Lebensbeschreibung und Andachten hinzu. Vorhanden sind jetzt als Auslegungen das Matthäusevangelium, der Römerbrief (Auseinandersetzung mit Karl Barth), das Johannes-, Markus-, Lukasevangelium, der 1. Korintherbrief und die Apostelgeschichte.

Autoverleih und Unternehmer

Als ich die Arbeit beendete, lebte ich unter völlig veränderten Verhältnissen. Das Schicksal meiner Familie war weitergegangen: Gerhard wurde vom Studium zurückgewiesen, und Elisabeth durfte nicht als Malerin arbeiten; zu ihnen kamen noch als Leidensgenossen Elisabeths Freund, Gustav Kittowski, und Gerhards Freundin, die wir Karin nannten. Sie hatte versucht, in Greifswald zu studieren, floh aber, weil man ihr drohte, sie zu verhaften, wenn sie die Gebrüder Fuchs nicht verrate; sie war dann eine Zeitlang Hausgehilfin bei einer befreundeten Familie in England und kam schließlich nach Berlin, weil ihre Eltern sie nur aufnehmen wollten, wenn sie mit Gerhard bräche. Hin und her rätselten wir, wie wir eine Existenzmöglichkeit schaffen könnten, auf die hin sie heiraten könnten. Rackwitz, der dafür interessiert war, brachte uns infolge schlechter Erfahrungen, die er als Besitzer eines Autofahrscheines mit geliehenen Autos machte, auf den Gedanken, eine Autoverleihfirma zu gründen. Nun kaufte ich mit dem Rest meines Erbes von meinem Schwiegervater, der vor der Inflation ein vermögender Mann gewesen war, zwei Personenkraftwagen. Zu Pfingsten war Eröffnung.

Wir hatten dafür inseriert. Am ganzen Pfingstsonnabend saß ich am Telefon und hatte immer zu sagen: „Alle unsere Autos sind leider schon vermietet.“ Wir hatten ja nur zwei, und das war der Humor dabei. Aber die Kunden mußten den Eindruck eines sehr gutgehenden Unternehmens gewinnen. Das war es auch. Wir hatten etwas entdeckt, was in Berlin fehlte. Meine Kinder, die das Geschäftliche zu leisten übernahmen, hatten es nicht leicht. Jede Nacht mußten die am Abend heimkehrenden Autos für den anderen Morgen in Ordnung gebracht werden. Oft waren Schäden auszubessern, oft auch mußte die Versicherung eingeschaltet werden. Manchmal kam auch ein gemietetes Auto nicht zurück, obwohl es für den anderen Tag vermietet war. Da mußte es gesucht werden und wurde manchmal mit seinen total betrunkenen Insassen vor den [246] Toren Berlins gefunden. Man war eben immer in Sorge, Arbeit und Aufregung. Der Versuch einer Zusammenarbeit mit einem anderen Manne, der sich uns mit mehr Geld und Autos anschloß, mußte nach kurzer Zeit aufgegeben werden, da man verschiedene Ansichten über die Praxis des Betriebes hatte. Das ging auch nicht ohne erhebliche Nöte ab.

Wir hatten eine Garage in Britz gemietet und dort auch eines der kleinen Dreieinhalb-Zimmer-Häuslein der Siedlung Britz (Thalbergstraße 12). Unten war ein Wohnzimmer und die Küche, eine Treppe höher wohnten Gerhard und seine Frau, daneben befand sich ein kleines Zimmer für den Besuch, und im zweiten Stock lebten Elisabeth und ihr Mann. Mein Zimmer war zugleich Eßzimmer und Versammlungsraum, wenn Freunde uns besuchten, was beinahe täglich geschah, denn es waren viele, die Aussprache, Mut und Hoffnung suchten. Wir lebten ohne Bitterkeit in einer frohen Arbeitsgemeinschaft. Es ist mir bis heute eine Freude, daran zu denken, wie ein Freund, der in der Nähe wohnte und uns öfter besuchte, hereintrat und rief: „Man kommt so gern zu Ihnen. Hier kommt einem schon an der Tür der Geist fröhlicher Arbeit entgegen!“ und das mitten unter den Sorgen und Ängsten der Zeit, denn wir wußten ja, daß wir schwer gefährdet waren, und ich wußte – ohne es zu wissen –, daß meine Kinder irgendwie politisch illegal arbeiteten. Wir hatten ein für allemal besprochen, daß ein jeder vom Tun des anderen nur das Allernötigste wissen dürfe. Jeder sollte bei Vernehmungen sagen können: „Ich weiß von nichts“, und keiner sollte wissen, was er etwa bei schweren Vernehmungen nicht verraten durfte. Wer von uns konnte wissen, wie stark er standhalten könnte. Wie ich in Verbindung mit Bernhard Göring stand, durch ihn mit dem, was in Gewerkschaftskreisen vorging, und alle vier Wochen an einem immer wieder neu verabredeten Abend bei einem unverdächtigen Freund mit einem Kreis von Sozialdemokraten zusammenkam, so standen meine Kinder in Verbindung mit der Freien Sozialistischen Studentenschaft, zu deren Leitung Gerhard gehörte und die er zusammenzuhalten suchte, wie ich später durch die Gestapo erfuhr. Die Menschen, die uns besuchten, brachten immer auch ein Gefahrenmoment mit sich. Politisch verdächtig waren sie alle. Die Kinder hatten also geheiratet und genossen die sehr kurze Zeit, die ihnen für ihre Ehe vergönnt war, in starkem, echtem Glück, dessen ich mich auch freuen durfte.

Wir wirtschafteten sparsam. Gerhard suchte sich eine Arbeitsstelle in einer Holzbearbeitungsfabrik. Er hatte in der Odenwaldschule Tischlern gelernt, und man merkte dort nicht, daß er nicht gelernter [247] Tischler war. So gelang es uns, am Ende des Jahres zwei weitere Autos zu kaufen und das Geschäft zu vergrößern. Ich selbst hatte mein Häuslein in Freienwalde nicht aufgegeben. Es war aber nur noch Ausflugsziel für uns. Ich wohnte bei meinen Kindern. Wenn an einem schönen Tag einmal ein Auto frei war, kam mein Schwiegersohn eilig: „Macht Euch rasch fertig. Wir können einen Ausflug machen!“ Dann ging es hinaus ins Freie.

Nun erwartete Elisabeth ein Kind. Wir rechneten auf Ende Februar oder Anfang März. Aber in der Frühe des 31. Dezember 1933 weckte mich ihr Mann, sie habe Schmerzen und allerhand Nöte. Wir riefen den Arzt. Er sagte: „So schnell wie möglich in die Frauenklinik!“ Wir brachten sie nach Neukölln, und am Nachmittag gebar sie einen Jungen, ein winzig kleines

Geschöpf, das noch nicht einmal saugen konnte und sofort ins Säuglingsheim kam, wo man es nur durch Glasfenster betrachten konnte. Der Junge wurde künstlich ernährt. Es war eine schwere Sache gewesen mit dieser Frühgeburt, und wir mußten froh sein, daß Mutter und Kind gerettet waren. Nachdem ich den Jungen zum ersten Male gesehen hatte, sagte ich meiner Tochter: „Sei ohne Sorge! Lebenskraft ist in ihm!“ So war es auch. Er gedieh prächtig. Nach einigen Wochen kam er nach Hause, und die Mutter konnte ihn selbst nähren.

Für uns alle ein wunderschöner Tag war der 13. Mai 1934. Wir waren von Herzen fröhlich beisammen. Meine Schwiegertochter Karin sagte mir, daß auch sie nun ein Kind erwarte. – Am 19. Mai kam mein Sohn totenblaß zu mir: „Karin ist verhaftet! Ich werde noch im Gefängnis sagen, daß sie in anderen Umständen ist, daß sie geschont wird, dann muß auch ich weg. Nicht wahr, Du verläßt sie nicht!“ Ich konnte nur sagen: „Sie wird mir immer wie mein eigenes Kind sein!“ Dann ging er. – 1947 habe ich ihn in der Schweiz besuchen können. Sein Kind hat er nie gesehen.

Nun lag die Sorge für das Geschäft und für einen Menschen im Gefängnis auf mir, meiner Tochter und ihrem Manne. Ich schrieb Karins Eltern. Diese hatten ja nur widerstrebend in diese Ehe gewilligt, als sie sahen, daß nichts an dem Verhältnis der beiden zu ändern war. (Vor 1933 waren sie sehr mit ihm einverstanden gewesen.) Nun waren sie voller Zorn auf mich, der ich an allem schuld sei und sie und ihr Kind durch meine Narrheit in das Verhängnis mit hineingerissen habe. Sie waren Nationalsozialisten geworden. Sie haben mir und ihrer Tochter alles noch schwerer gemacht, als es war. Wegen des Rechtsanwaltes und allem, wofür wir sorgen mußten, kam es nur ganz schwer zum Einvernehmen. Als wir zur Wohnung der beiden gingen, die sie sich eingerichtet hatten, nachdem Gerhard seine [248] eigene Arbeit begonnen hatte, und aufschlossen, empfingen uns zwei Polizeibeamte. Auf dem Tisch lag ein Befehl, den wir unbemerkt lesen konnten und der besagte, die Wohnung sei vierzehn Tage besetzt zu halten und jeder zu verhaften, der sie betrete, außer den beiderseitigen Eltern. Man hoffte also, Verbündete zu fangen. Karin wurde zweieinhalb Jahre gefangen gehalten – Untersuchungshaft, durch die dann die Strafe abgegolten war. Angeklagt war sie, für den geheimen Zusammenschluß der Freien Sozialistischen Jugend die Nachrichten übermittelt zu haben. Zum Glück merkte man erst nach Gerhards Flucht, daß das Haupt dieses Zusammenschlusses ihr Mann war. Seine – auf Befehl der KPD erfolgte – Flucht ermöglichte ihr, alle Schuld auf ihn zu schieben. Ihr Rechtsanwalt stellte sie als die von ihrem Manne ahnungslos verführte Frau dar. So kam sie mit zwei Jahren davon. Am Tage vor der Verhandlung sagte mir noch der Rechtsanwalt, daß er hoffe, daß dies gelinge, sonst müßten wir mit mindestens sieben Jahren rechnen. Daß Gerhard außer Gefahr war, teilte er ihr durch einen Brief mit, den sie von jenen Freunden in England erhielt, zu denen sie einst geflohen war. Er wußte, daß sie jeden Brief, den man ihr vorlegen würde, für einen Täuschungsversuch der Gestapo halten müßte. Er schrieb also jenen, von denen die Gestapo nichts wissen konnte, und diesem Brief glaubte sie. So wußte sie, daß er in Prag war.

Fast zur Komödie wurde die Scheidung, die man von ihr forderte, als deutliches Zeichen, daß sie über diesen Mann empört sei, der sie so mißbraucht habe zu Dingen, die sie nicht billigte. Das Gericht erklärte, daß alle diese Dinge kein Grund zur Scheidung seien. Der Rechtsanwalt mußte hinter den Kulissen den Richtern die Sachlage erklären, und dann wurde sie – gewissermaßen gegen ihren eigenen Willen und das wahre Urteil des Gerichtes – geschieden, was ihr mildernde Umstände für das politische Gericht schuf.

Man traf immer wieder auf Menschen, die nicht so wollten, wie sie mußten.

Karin hatte die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft mit kriminellen Frauen im Frauengefängnis zuzubringen. Einmal im Monat durfte sie besucht werden. Wenn ihre Eltern nicht kommen konnten, gingen Elisabeth und ich zu ihr. Es waren schwere Gänge, obwohl sie zuversichtlich war: „Das Kind soll ein fröhliches Kind werden!“ sagte sie immer wieder und überwand da-

mit alle Härten. Schließlich machte der Gefängnisarzt meiner Sorge ein Ende, indem er eines Sonntagsmorgens in unserer Pension anrief und mir mitteilte, daß das Kind angekommen sei, ein gesunder Junge, und die Mutter sich wohlauf befinde. Das war von einem Gefängnisarzt ehrenwert [249] gehandelt in dieser Zeit. Nun waren die Besuche einerseits eine Freude, andererseits aber wurde es immer schwerer, wegzugehen und die junge Frau mit ihrem Baby im Gefängnis zu lassen. Nach einem halben Jahr stellte der Arzt fest, daß das Kind unter der Gefängnisluft leide, und sie mußte es ihren Eltern zur Pflege geben, bis sie entlassen wurde.

Als einmal Elisabeth und ich aus dem Frauengefängnis kamen und an einem Verkehrsknotenpunkt auf die Elektrische warteten, sagte Elisabeth auf einmal zu mir: „Vater! Betrachte dir die Gesichter der Leute, die hier warten, kommen und gehen. Ich glaube, wir beide haben immer noch die zufriedensten Gesichter!“ Tatsächlich, so war es. Wir kamen von diesem schweren Besuch, aber wir hatten unser Schicksal verstanden und innerlich bejaht.

Karin nahm nach ihrer Entlassung eine Stelle als Sekretärin auf einem Gute an. Sie wollte ihrem Kinde die besten Lebensmöglichkeiten bieten und hat das tapfer durchgeführt, obwohl sie auch da in allerhand Schwierigkeiten kam. Nach 1945 wurde sie Lehrerin, machte ihren Doktor in Marburg und hatte schon damals gegen eine verbreitete Stimmung zu kämpfen, die sich gegen Verfolgte des Naziregimes richtete. Zu unserem großen Leide ist der Junge, der sich prächtig entwickelt hatte, mit zwölf Jahren beim Baden in der Lahn ertrunken.

Neue Schicksale – Das Ende des Geschäfts

Mein Schwiegersohn glaubte, das Geschäft mit seinen vier Autos besser ausnutzen und bedienen zu können, wenn er es mehr in die Stadt verlegte. Er fand eine Garage in der Hauptstraße von Steglitz, eine Zwei-Zimmer-Wohnung für die Seinen in Friedenau, und ich ging in die Pension zweier sehr netter alter Damen in der Fregestraße in Friedenau. Unsere Freundin Marie Sturm, die nun auch nach Berlin zog, konnte in derselben Pension ein Zimmer beziehen. Sie teilte also helfend und mitsorgend die kommenden Schicksale. Täglich konnte ich meine Kinder sehen, besuchte die Garage, die Wohnung, freute mich am Gedeihen des Jungen, und wir besprachen nach wie vor die Freuden und Sorgen des Geschäftes. Zweimal machte die ganze Familie einen Wochenendausflug nach Kiel zu Guschis (so wurde mein Schwiegersohn genannt) Mutter. Einmal fuhr ich mit. Öfter aber war es, daß ich zu Elisabeth kam und fragte: „Wo ist Guschi?“ Sie antwortete: „Frag nicht!“ Da wußte ich, daß er auf einer politischen Fahrt war. Wie er seinen Schwager Gerhard an die Grenze gefahren hatte, so fuhr er immer wieder einmal einen schwer [250] gefährdeten Genossen in diese Gegend, deren Verhältnisse er ziemlich genau studiert hatte. Wir wußten wohl, wie gefährlich das war. Aber es ging ja bei vielen ums Leben. So lebten wir im stillen Glück der jungen Ehe und doch unter dem schweren Druck der Zeit, der dem politisch Verantwortungsbewußten nicht abgenommen werden kann.

Ich reiste zwischendurch, besuchte im August die deutsche Jahresversammlung der Quäker, die wieder ein sehr starkes Erlebnis war, stand mit dem schwedischen Pfarrer in Verbindung in der Sorge um Juden, denen wir heraushelfen wollten, so wie auch unser Büro vielen half.

Es war im Herbst. Da kam ich eines Tages zu Elisabeth und mußte ihr sagen: „Du siehst so sehr schlecht aus. Was ist mit dir?“ Anfangs redete sie nur Allgemeines. Da ich aber hartnäkkig blieb, sagte sie mir, daß sie immer noch Blutungen habe – wohl von der Geburt her. Ich war entsetzt. Das mußte doch alles schon in Ordnung sein. Am anderen Morgen ging ich mit ihr zum Arzt, der eine vernachlässigte Unterleibsentzündung feststellte und alles Mögliche anordnete. Sie wurde zur Erholung nach Bad Pyrmont in das Heim, das Frauen englischer Quäker für politisch schwer Getroffene eingerichtet hatten, geschickt. Aber ich mußte sie dann gegen Frühjahr nach Berlin ins Krankenhaus bringen. Ein dreiviertel Jahr lag sie dort: zuerst in dem des Roten Kreuzes, für das aber die Kassen nicht zahlten, so daß die Wochen

ihres dortigen Aufenthaltes mich finanziell völlig erschöpften. Ich ließ sie schließlich in die dritte Klasse des Städtischen Krankenhauses überführen; das war nicht leicht für eine so lange Zeit! Sie aber knüpfte freundschaftliche Beziehungen mit den Frauen an und zeichnete, so daß sie ein reich gefülltes, wertvolles Skizzenbuch von dort mitbrachte. Dies gehörte zu der Tapferkeit ihres Verhaltens, durch das sie auch mich immer wieder aufrichtete. So nur konnten wir gemeinsam die Schwere des Schicksals bezwingen, das uns getroffen hatte.

Guschi hatte das Angebot erhalten, die Garage, in der er die Autos hatte, zum Geschäft zu übernehmen, mußte allerdings dem Vorgänger zweitausend Mark als Anzahlung geben. Das geschah, während Elisabeth schon im Krankenhaus lag.

Nun hatte er meine Schreibmaschine geliehen, um Geschäftsbriefe zu schreiben, er wollte sie an einem Morgen zurückbringen und brachte sie nicht. Ich ging nach der Garage. Da stand der frühere Besitzer, der im Hause wohnte, im Hof, kam mir unsicher entgegen und sagte: „Ihr Schwiegersohn und sein Vetter sind soeben verhaftet worden!“ Von wem, wohin, war nicht zu erfahren.

[251] Ich machte mich sofort auf den Weg zur Gestapo in der Albrechtstraße, fragte mich durch, erhielt aber auf dem betreffenden Büro keine Auskunft. „Wir werden uns erkundigen und Ihnen dann Bescheid sagen!“ Ich saß auf dem Vorplatz, öffnete alle halbe Stunden die Tür und fragte bescheiden: „Haben Sie nun etwas erfahren?“, um jedesmal in schroffster Weise zu hören, daß man mir schon Bescheid geben werde, wenn man etwas wisse. Ich solle nur warten. Nach Stunden sah ich ein, daß es so vergeblich sei und machte mich auf den Weg zum Polizeipräsidium. Hier wollte ich klüger sein, sagte beim Portier: „Ich habe im Falle Kittowski eine Aussage zu machen.“

Er telephonierte einige Zeit und wies mich an ein bestimmtes Zimmer. Also war er hier. Dort wurde ich gefragt, stammelte etwas, daß da ein Irrtum geschehen sein müsse, was der Beamte etwas schroff zurückwies, und fragte dann, ob ich ihm Wäsche und Essen schicken könne, was bewilligt wurde. Ich wußte nun, daß er in den Händen der Polizei und nicht der Gestapo war. Das war damals ein großer Trost. Die Polizei mißhandelte nicht.

Nun ging ich zum Krankenhaus, stieg mit zitternden Knien die Treppen empor und flüsterte die Sache Elisabeth ins Ohr, da ja andere Frauen im selben Zimmer lagen. Trotz ihrer Krankheit konnte ich sie ja nicht schonen, mußte ich doch erwarten, daß jeden Augenblick jemand käme, um sie zu vernehmen. Sie lag einige Zeit ganz still und dann flüsterte sie: „Es ist unser Schicksal, wir müssen es tragen können!“

Nun stand ich da. Die vier Autos hatte die Gestapo beschlagnahmt, die Garage hatte ich noch. Was tun? Ich ging zum früheren Besitzer. Der nahm sie bereitwillig zurück und versprach mir die Rückzahlung der zweitausend Mark, des Restes vom Erbe meines Schwiegervaters. Ich bekam nichts davon zu sehen. Sobald ich ihn besuchte und etwas energischer drängte, machte er Andeutungen, was er alles zu sagen hätte, wenn man ihn nach Kittowski fragte, so daß ich schwieg. Man mußte ja in dieser Zeit mit verantwortungslosen Verdächtigungen, gegen die man wehrlos war, immer rechnen. Aber was waren Geld und Autos, da es um Freiheit und Leben ging! Als ich zum Rechtsanwalt kam und die neue Verhaftung meldete, sagte er: „Eine Familie, für die das Gefängnis eine solche Anziehungskraft hat, habe ich selbst in dieser Zeit nicht erlebt.“ Es ist unmöglich, alle die Vorgänge der Untersuchungshaft Gustav Kittowskis zu schildern, die sich durch Jahre hinzog: wie er nach Kiel gebracht wurde, ich ihm nachreiste, dort einen Rechtsanwalt nahm und meinen Schwiegersohn aus den Händen der Gestapo in geregelte Untersuchungshaft brachte, wie er dann nach Berlin zurückkam, wieder nach Kiel, wieder [252] nach Berlin, und hier endlich der Prozeß durchgeführt wurde, in dem er Anfang 1938 zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Es war ihm nachgewiesen, daß er am Anfang des Jahres 1934 einen Gerhard Fuchs (daß es sein Schwager war, sagte das Urteil nicht)

an die Grenze gefahren habe, am Ende des Jahres ein Flugblatt mit nach Kiel gebracht und einem Freunde gegeben habe. Daraus entnahm das Gericht den Beweis, daß er das ganze Jahr im Auftrag der Kommunistischen Partei gearbeitet habe. Der Freund, der wegen des Flugblattes vernommen wurde, erklärte, daß er diese Aussage unter Mißhandlungen gemacht habe. Da rief ihm der Vorsitzende des Gerichtes zu: „Bleiben Sie bei Ihrer Aussage? Sie wissen, daß Sie sonst nie aus dem KZ herauskommen!“ Er ist im KZ gestorben. –

Elisabeth hatte mir am Tage vor der Verhandlung gesagt, ich solle nicht mitgehen, das könne mir schaden. Ich erwiderte ihr, daß ich zu meinem Kinde auch in solcher Lage gehöre. So waren wir bei der Eröffnung und der Urteilsverkündung dabei, saßen in der Zwischenzeit auf dem Vorplatz Moabits, da die Öffentlichkeit ausgeschlossen war, von vormittags halb zehn bis abends achtzehn Uhr, jeden Augenblick die Urteilsverkündung erwartend. Zur Abbüßung seiner Strafe kam mein Schwiegersohn nach dem Zuchthaus Brandenburg. Dort wurde zu gleicher Zeit der Jurist Benjamin[1] gefangengehalten, der später in furchtbarer Weise ermordet wurde. Meinem Schwiegersohn gelang es, einer Gruppe zugeteilt zu werden, die ins Arbeitslager Dessau-Roßlau an der Elbe geschickt wurde. Das erfuhren wir, als wir ihn zum dritten Male in Brandenburg besuchen wollten. Nun mußten wir unsere Besuche dorthin richten. – Ehe ich davon erzähle, will und muß ich aber die Geschichte unseres kleinen Jungen, Elisabeths Sohn, nachtragen, der während dieser Zeit auch allerhand zu erleben hatte.

Als Elisabeth wieder längere Zeit ins Krankenhaus mußte, brachte ich den Jungen, der damals über ein Jahr alt war, in eine gut eingerichtete Kinderkrippe. Mindestens einmal wöchentlich besuchte ich ihn, und nach einer Woche schon stand er, wenn ich kam, mit frohem Gesicht im Bettchen auf und umarmte mich. Aber er sprach nicht mehr. Kein Ton kam aus seinem Munde. Ich erzählte das den Freunden, und eine Familie H. nahm ihn auf, die ihn dann froh umsorgte, bis die Mutter ihn wieder übernehmen konnte.

Inzwischen hatte ich die Wohnung gewechselt. Da wir wußten, daß die Haft von Elisabeths Mann lange dauern müsse, beschlossen wir, sofort zusammenzuziehen, da meine Tochter nun keine eigenen Ein-[253]nahmen mehr hatte. Freund Poelchau, den wir durch den Quäkerkreis und die Arbeit für die Juden und anderen Verfolgten kennengelernt hatten, Pfarrer im Gefängnis Tegel und Plötzensee, machte uns darauf aufmerksam, daß im Hause, das er bewohnte, eine Wohnung frei wurde. Er sprach für uns vor, und wir bekamen sie und konnten nun zusammen in zweieinhalb Zimmern und Küche wohnen und leben und dabei in nächster Nähe die lieben, hilfreichen Freunde Poelchau haben, was sich immer stärker als eine gewaltige Wohltat herausstellte. Die Wohnung befand sich in der Siedlung Afrikanische Straße.

Hier konnte der Junge heranwachsen, auf der Straße und im Parke der nahen Rehberge spielen; davon haben wir ein großes Bild Elisabeths. Viele Skizzen von ihm und seinen Freunden entstanden. Auch zum Tegeler See konnten wir fahren und ihn genießen. Im Sommer wurden wir zu Freunden eingeladen, konnten einmal mit ihm im Sauerland sein, einmal in Bad Pyrmont, dann in der Rhön, dann auf der Hohen Alb bei Blaubeuren. Wie dankbar müssen wir den lieben, tapferen Freunden sein, die uns das ermöglichten! Einige sind lange tot, einige hatten schwere Schicksale. Auch durchs liebe Eisenach kamen wir, und das Pfarrhaus Hertzsch, das Haus Schiffmann und Frau Dr. Müller wurden öfter besucht. Beide mühten wir uns, den Jungen die Schwere des Schicksals nicht merken zu lassen; er sollte eine frohe Jugend haben. In ihm aber war ein gewaltiger Unternehmergeist, der uns Freude und manchmal rechte Mühe machte. Aber wir lebten ja beide von seiner Freude und für seine Freude.

Jeden Monat einmal hatten wir ihn ins Gefängnis mitzunehmen. Das war eine schwere Aufgabe, wenn man da manchmal zwei Stunden warten mußte und den Jungen bei guter Laune halten sollte, damit der Vater keinen verdrießlichen oder gar heulenden Sohn zu genießen

[1] Seine Frau, Dr. Hilde Benjamin, ist Justizminister der DDR.

bekäme. Spielzeug nahmen wir mit, und alles Mögliche wurde versucht, das inmitten der vielen Wartenden zu erreichen, unter denen er ja nicht einfach nach seines Herzens Lust umherlaufen konnte. Dann war es die große Frage aller Wartenden, ob der freundliche oder der böse Wachtmeister an diesem Tage die Sprechstunde abhalte. Seelisch und körperlich erschöpft kamen wir am Abend nach Hause, aber froh, wenn wir dem Gefangenen die zwanzig Minuten einigermaßen angenehm hatten gestalten können.

Noch schwerer wurde es nach der Verurteilung. Da kam nun zunächst die Reise nach Brandenburg hinzu, die Fahrt von der Stadt zum einsamen Zuchthaus, dieselbe Warterei dort, und dann die Rückfahrt. Dasselbe war es nach Roßlau a. d. Elbe; noch zeit-[254]raubender, früher am Morgen weg und spät abends zurück. Aber wir mußten doch dem Vater seinen Jungen mitbringen!

Was wäre nicht alles zu erzählen von seinen Abenteuern und den Zufällen auf den Reisen zum Gefängnis oder zu Freunden – aber auch von Beschwerden körperlicher und seelischer Art bei Erkrankungen und allerlei Gefährdungen.

Aber Elisabeth und ich wurden einander zur Kraft und zum Halt. So erlebten wir miteinander auch das politische Schicksal, das sich immer enger und schwerer über Deutschland legte. Immer vorsichtiger mußte der Verkehr mit alten Freunden gestaltet werden, immer vorsichtiger mußten die Flugblätter empfangen und weitergegeben werden. Jeder von uns hatte seinen eigenen Freundeskreis, von dem er Nachrichten bezog. Bei Freund Poelchau hörte man viel, und wir trafen auch immer einmal wieder entlassene Gefangene, für die er Arbeit suchte, oder Freunde aus seinem Kreis. Ich konnte ihm immer wieder Zigarren besorgen von meinem Freunde Bernhard Göring, der einen Tabakladen begonnen hatte, nachdem er aus seinem Gewerkschaftsamt entlassen war. Zigarren waren nötig, um die Wachtmeister im Zuchthaus so bei Stimmung zu halten, daß sie Freund Poelchau nicht zu sehr nachschauten und bespitzelten. Wie vielen konnte er doch helfen, weil er durch sein offenes und frohes Wesen überall das Vertrauen und die Freundschaft der Menschen – auch *dieser* Menschen fand.

Kamen dann die bösen Wahltage, bei denen wir alle beide mit „Nein“ stimmen mußten, dann waren es immer Angsttage: was wird nun passieren? Aber wer den Mut hatte, Nein zu sagen, blieb eben doch unbehelligt; es war nicht so zu kontrollieren wie man es den Menschen vorspiegelte. So gingen die Jahre der Untersuchungshaft Gustav Kittowskis dahin, die Jahre der schweren politischen Entwicklung, und unsere Kräfte bezwangen sie in der tiefen Gemeinschaft, die uns immer enger verband. Wir lebten der Erziehung und Pflege des Jungen und der Freude an ihm. Dabei hielten wir beide die Verbindungen mit den alten Freunden aufrecht, ich nach der Seite der religiösen Sozialisten, der Quäker und der illegalen Freunde aus der SPD, Elisabeth in ihrer Weise nach der KPD hin. Ich konnte immer wieder einmal reisen und alte Freunde besuchen. Beide benutzten wir unseren Ferienaufenthalt, um solche Verbindungen zu erneuern. So standen wir trotz aller Stille des Lebens in leidenschaftlichem Erleben des Geschehens, ja wohl in einem Mitten an dem, was in Deutschland in geheimem Widerstand geweckt und gestärkt werden konnte. War doch mein Zimmer immer auch die Werkstatt, [255] wo die Auslegung des Neuen Testamentes erarbeitet, vervielfältigt und später getippt und versandt wurde.

Der Briefwechsel mit den beiden Söhnen – Gerhard in Prag und Klaus in Bristol, später in Edinburgh – war auch immer wieder eine Quelle des Denkens und Anregens, obwohl er nur auf Umwegen und in vorsichtiger Sprache geführt werden konnte.

Gerhard war in Prag in eine sehr schwere Zeit knapper Ernährung und ungenügender Wohnverhältnisse gekommen. Die Folge war, daß er an Tuberkulose erkrankte und in ein Sanatorium für Emigranten gebracht wurde.

Klaus, der zweite Sohn, hatte in Bristol als Gast der Universität zu Ende studieren können und war Assistent des großen Physikers *Born* in Edinburgh geworden. So kam er zur Atomphysik und schickte mir zwei Abhandlungen, die von ihm in den „Proceedings of theRoyal Society of London" veröffentlicht worden waren, bestehend aus einer langen mathematischen Formel nach der anderen mit nur wenigen und dazu unverständlichen Worten dazwischen. Zwei mir befreundete Professoren der Physik, allerdings anderer physikalischer Gebiete, erklärten sich unfähig, mir zu sagen, was das alles bedeute. Ich konnte nur feststellen, daß seine Arbeiten von der „Royal Society" für wertvoll gehalten wurden.

Um diese Zeit ging meine Tochter Christel nach den USA. Freund Albert Martin, Sekretär des Quäkerbüros in Berlin, hatte ihr eine Einladung zum Studium im Swarthmore College bei Philadelphia verschafft. Sie hatte ihre Ausbildung als Werklehrerin in Halle beendet. Da sie nie „Heil Hitler" zu sagen bereit war, war es ein Wunder, daß sie die Ausbildung mit dem Examen abschließen konnte. (Eine kleine Anekdote zeigt die Art, wie sie – echt weiblich – ihre Haltung durchsetzte: Sie arbeitete an ihrem Buchbindertisch. Hinter sie trat der Herr Direktor mit „Heil Hitler". Sie antwortete fröhlich: „Guten Morgen, Herr Direktor." Er: „Aber Fräulein Fuchs, wenn Ihr Direktor Ihnen den Gruß bietet, müssen Sie ihn doch erwidern." Sie drehte sich höchst verwundert um und rief: „Aber, Herr Direktor, ich habe doch Guten Morgen gesagt!" Er schwieg verblüfft und ging davon.)

Sie war in Swarthmore, dem sehr vornehmen College, keine bequeme Schülerin, lernte einen jungen Amerikaner kennen und verheiratete sich – was gegen den Willen der sehr vermögenden Eltern des jungen Mannes geschah und auch seine Nöte mit sich brachte. [256]

Die Flucht – der Wahnsinn

Wir besuchten meinen Schwiegersohn im Lager zu Roßlau. Er erzählte sehr betont, daß er außerhalb des Lagers auf einem Baggerschiff auf der Elbe arbeite. Nach dem Besuch sagte Elisabeth: „Die Gegend muß ich mir ansehen. Das hat er nicht umsonst erzählt." Wir gingen am anderen Ufer der Elbe hin. „Siehst du, da drüben liegt das Schiff! Ich habe einen Plan. Ich glaube, ich kann ihm zur Flucht verhelfen!" Ich erschrocken: „Du wirst doch nicht auch noch dich und das Kind riskieren, das kann er gar nicht wünschen!" Sie: „Ich weiß, daß ich ihm helfen kann. Wenn ich das nicht tue, kann ich nicht leben!" Wir fuhren todmüde nach Hause. Nach ein paar Tagen kam eine Frau zu ihr, Schwester eines Mitgefangenen in Roßlau, der einen Brief herausbekommen hatte mit einem Plan, daß beide zusammen fliehen wollten und nur Geld und Kleider brauchten. Nun setzte sich Elisabeth mit einem Genossen in Verbindung, der ein Motorrad besaß. Einige Male fuhr er sie morgens vier Uhr nach Roßlau, bis es ihr gelang durch Überschwimmen der Elbe und Umschwimmen des Schiffes in einem Augenblick, in dem der Wächter ins Innere des Schiffes verschwunden war, ihrem Manne Geld zuzustecken und kurze Vereinbarungen für einen bestimmten Tag zu treffen.

Schon bis dahin waren die Tage ihrer Abwesenheit Tage schwerster Angst gewesen. Sobald ich mich nicht bewußt stramm hielt, klapperten mir die Zähne. Der bestimmte Tag war ganz furchtbar. Am Abend kam sie nach Hause, völlig gebrochen. „Es ist alles umsonst. Er kam nicht zur verabredeten Stelle. Den Koffer mit den Kleidern habe ich wieder mit."

Trotz meiner dringenden Vorstellungen, daß sie wirklich nicht mehr fähig dazu sei, ging sie noch weg, um an einem verabredeten Platz die Schwester dessen, der mitflüchten wollte, zu treffen. Sie war noch nicht lange weg, da pfiff es vor unserem Fenster. Ich sah unten zwei Gestalten stehen, lief hinab, öffnete die Tür, herein kamen Freund Rackwitz und – *mein Schwiegersohn*. Er erzählte, daß er früher aus dem Lager gegangen sei als verabredet. Der andere sei nämlich bei der Morgenkontrolle verhaftet und weggebracht worden. Man habe irgend etwas bei ihm gefunden. Da sei er in den Arbeitsraum gegangen, habe die dort hängenden Kleider eines freien Arbeiters angezogen und sei keck durchs Lagertor gegangen.

Niemand habe ihn angehalten. Er sei so schnell wie möglich nach Dessau gelaufen, habe sich dort eine Taxe genommen, da er ja das Geld von Elisabeth hatte, und sei nach Berlin gefahren. „Heute suchen sie mich hier noch nicht“, sagte er lachend. Vergebens warteten wir auf Elisabeth. Wir [257] konnten nur verabreden, daß sie oder ich ihn am anderen Morgen an einer bestimmten Stelle treffen würde, von wo er wieder mit einer Taxe ein Stück nach Süden, dann von dort weiter bis zur Grenze zu fahren beabsichtigte. Er wollte Elisabeth am liebsten mitnehmen. Dann gingen sie zu einem anderen Freunde, ihn um Quartier zu bitten. Bei Rackwitz schien es uns zu gefährlich.

Diese ganze Nacht saß ich am Küchenfenster, das nach der Straße ging, durch die Elisabeth kommen mußte. Sie kam nicht, kam am nächsten Tag, die ganze Woche, vierzehn Tage lang nicht. Ihr Mann mußte ohne sie wegfahren. Nach einigen Tagen erhielt ich übers Quäkerbüro einen Zettel, auf dem nur stand, ich solle mich über meine Tochter nicht beunruhigen, sie sei bei Freunden. Er war vom schwedischen Pfarrer Forell. Am Ende der Woche erhielt ich eine Karte meiner Schwester: „Komme sofort, ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen.“ Ich fuhr hin. Sie kam mir entgegen: „Ich habe eine Karte mit der Unterschrift deines Schwiegersohnes aus Prag. Das ist doch unmöglich?“ Ich sagte: „Es ist möglich, er ist geflüchtet.“ So waren wir über ihn in Gewißheit, aber über Elisabeth lag das Rätsel.

Endlich, in der Frühe des zweiten Sonntags kam sie an, ganz todmüde, völlig verstört aussehend, schmutzig, mit ungeordnetem Haar. Ich gab ihr zu essen, legte sie zu Bett, sorgte für den Kleinen, mit dem ich zum Quäker-Familientag fuhr. Am Nachmittag endlich konnten wir miteinander reden. Da erzählte sie die ganze Geschichte. Sie hatte die Betreffende an der verabredeten Stelle nicht getroffen. Als sie das Gasthaus verließ, fühlte sie sich von zwei Männern verfolgt. Sie sprang in die nächste Straßenbahn, die Verfolger ihr nach. Nach einiger Zeit dasselbe, dann wieder und wieder. So sei sie die halbe Nacht durch Berlin gefahren bis zum Norden und dann zum Süden. Immer wieder war man hinter ihr. Schließlich kam sie nach Zehlendorf, lief dort einen Weg zwischen Hecken entlang – wieder verfolgt –, sprang über eine Hecke, hörte die Verfolger vorbeirennen und schlief in einem Liegestuhl im Garten bis zum frühen Morgen. Dann ging sie zu Forell, von dem sie ja wußte, daß er mit uns zusammen arbeitete, erzählte alles, schlief sich aus und erhielt von ihm Geld zur Weiterfahrt. Sie wollte über die Grenze. So fuhr sie nach Schlesien, suchte bei Breslau Bekannte auf, die sie aber sofort weiterschickten, kam an die Grenze – da waren die Verfolger wieder da. Sie fuhr nach Dresden, von da an die Grenze – wieder die Verfolger. So fuhr sie vierzehn Tage lang, sich kümmerlich ernährend, umher, und immer waren Leute da, von denen sie die Gefangennahme fürchtete. Da kehrte sie zurück.

[258] Am anderen Tag bat ich einen bekannten Nervenarzt, uns zu besuchen. Er schickte seine Assistentin. Ich ließ sie mit Elisabeth allein. Diese erzählte ihr alles. Nachher sagte die Ärztin zu mir: „Was sie erzählt, ist einfach unglaublich, aber ich habe in Wesen und Wort nichts gefunden, was auf eine Geisteskrankheit schließen läßt. So müssen wir ihr glauben. Und ich muß Ihnen sagen: Bis heute hatte ich keine Ahnung, welche furchtbaren Dinge hier unter uns Menschen geschehen. Das ist ja entsetzlich.“

Elisabeth schien nun wieder gesund – oder war nicht krank gewesen, und es war alles Wirklichkeit, was sie erzählte. Diese Frage erlosch nicht in mir. Aber irgendwie lag ein Bann über ihrem Wesen, der mich beängstigte.

Wenige Tage war sie zurück, da wurden wir wegen der Flucht ihres Mannes durch einen Polizeibeamten vernommen, der uns aufsuchte. Wir konnten ihm einen Brief ihres Mannes aus Prag zeigen, den wir gerade erhalten hatten. In ihm schilderte er seine Flucht so, daß der Gedanke, irgend jemand habe ihm geholfen, gar nicht aufkommen konnte. Auch sagte er, daß er die Kleider zur Flucht gestohlen habe und sie zurückschicke, damit auch auf deren Besitzer

kein Verdacht falle. Er hat sie auch zurückgeschickt. Der Beamte las den Brief und sagte: „Da habe ich ja weiter nichts zu untersuchen“, und ging. Unter der Tür drehte er sich um und sagte: „Wir hatten ja so viele Regierungen. Diese wird auch nicht ewig bleiben.“ Er wollte uns trösten und tat es. Es war immer eine Aufrichtung, Opposition zu spüren, gerade auch unter diesen Leuten.

So ging die Zeit in alter Weise hin. Nur hier und da meldeten sich Angstzustände bei Elisabeth, oder sie erzählte seltsame Erlebnisse mit Menschen. Aber sie malte, und ihre Bilder wurden unserer Überzeugung nach immer fester, zupackender, tiefer leuchtend. Ihre sozialen Bilder traten mehr und mehr zurück. Sie malte Landschaften. Wenn ich diese anerkannte, sagte sie wohl: „Sie sind Flucht, mein Bestes darf ich ja heute nicht geben.“

Nach ihrem Tode merkte ich, daß sie mehr verwirrte Zustände hatte, als zu merken war. So sagte sie uns einmal, sie habe ihre Uhr verloren. Ich fand die Uhr nach ihrem Tode unter ihrem Schmuck. Oft wußte sie nicht, wo sie das Geld gelassen hatte, das ich ihr für die Haushaltung gab, und das verursachte ihr dann sehr schwere Not, über die ich sie kaum trösten konnte. Sie fühlte wohl, daß ihr etwas von der Kraft ihres Wesens entschwand.

Schwere Stunden hatten wir, wenn es plötzlich über sie kam, sie müsse zu ihrem Mann. Ich sagte ihr: „Geh ruhig, aber laß nur den Jungen da. Ein Kind in der Not der Emigration könnt Ihr nicht [259] durchschleppen.“ Dann aber konnte sie sich nicht entschließen. Das waren tagelange Kämpfe in ihr.

Es kam der Einmarsch Hitlers in die Tschechoslowakei. Das waren furchtbare Tage. Wir wußten, daß Gerhard in die Schweiz gekommen war, aber von meinem Schwiegersohn wußten wir nichts. War er umgekommen, gefangen? Wir erwarteten, daß wir aus irgendeinem KZ Nachricht von ihm bekommen würden. Nichts kam! Aber nun setzten bei Elisabeth erhöhte Angstzustände ein. Immer wieder mußte ich für sie da sein, sie trösten, stärken. – Wir hörten nichts.

Für den Sommer luden uns die lieben Freundinnen in der Heide ein. Sie hatten ein kleines Nebenhäuslein auf ihrem Grundstück. Das stellten sie uns zur Verfügung; zwei kleine Schlafzimmer oben, ein Wohnzimmer unten.

Als wir ein paar Tage hier im Heidewald gelebt hatten, kniete mitten in der Nacht Elisabeth schreiend vor meinem Bett: „Sie bringen Guschi um!“ schrie sie und erzählte dann, was sie sah, den ganzen Vorgang, in dem ein Mensch zu Tode gemartert wurde. Ich weiß nicht, wie lange das dauerte, jedenfalls zittert bei der Erinnerung daran schon der ganze Körper und man fragt sich, wie man das überhaupt durchleben konnte. In dem ein paar Minuten entfernten Häuslein hörten die Schwestern das Schreien; die eine von ihnen rannte herüber, um zu sehen, was da für ein Unglück geschehen sei, und fand uns in dieser Lage.

Der schlimmste Ausbruch war vorüber, aber ein schwerer Angstzustand und eine völlige Fremdheit gegenüber der Umgebung waren geblieben. Wir brachten sie zu Bett, hörten vom Nebenzimmer ihr Stöhnen. Wenn es zu schlimm wurde, setzte ich mich neben sie, sprach ihr Trost zu, sprach Worte der Bibel. So gingen die Tage der nächsten Woche hin. Ich kam kaum zum Schlafen, lag wach im Bette und eilte zu ihr, sobald das Stöhnen begann. Ein aus dem Neuen Testament gelesenes Wort half oft für eine halbe Stunde. Dann begann die Angst wieder. Sehr schlimm war in den ersten Tagen die Not des fünfjährigen Jungen. Er wollte zu seiner Mutter, fand aber nur das kalte, leere Gesicht, von Angst fast zur Unkenntlichkeit verzerrt. Dann schrie er „Mutti“ und schlug nach ihr, um sie zur Aufmerksamkeit zu bringen. Wir mußten alles aufbieten, ihn von ihr fernzuhalten, nachdem wir vorher eine so wunderschöne Zeit mit ihm und für ihn hatten. Im Walde hatte er alle Merkwürdigkeiten gesammelt und sich aus wunderlich geformten Holzblöcken und Ästen einen zoologischen Garten gebaut mit allen nur denkbaren Tieren. Nun aber diese Schreckenstage!

Wir konnten Freund Poelchau benachrichtigen, der gerade in Ham[260]burg war. Er kam. Ich konnte die Lage mit ihm besprechen. Er meinte, daß ich mit Elisabeth in der Heide bleiben solle, besonders da wir einen tüchtigen, sehr verständnisvollen Arzt dort hatten. Auch übte seine Gegenwart einen sehr beruhigenden Einfluß auf Elisabeth aus. So hofften wir. Den Jungen nahm er mit nach Berlin und brachte ihn zum jungen Ehepaar Hagen, Quäkern, die mit uns befreundet waren und einen Jungen hatten, der ein Jahr älter als unser Klaus war und auch Klaus hieß.

Etwas über eine Woche ging hin. Eben hatte ich wieder mit einem Angstzustand gerungen und das verzerrte Gesicht gesehen. Plötzlich war in einer Sekunde alles anders, das alte liebe Gesicht, klare Augen, Frage nach dem Jungen, Verwunderung, daß sie krank gewesen sei. Natürlich sagte ich nichts vom Wesen der Krankheit. Ob sie noch wußte von jener Nacht? Nie durfte ich sie fragen. Eine tiefe Stille lag über ihr, aber klares Wesen. Sie begann wieder zu malen. Vor allem malte sie das wundervolle sonnenüberstrahlte Bild der Garben auf dem Felde, zu dessen Vollendung sie alle Morgen ganz früh hinausging. Als sie dieses in Freude leuchtende Bild fertiggestellt hatte, hatte ich das dankbare Hoffen in mir: Nun hat sie die Krankheit überwunden. So kann man nur malen, wenn man im Wesen gesund, hoffend ist.

In mir bohrte allerdings die Frage, ob sie in jener Nacht durch tiefe geistige Verbindung Wirklichkeit gesehen habe oder ob es nur eine Angstvision gewesen sei, geweckt durch all das, was wir ja mit Freunden erlebt hatten.

Nun aber stand eine schwere Entscheidung vor mir. Wir hatten den Plan, von der Heide nach Bad Pyrmont zur Jahresversammlung der deutschen „Gesellschaft der Freunde“ zu fahren, für die ich einen Vortrag versprochen hatte: „Die Botschaft des inneren Lichtes“. Durften wir das wagen? Mit Poelchau und dem Arzt hatte ich es besprochen. Beide meinten, es könne gut sein, es könne falsch sein; vorhersagen könne man nichts. Der Aufenthalt unter lieben Freunden mit allem, was er brächte, könne sich sogar recht gut auswirken. So wagte ich es, hinzufahren.

Wir erhielten ein sehr nettes Quartier bei einer lieben Wirtin und machten die Tage mit. Elisabeth suchte möglichst die Stellen, wo sie helfen konnte, vor allem in der Küche, und ich mußte sie oft zu einer Versammlung, die mir besonders wichtig schien, oder zum Zusammensein mit Freunden oder zum Essen holen. Später wurde mir gesagt, daß Freunde darüber gesprochen hatten: „Wie kann Emil Fuchs nur immer so besorgt sein um seine Tochter, die ist doch frisch und sicher und selbständig genug.“ Bei einer Andacht sprach sie ein [261] paar Worte, die mich schon durch ihren Ton bis ins Tiefste erschütterten: „In meiner höchsten Not sagte mir eine Stimme: Diene anderen Menschen. Das hat mir geholfen.“

Es kam der letzte Tag der Jahresversammlung. Wir standen, eine Gruppe von Freunden, im Hofe beisammen; da kam Elisabeth heran, und – das Herz stand mir still – ihr Gesicht war verzerrt, der Angstzustand war wieder da. Es war ein schwerer Tag, mit ihr in den Anlagen zu sitzen, sie zu trösten, dann die furchtbare Nacht, vorher die Vorbereitungen zur Abreise. Ich hatte nur den einen Gedanken: nach Berlin, zum Arzt. Nun erkannten einige Freunde ihren Zustand und halfen mir. Wir gingen zur Bahn. Ich führte sie an der Hand und war entschlossen, diese Hand nicht loszulassen bis Berlin. Inzwischen war mir aus ihrem Benehmen deutlich geworden, daß eine sie völlig sinnlos beherrschende Verzweiflung sie zum Selbstmord trieb. Aber, wie es in solcher Lage ist, der Gedanke, in Pyrmont zu bleiben und dort zum Arzt zu gehen, kam mir nicht. Niemand riet es mir. So kamen wir in den überfüllten Zug. Als er sich in Bewegung setzte, mußten wir weitergehen, um einen Platz im anderen Wagen zu suchen. Da schwankte der Zug; um mich zu halten, ließ ich Elisabeths Hand los. Als ich mich umdrehte, war sie verschwunden, die Tür nach außen offen. In der einen Sekunde war sie aus dem fahrenden Zug gesprungen. Der Zug mußte halten, ein Freund stieg mit mir aus, wir hatten eine Viertelstunde zurückzugehen. Da lag sie mit zerschmettertem Kopf auf den Schienen, am 7. August 1939.

In mir war alles sinnlos vor Schmerz und Entsetzen. Ich betete das Vaterunser, die Bitte um Vergebung zweimal. Ich sah oben über uns die Gebäude des Bückeberges, wo Hitler die Landwirtschaftsfeste hielt, aber alles war sinnloses Dunkel eines wahnsinnigen Leidens. Die Polizei nahm alles in die Hand. Freunde waren von Pyrmont gekommen und halfen. Mit einem späteren Zug fuhren wir weiter; nachts kamen wir in Berlin an. Die Schlüssel meiner Wohnung waren im Handkoffer, den ich im Zuge gelassen hatte, und erst am nächsten Tage konnte ich ihn bekommen. So übernachtete ich im Zustand dieser Verzweiflung bei Freunden.

Die nächsten Tage brachte ich in dieser völligen Dunkelheit des Schmerzes zu, in dem Zustand, in dem weder Gott, Welt noch Freunde da sind, sondern nur die Verzweiflung. „Hinausgeworfen in die äußerste Finsternis“ nennt das Neue Testament dieses Furchtbare. Die Freunde, Poelchau nahmen sich meiner an. Aber was kann ein Mensch nützen in solcher Lage. Eines war da: „Um des Jungen willen mußt du leben!“, wenn auch dauernd die Verzweiflung rief: „Ich kann nicht mehr leben!“

[262] So vergingen die Tage bis zur Einäscherung. Freunde fuhren mich zur Kapelle. Ich hatte nur das Bewußtsein: „Das kann ich nicht mehr ertragen!“ Und als ich die Kapelle betrat, trug mich Gott. Man kann wohl niemandem sagen, wie das ist und was es ist. Aber ich war von seiner Gegenwart umfaßt und getragen. Die Finsternis war gewichen – nicht der Schmerz, der blieb bis heute –, aber es ist ein getroster Schmerz, ein Wissen von Gottes Liebe und Gegenwart ist darin. Das war die mächtigste aller meiner Erfahrungen von Gottes Gegenwart, die mich trägt bis heute und aus dem furchtbarsten aller Schicksale durch alle anderen hindurch. Da man diese Erlebnisse so gern als subjektive bezeichnet und damit entweiht, setze ich hier hinzu, daß andere Teilnehmer des Kreises der Trauernden das mit mir empfanden. Am merkwürdigsten ist wohl, daß ein Verwandter, der Nazi war und von Religion nichts wissen wollte, später zu mir sagte: „Onkel, was habt Ihr Quäker nur Besonderes! Bei dieser Beerdigung habe ich mich von einer Kraft umfaßt gefühlt wie noch nie. Ich wollte, das wäre bei jeder Beerdigung so.“ Das Erregtsein der Stunde ist menschlich. Was an Kraft kund wird, ist von Gott. Das wird man denen, die es erlebt haben, nicht mehr nehmen können. Sie wissen es. Sie wissen also auch von Gottes Wirklichkeit.

Am Ende des Monats erhielt ich die Nachricht, daß die Urne nach Kiel gesandt sei, wo ich sie im Grabe meiner Frau beisetzen lassen wollte. So kam es, daß ich am 1. September im Bahnhof zu Hannover wartend saß und plötzlich die furchtbare Stimme Hitlers aus dem Radio hörte, die Stimme, die den Einmarsch in Polen mit der ganzen Gemeinheit seiner unwahrhaftigen Politik ankündigte. Da schmolzen Leid um meine Familie und Leid um das deutsche Volk – ja die Menschheit – wieder in eins zusammen. Denn daß hier nun ein unüberschaubares Leid der Millionen begann, war mir klar. In Kiel nahmen die Verwandten meines Schwiegersohnes, Mutter und Tante, die auch einen Mann im KZ hatte, mich in Empfang, und wir hatten tief schmerzliche Tage miteinander. Dann fuhr ich nach Hause, schon umrauscht von den Schreckensnachrichten aus Polen, die für die Masse noch Siegesnachrichten waren, und ich fragte mich: Was wird mit dem Jungen? Wie nun weiterleben?

Das junge Ehepaar Hagen bot an, mit mir zusammenzuziehen und ihren und meinen Jungen gemeinsam zu umsorgen. Wir suchten uns ein kleines Haus in Mariendorf und zogen zusammen. Das dauerte natürlich einige Wochen. Ich hatte Klaus bei ihnen gelassen, ihn zuerst nur abends besucht, wenn er schlief. Erst als ich die innere Sicherheit hatte, daß ich ihm in Ruhe vom Tode seiner Mutter reden könnte, ging ich am Tage hin, sagte es ihm, und wir hatten von da [263] ab wieder ein frohes gemeinsames Leben. Zunächst kostete das Frohsein mit ihm viel Kraft. Aber ich wußte, ein Kind muß Freude haben, wenn es gedeihen und Vertrauen fassen soll. Nach und nach wurde frohes Verhalten wieder selbstverständlich. Der Junge und die Liebe zu ihm haben mich wieder lebensfähig gemacht

1939-1945

Es war ein tief verändertes Leben im Hause der jungen Freunde, die sehr liebevoll für uns beide sorgten, aber es war eben doch ein einsames Leben, in dem nur noch der Junge für das persönliche Dasein Bedeutung hatte.

Mit Hagens war ich verbunden durch das gemeinsame Leben in der Quäkergruppe Berlins und mit Heinz Hagen durch dessen ganz tiefes, leidenschaftliches Teilnehmen am Schicksal der Juden. Er stand sehr energisch in der Hilfsarbeit, und viele jüdische Menschen gingen bei uns ein und aus, suchten Rat und Hilfe. Vielen konnte noch der Weg ins Ausland bereitet werden. Es wurde immer schwerer, und immer mehr mußten illegale Mittel gebraucht werden. Ich führte die Verbindung mit meinen SPD-Freunden weiter. Es war vor allem Bernhard Göring und sein Kreis illegaler Arbeit, zu dem ich gehörte. Doch auch Ernst v. Harnack und sein Kreis standen mir nahe, so daß ich oft den Vermittler von Nachrichten zwischen ihm und Bernhard Göring machen konnte. Durch ihn erhielt ich Mitteilung über das, was man im Kreis des 20. Juli gegen Hitler plante. Hier konnte ich nur warnen. Ich sagte Harnack, daß ich es für geschichtlich sinnlos hielte, zu glauben, es sei durch ein Attentat zu ändern, was auf soviel falschem Geist der Massen begründet sei. Ich weiß, daß ich einmal ihm gegenüber das Bild gebrauchte: „Wenn es um Werke des Teufels geht, seid euch klar, daß der Teufel für sein bestes Instrument eintritt."

Daneben schrieb ich weiter meine Auslegung des Neuen Testamentes und besuchte meine Freunde überall in Deutschland. Wie ich das im Ringen mit der Reichsschrifttumskammer und der Gestapo trotz dauernder Überwachung durchführte, ist geschildert.

Leider wurde Heinz Hagen eingezogen und einem Strafbataillon zugeteilt, in dem er im Laufe des Krieges umkam – auch einer der tapferen und wertvollen Menschen, die Hitler dem deutschen Volke nahm, wie er soviel von unserer Kraft zerstörte! Tille Hagen suchte nun mit ihrem Jungen eine eigene Wohnung und wollte sich mit Kunsttöpferei ernähren, in der sie Gutes leistete. Dies gelang ihr auch.

[264] Zu uns zog Marie Sturm, und wir suchten durchzukommen, obwohl es für sie in ihrem Alter eine schwere Aufgabe war. Dabei wurde sie eines Tages verhaftet. Sie hatte für die von Pastor Mensching herausgegebenen Erbguthefte eine Auswahl von Worten aus Roseggers Werken zusammengestellt. Diese wurden als staatsgefährlich erkannt. Es waren vor allem zwei Aussprüche, in denen Rosegger sagt, daß man in der Schule die Helden des Friedens und nicht die des Krieges feiern solle, die so scharf beanstandet wurden. Durch die Bemühungen eines Vetters von ihr, der bei den Nazis eine höhere Stellung einnahm, kam sie nach drei Wochen, die sie sehr tapfer in Fürsorge für junge Mitgefangene durchhielt, frei.

Es gelang uns, noch eine andere Freundin aus dem Kreise der Sozialisten zur Teilnahme an unserer Hausgemeinschaft zu gewinnen. Dann aber setzten die schweren Fliegerangriffe auf Berlin ein. Marie Sturm wurde von ihrem Bruder aufgefordert, zu ihm nach Hagenow zu kommen. Ich lebte in der Angst, daß man eines Tages meinen Enkel zwangsweise in ein Lager außerhalb Berlins bringen würde und suchte deshalb und weil ich ihm die Schrecken dieser Nächte – eventuell den furchtbaren Tod – ersparen wollte, eine Unterkunft außerhalb. Es wurde mir ein Jugendheim in Gortipohl-Montafon in Vorarlberg empfohlen. Man sagte von dort zu.

Ich brachte Klaus im Mai 1943 hin. Ich sah, daß man dort Platz hatte, da der Verkehr stockte und auch das Jugendheim kaum Gäste bekam. So vereinbarte ich, daß auch ich kommen könne, wenn ich in Berlin keine Wohnung mehr hätte. Dazu kam es bald. Nachdem wir noch einige böse Nächte in unserem kleinen Häuschen verbracht hatten, war unser Haus so erschüttert, Wände und Treppen eingestürzt, Fenster zersplittert, Möbel zerrissen, daß an Wohnen nicht mehr zu denken war. Noch einige Kisten mit Weißzeug, Büchern, der Schreibma-

schine konnte ich mit den aus den Trümmern gesuchten Sachen schicken. Sie kamen an. Im August 1943 fuhr ich auch nach Vorarlberg. In der Nacht vor der Abreise war ein furchtbarer Angriff. Vom Anhalter Bahnhof gingen keine Züge. Wandernd mit dem Koffer, dann auf Lastautos mitgenommen, kam ich nach Königswusterhausen, saß die Nacht im Wartesaal ohne Essen und Trinken, kam am anderen Abend in Leipzig an, übernachtete bei Freunden, fuhr dann nach Nürnberg, wo ich den schwersten Angriff, der das alte Nürnberg und die Wohnung von Freund Rummel zerstörte, mitmachte. Am anderen Morgen hieß es wieder mit dem Koffer bis zu einer Haltestelle weit draußen wandern, wo Züge verkehrten. Am Abend war ich in München, am anderen Tag in Gortipohl.

Dort lebten wir in dem Jugendheim, das, in einem alten Bauern-[265]haus untergebracht, ziemlich primitiv war. Es war für Kinder und Jugendgruppen aus Berlin eingerichtet, die mit ihren Betreuern hier untergebracht wurden und von hier aus Ausflüge ins Hochgebirge machten. So war es eine große Wohltat, als später eine Freundin aus Berlin, Elise Stock, die dort ihre Stellung verloren hatte, zu uns kam und uns eine eigene Haushaltung möglich wurde. Es gab viel Mühe und Arbeit mit Herbeischaffen von Lebensmitteln und Holz, mit Holzsägen im Winter, es gab viel Wandern im Sommer, viel Kampf mit Schnee und Kälte im Winter. Aber es war gesund. Im Sommer wanderte ich zweimal die Woche auf die Alp (tausend Meter höher, eine teilweise steile Wand hinauf) und trug zwölf Liter Buttermilch in einem großen im Rucksack verstauten Gefäß herab. Aber es half uns, den schweren Mangel jener Jahre zu überstehen. Unsere Leinwand, Lederkoffer und andere Gegenstände vertauschte ich nach und nach bei der Bäckersfrau gegen Brot und Mehl. Im zweiten Frühjahr wandelten Klaus, der damals zehn Jahre alt war, und ich ein Stück Wiese in einen Kartoffelacker um und legten Kartoffeln. Klaus weidete bei Bauern die Kühe – eine nicht leichte Arbeit, bei der er einmal durch ein wütendes Rind in Lebensgefahr kam, half an den Berghängen Mist fahren und breiten und verdiente so Milch, Brot und Käse; zeitweise war dies fast das einzige, was wir zu essen hatten, neben den Pilzen und Beeren, die wir suchten.

Für alle Mühe und allen Mangel entschädigte die herrliche Natur mit ihren Kräften der Gesundung und die Sicherheit vor Bomben. Wie oft sahen wir sie über uns hinziehen – die schweren Luftgeschwader – und mußten uns fragen: Wo werden sie nun das Unheil anrichten?

Die ganze Schwere des Winters im Hochgebirge wurde uns klar, als der große, kräftige vierzehnjährige Junge unserer Wirtin an Diphtherie erkrankte.

Von wildem Schneesturm war das Haus umtobt. Durch ihn hindurch ging unsere Wirtin auf Schneeschuhen zum Arzt; ich suchte durch Sturm und Schnee den Weg zur nächsten Haltestelle der kleinen Industriebahn, um nach Schlunz fahren zu können und Herzmittel zu beschaffen. Sie halfen wenig. Nun sollte der Kranke, auf Schlitten verpackt, ins Krankenhaus gefahren werden. Gerade als alle Vorbereitungen im Gang waren, kam das Ende. Ein junges, kraftvolles Leben, das wohl zu retten gewesen wäre, wurde so ein Opfer der Krankheit. Für die Mutter war das furchtbar und für uns alle bitter schwer. Daß wir sechs Wochen lang in Quarantäne waren und ein Junge oder Mädchen des Dorfes täglich an der Lücke erschien, die wir in den Schnee geschaufelt hatten, um für uns das Notwendige zu besorgen, trat demgegenüber völlig in den Hintergrund. Mein Enkel [266] Klaus erfuhr mit dem Verlust eines sehr geliebten, älteren Freundes zum ersten Mal das Rätsel des Todes.

Es war für Klaus ein großes Glück, daß eine Familie aus dem Rheinland nach Gortipohl mit einem etwa gleichaltrigen Jungen gekommen war. Mit ihm strolchte er durch die Wälder, suchte Pilze, hatte er Abenteuer mit Hirschen und erlebte die gewaltige Natur im Sommer und Winter, zuletzt auf Schneeschuhen. Auch aus Deutschland hatten wir Besuche: Freund Hertzsch mit seinem Sohne und Juden, die auf dem heimlichen Wege nach der Schweiz waren. Eine jüdische Freundin kam von Freiburg zum Abschiednehmen. Als sie dann in dunkler

Nacht über die Grenze geführt werden sollte, verlor sie die Fühlung mit dem Führer, irrte hilflos umher, fiel plötzlich tief hinab und lag bewußtlos. Als sie erwachte, leuchtete ihr ein Grenzwächter mit seiner Laterne ins Gesicht und sagte: „Sie hatten Glück. Sie sind in die Schweiz gefallen!“ – Sie hatte ein Bein gebrochen, wurde in der Schweiz geheilt und war gerettet.

Ein Besuch aus Brünn brachte uns Nachrichten von Klaus’ Vater, der dort von einer Familie verborgen gehalten wurde.

Durch die ganze Zeit rissen die Verbindungen mit den Freunden in Deutschland nicht ab. Mehrere Male reiste ich bis Berlin und besuchte unterwegs viele in Stuttgart, Karlsruhe, Nürnberg, Frankfurt, Hannover, Leipzig und Hamburg.

Ebenso konnte ich monatlich meine Auslegung des Neuen Testamentes verschicken, die ich durch Andachten erweiterte, die immer eine für die Zeit wichtigen, tiefer grabenden Gedanken darstellten.

Immer mehr wurden sie von der Hoffnung auf eine tiefgehende Erweckung durchleuchtet, die uns im deutschen Volke nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus geschenkt werden würde. Es war nach 1945 eine schwere Enttäuschung, die mit Gottes Hilfe überwunden werden mußte, zu erleben, daß Gott sie uns nicht schenkte, daß wir hier menschlich kurzsichtig gewesen waren. – Aber die Hoffnung auf ihr Kommen wurde mir doch weiter geschenkt.

Nun kam der Sommer 1944 mit seinen deutlicheren Hinweisen auf den kommenden Niederbruch, aber auch seinen tiefen Nöten. Noch einmal kam ein Paket von Brünn mit Haferflokken und viel Hilfreichem; in ihm aber lag ein kleines Stück Papier mit den Worten: „Wir gehen der Flut entgegen.“ – Wir ahnten, daß es sich auf die heranmarschierenden Sowjettruppen bezöge. Fast gleichzeitig kam aus Berlin die Nachricht vom mißlungenen Attentat auf Hitler, und nun mußte ich mit Herzklopfen an das Schicksal der Freunde denken, von denen ich wußte, daß sie mit diesem Plan verbunden seien – vor [267] allem an das Harnacks. Viel später erst hörte ich von seinem Schicksal: Er hatte sich bei unserem Freund Rackwitz in Neukölln verborgen halten können, wurde aber dort nach einigen Wochen entdeckt. Rackwitz kam bis zum Ende der Hitlerzeit nach Dachau, von wo er sehr schwach und herzleidend zurückkehrte. Ernst v. Harnack aber wurde auf die jammervolle Weise ums Leben gebracht, die Hitler seinen Feinden zudachte. Man kann nicht ohne tiefes Herzeleid an sein edles, überlegenes, weitschauendes Wesen denken, das unserem Volke so Wichtiges hätte bedeuten können. Er ist einer der vielen, die wir so bitter entbehren.

Gerade hatte ich diese Nachrichten empfangen, als am Abend in der Dämmerung Polizei bei mir erschien, um eine Haussuchung mit Vernehmung durchzuführen. Klaus, der morgens früh zum Viehhüten ging, lag schon zu Bett und beobachtete alles mit weit aufgerissenen Augen. Zuerst war ich sehr erschrocken, denn ich dachte, man hätte bei einem der Verschworenen, etwa bei Harnack, etwas gefunden, was auf mich deutete. So fiel mir ein Stein vom Herzen, als man mich fragte, ob ich einen Gustav Kittowski kenne. „Mein Schwiegersohn“, war die Antwort. Guten Gewissens konnte ich sagen, daß er einst geflüchtet sei, wo er aber jetzt sei, das wußte ich nicht zu sagen. Man durchsuchte meine Papiere, und zu meinem Schrecken fand man einen Brief von ihm. Ich glaubte, alles vernichtet zu haben. – „Wer ist dieser Günther, der hier unterschrieben hat?“ Blitzartig kam mir die Auskunft: „Das ist ein junger Freund, der eingezogen ist und mir manchmal schreibt.“ „In welchem Heeresteil ist er?“ „Der ist so oft versetzt, daß ich mich nicht erinnere. Steht es nicht auf dem Brief?“

Zum Glück war der Kriminalbeamte nicht sehr geschult, sonst hätte er beim Lesen des Briefes erkennen müssen, daß da etwas nicht stimme. So legte er ihn beiseite, machte seinen Bericht, und es ging alles gut vorüber. Später hörte ich, daß das Versteck meines Schwiegersoh-

nes entdeckt worden war. Unter schwerster Lebensgefahr konnte er noch fliehen und schloß sich einer Partisanengruppe an, während die Familie, die ihn verborgen gehalten hatte, samt der alten Mutter verhaftet wurde. Die Partisanengruppe wurde in den Kämpfen zersprengt, er mit anderen Emigranten von Tschechen gefangen und in deren Gefangenenlager gebracht, dort von Sowjet-Offizieren als Emigrant anerkannt und freigelassen. So kam er nach Deutschland zurück und ist jetzt einer der Männer, die am Bau unseres Staates verantwortlich mitwirken.

So erlebten wir in Ruhe und unter den Schwierigkeiten, die die Natur schuf, den zweiten Winter in Gortipohl. Gegen sein Ende kam die bedrückende Zeit, da man spürte, wie immer mehr Nazis ihre [268] Familien in diese Gegend brachten. Immer größer wurden Unruhe und Bitterkeit der Bauern, die ihre Kartoffeln dafür hergeben mußten. Im Frühjahr kamen schließlich mächtige Lastautos mit Aufschrift „Verkehrsministerium Berlin“ ins Tal; Kartoffeln für die zugehörigen Beamten und Familien sowie Wohnungen wurden requiriert, und Bitterkeit und Unruhe stiegen.

Wir ahnten, daß man wohl die Alpen als letzte Festung der Nazis verteidigen wollte. Ich sprach darüber einmal mit unserem Schuhmacher. Zu ihm war ich gleich am Anfang gekommen, da man ja einen Schuhmacher immer nötig hat. Als wir allein waren, machte er mir Andeutungen über die Lage, und ich erkannte sofort, daß er den Schweizer Sender hörte. So kam ich öfter zu ihm, um mir erzählen zu lassen. Es entwickelte sich ein echtes Vertrauen zwischen uns. Er war alter Kommunist, mußte das aber sehr verbergen. Nun besprachen wir diese Möglichkeit, und er sagte mir tröstend: „Wenn es wirklich zu Kämpfen in unserer Gegend kommt, dann gehen viele von uns über die Gletscher nach der Schweiz. Da nehmen wir Sie mit.“

So konnten wir auch hier getrost sein und dem Zusammenbruch ruhiger entgegensehen. [271]

IX.
NACH DEM ZUSAMMENBRUCH

Heimkehr

Es kam der Monat Mai 1945. Drängender wurde die Frage, ob unsere Bergfestung umkämpft werden würde oder nicht. Es wuchs die Spannung. Große, erbitterte Sorge ging durchs Tal. Man habe oben in die Sperrmauer des großen Stausees an der Sprengkörper angebracht, um diese bei einem etwaigen Einmarsch von Feinden ins Tal zu sprengen und ihnen die gewaltige Wassermenge entgegenzustellen – vernichtend, wie man meinte. Es war einer jener unsinnigen Pläne, die ja weithin in dieser Untergangsstimmung von den Nazis gefaßt wurden. Die gewaltigen Wogen hätten wohl das Tal vernichtet, die Bauernhäuser mit allem Vieh und die Äcker; die Feinde aber wären wahrscheinlich rechts und links auf die Berge geflüchtet. Im Tal war die Panik groß. Wir kannten ja den See, oben unterhalb der Silvrettagletscher, über die die Grenze nach der Schweiz verläuft. Einige Ausflüge hatten wir dorthin gemacht und waren unter dem wundervollen Felsen der Vallüla gewandert, der kahl bis zu 2500 Meter ragt. Wir waren sogar bis zu den Gletschern vorgedrungen, über die die noch höheren Hörner aufragten und an deren Fuß die Schilder standen: Nicht weitergehen, sonst wird scharf geschossen! – Hier bewachte man die Grenze.

Kurz vor dem Einmarsch der Franzosen ging ein Aufatmen durchs Tal. Man flüsterte, daß die inzwischen entstandene Partisanengruppe die Sprengkörper entfernt hatte. Später wurde deutlich, daß der Führer dieser Partisanen unser Freund, der Schuhmacher, war.

Wieder einmal ging ich in diesen Tagen nach St. Gallenkirch ins Dorf, um Einkäufe zu machen. Da sah ich vor der Kirche festlich gekleidete Männer und weißgekleidete Jungfrauen mit Blumensträußen versammelt. Sie erwarteten den Einmarsch der französischen Truppen; und siehe, da kamen sie heran. Rasch ging ich meinen Weg nach Gortipohl hinaus. Das wollte ich nun gerade nicht miterleben, wie man hier feierte. – Droben aber hingen schon an den Häusern der großen Bauern die österreichischen Fahnen vom Dach bis auf die Straße – wie kurz vorher die Hakenkreuzfahnen.

Der alte, ehrwürdige Pfarrer des Ortes sagte mir in diesen Tagen: „Als ich sie einst warnte, Hitler zu wählen, wollten sie mich fast totschlagen. Nun sind sie wieder begeistert! Was soll man zu diesen Leuten sagen?“ – Als ich mit Klaus am anderen Morgen von unserm Berg herunterging und er die Fahnen sah, blickte er mich an und sagte: „Gelt, Opa, so etwas machen wir nicht?“ – „Nein“, sagte ich. „Wir sind immer auf demselben Weg!“

Nicht ich, aber er hatte unter den neuen Verhältnissen zu leiden. [272] Die Mitschüler quälten ihn bei jeder Gelegenheit als einen „Deutschen“. Das hatte schon vorher begonnen. Damals hatte ich mir einen zwei Jahre älteren, für sein Alter sehr starken Jungen aus einem reichen Bauernhaus auf der Straße gefaßt und ihm deutlich gemacht, wie gemein es sei, einen soviel kleineren Jungen zu mißhandeln. Er gab sich sehr trotzig. Aber als er mich bald darauf plaudernd beim Pfarrer stehen sah, schlich er doch schuldbewußt vorbei, und ich danke es wohl der Tatsache, daß ich ihn da nicht verriet, daß er eine Zeitlang freundlich zu Klaus war. Nun aber ging es wieder los. Die beiden deutschen Jungen hatten allerlei zu leiden, was ihre innere Kraft schulte, nicht aber brach.

Die Alten – besonders die kleinen Bauern, bei denen Klaus gearbeitet hatte – blieben freundlich zu uns. Während man überall alles tat, um die Deutschen, die Zuflucht gesucht hatten, auszutreiben, wunderte man sich, wenn ich ihnen erzählte, daß wir auch ans Heimkehren dachten. „Warum wollen Sie weg?“ fragten sie dann, und ich mußte ihnen lächelnd erklären, daß ich ja schließlich ein Deutscher sei, der ins Reich zurückgehöre. Die Tatsache, daß wir

schwer arbeiteten, unser Kartoffelfeld gerodet und bebaut hatten, hatte sie so gestimmt, daß sie uns als ihnen zugehörig betrachteten.

Es kam dazu, daß nach kurzer Zeit die Liebe zu den Franzosen sehr enttäuscht wurde. Soldaten gewinnen keine Liebe, wenn sie aus dem Krieg kommen. Hungrig nach frischem Fleisch schossen sie den Bauern die Schafe auf dem Felde nieder und ebenso die Hühner. Man trieb die Schafe auf die Matten der Berge, um sie zu schützen – bis dann strenge Maßnahmen des Heeres das änderten.

Bald auch erkannten wir und die Einheimischen, daß unser Tal bei dem allem sehr glücklich davongekommen war; drüben über den Bergen des Tales, das zum Vorarlbergtunnel führt, hörten wir dauernd das Schießen. Dort hatten sich Nazitrupps verschanzt, die in bitteren Gefechten vernichtet oder gefangengenommen werden mußten. Viele Tage dauerte es noch, bis der Weg nach Tirol frei wurde.

Dort in Tirol hatten nahe Verwandte Zuflucht gesucht. Sie wurden von der Bevölkerung so schlecht behandelt, daß in diesen Tagen der alte achtzigjährige Vater mit seiner ältesten Tochter Gift nahm. Sie versuchte auch ihre Kinder zu vergiften. Das Jüngste brach die Pille aus und wurde gerettet. Die Tat hing wohl auch damit zusammen, daß diese sehr lieben und feinen Menschen von den ihnen nahestehenden Nazis so beeinflußt waren, daß sie darüber hinaus keine Hoffnung kannten.

Es gab viele Menschen, die in diesen Tagen in völlige Verzweiflung gestürzt wurden.

[273] Wir sahen Hoffnung – nun gerade – große Hoffnung; aber es war schwer, den Weg nach Hause zu finden. Vierzehn Tage nach dem Einmarsch der Franzosen fuhr ich hinunter ins Hauptquartier in Dornbirn, ließ mich melden und wurde von einem der für Zivilsachen zuständigen Offiziere empfangen. Er sprach deutsch. Ich trug ihm vor, daß ich zurück wolle und einen Passierschein wünsche. Er aber antwortete sehr energisch: „Da müssen Sie noch warten. Bis jetzt gibt es das nicht.“ Ich: „Aber ich bin ein Mann, der gegen Hitler stand und gehöre also zu denen, deren Arbeit man in Deutschland jetzt nötig hat. Helfen Sie mir also hinüberzukommen, damit ich dort beim Aufbau helfen kann!“ Darauf er: „Wir haben keine Ursache, irgendwie beim Aufbau Deutschlands mitzuhelfen.“ Ich sagte darauf: „Aber damit setzen Sie sich in Widerspruch zu den Erklärungen Ihrer Regierung, die gerade gestern in den Zeitungen veröffentlicht wurden.“ Wütend sprang er auf, riß die Türe auf, bedeutete mir hinauszugehen und sagte scharf: „Seien Sie froh, daß ich Sie nicht verhaften lasse!“ Ich zog ab mit dem Gefühl: Na, das kennen wir ja. Es gibt also auch französische Nazis. – Vierzehn Tage später ging ich wieder diesen Gang und wurde von einem anderen Offizier freundlicher behandelt. Er gab mir Formulare zum Ausfüllen und bedeutete mir, daß wir nur mitnehmen dürften, was wir in der Hand tragen könnten. Ein paar Tage später erhielt ich den Passierschein. Wir bereiteten alles vor, wo wir unsere Sachen unterstellen könnten. Der Pfarrer erklärte sich dazu bereit; er hatte Platz genug. Aber ehe alles zur Ausführung kam, wurden die Passierscheine für ungültig erklärt mit der Begründung, die Grenze sei geschlossen. Wir mußten also warten.

Nach einigen Wochen kam eine neue Erklärung: man könne sein Eigentum mitnehmen, müsse aber eine genaue Aufstellung machen. Wieder holte ich den Schein. Wir packten alles. Ich hatte keine große Waage und mußte jede Kiste und ihren Inhalt Stück für Stück auf der Küchenwaage wiegen, da ich das genaue Gewicht angeben mußte. Als wir in einigen Tagen so weit waren, daß wir wegen des Transportes mit einem Bauern verhandelten, der Pferde hatte, war die Grenze wieder gesperrt. Bis sie geöffnet wurde, war der Schein abgelaufen und mußte erneuert werden. Nun hieß es wieder: nur mitnehmen, was man tragen konnte. Ich holte einen neuen Schein, und nun wurden die Sachen in Eile zum Pfarrer gebracht. Wir selbst, Elise Stock, Klaus und ich, trugen jeder einen schweren Rucksack auf dem Rücken und einen

Koffer in der Hand. So fuhren wir mit dem Omnibus nach Schrunz und von dort nach Dornbirn, unserer ersten Wanderstation. Es war inzwischen September geworden.

Wir aber hatten schon einiges erlebt.

[274] Unser Leben war weitergegangen mit allerhand Mühen: Buttermilchholen von der Alp, Kartoffelsuchen und ähnlichen Arbeiten. Im Tale oberhalb Gortipohls war eine Gastwirtschaft als Erholungsheim für Kinder aus Essen eingerichtet. Es erhielt keine Gelder mehr von dort. Die Lehrer, die sich wohl alle gefährdet fühlten, flohen, die Kinder waren sich selbst überlassen und irrten bettelnd durchs Tal. Frau Kuschkowitz, unsere Hauswirtin, nahm zwei auf, und wir suchten sie zu ernähren. Von Zeit zu Zeit tauchten Väter oder Mütter auf, die sich durchgequält hatten und nun ihre Kinder suchten und mitnahmen. Ältere Kinder versuchten es auch allein, über die Grenze zu kommen. Wie froh war ich wieder, daß ich mit Klaus zusammen war – gerade auch jetzt.

In Dornbirn übernachteten wir in einer Kaserne mit etwa fünfzig bis sechzig Leuten zusammen auf Strohsäcken und Holzbetten, in unsere Decken gewickelt. Am anderen Tag ging es bis Bregenz. Dort war Grenzkontrolle. Die Nacht schliefen wir in der zugigen Halle des Bahnhofs. Klaus hatte den Gedanken, daß wir uns in das kleine Häuschen setzen könnten, das den kontrollierenden Beamten am Eingang schützte. Es stand unbenutzt; wir beiden Erwachsenen saßen, in Decken gewickelt auf dem Bänklein, Klaus lag zusammengekrümmt und eingewickelt zu unseren Füßen. So waren wir vorm Zuge geschützt bis zum Morgen. Dann ging es weiter nach Lindau. Hier konnten wir bis zwanzig Uhr im Wartesaal sitzen. Dann aber ließ ihn der Wirt räumen, wie er sagte „auf Befehl“ – und etwa dreihundert Menschen mußten in der Vorhalle auf den Steinfliesen des Fußbodens schlafen; Klaus fand eine Nische in der Wand.

Am anderen Morgen ging es in den Zug nach Freiburg (Breisgau). Es war ein unbeschreibliches Menschengewimmel auf dem Bahnhof. Alle Züge, die abfuhren, wurden gestürmt. Gesagt wurde mir, daß ich zur Ausreise aus der französischen Besatzungszone noch eines Scheines bedürfe. So beschloß ich, nur bis Karlsruhe zu fahren, wo wir ja Freunde hatten. Unsere Koffer gab ich auf, da ich sah, daß wir, mit ihnen belastet, im Sturm auf den Zug nie zum Ziel kommen würden. Dann wurde unser Zug ausgerufen; wir erstürmten einen Packwagen, oben und ringsum geschlossen, rasch überfüllt – und doch eine glückliche Unterkunft. Es regnete in Strömen – und in diesem endlosen Zuge mußten Frauen mit Kindern über vierundzwanzig Stunden im offenen Wagen zubringen. Wir konnten sitzen und zur Not auch liegen, unsere von Gortipohl mitgebrachten Eßvorräte auspacken und essen. Aber als die Nacht kam, zeigten sich die Schwierigkeiten. An einigen Stellen tropfte der Regen durch, und immer wieder wurde jemand unter die Tropfen geschoben und mußte sich wieder ins [275] Trockene zurückarbeiten, was dann andere wiederum ins Nasse schob. Dazu lagen wir ja im dicken Staub eines lange nicht gereinigten Wagens. Aber wir waren alle sehr müde und für jede Minute Schlaf dankbar. In der Dämmerung erlebten wir noch eine große Freude. Der Zug hielt lange Zeit in der Nähe eines Bahnwärterhäuschens. Man holte Wasser am Brunnen, und die Frau des Wärters sagte, daß man auch heißes Wasser haben könne. Nun kam ein endloser Zug von Leuten, die irgendwelche Tees oder Kaffeesurrogate bei sich hatten und sich heißes Wasser darübergießen ließen. Unermüdlich wirkte die gute Frau, bis nach zwei Stunden der Zug weiterfuhr, um anderswo wieder zu warten. Da man in der Dunkelheit die Tür nicht öffnen konnte, wurde die Luft immer stickiger. Wenn der Zug hielt, lauschte ich angestrengt, wo wir wohl seien. Es war nach Mitternacht; da hörte ich den Namen: „Karlsruhe“. Ich rief durch die Tür: „Ist hier Karlsruhe?“ „Ja, Karlsruhe!“ war die Antwort, und einige Männer gingen unten vorüber, die uns das versicherten. Bis wir unser Gepäck gefaßt hatten und ausgestiegen waren, waren sie weg. Der Zug fuhr weiter, und wir drei standen mit unseren schweren Rucksäcken in tiefem Dunkel in einer öden Weite. Müde und mühselig schlichen wir hinter dem Zuge her, in der

Hoffnung, eine Menschenseele zu finden. Schließlich kam ein Bahnwärterhäuslein. Wir klopften den Wärter heraus und fragten, wie wir zum Hauptbahnhof kämen. „Du lieber Himmel!“ hieß es, „da haben Sie noch mindestens eine Stunde zu gehen. Sie sind weit draußen im Güterbahnhof. Über ihn laufen die Flüchtlingszüge.“ Was aber nun tun? Schließlich zeigte er auf ein fernes Lichtlein. „Dort ist der Westbahnhof. Vielleicht kommen Sie da unter!“ So schleppten wir uns in der Richtung dieses Lichtes. Wir kamen an, gingen in das Gebäude und wurden sehr unfreundlich empfangen. Platz sei nirgends in dem kleinen Gebäude. Da ich aber beharrte, daß wir bis zum Morgen Unterkunft haben müßten, riß der Vorsteher eine Tür zu einem langen schmalen Raum auf, in dem an einem Tisch viele schlafende Männer saßen, die nach ihrem Nachtdienst hier ruhten. Kaum war hüben und drüben an der Wand ein wenig Raum. Da klemmten sich Klaus und Elise Stock hinein und lagen schlafend am Boden bis zum Morgen; ich bekam einen Sitzplatz zwischen den zusammenrückenden Männern und saß mit aufgestütztem Kopf und schlief. Gegen sechs Uhr wurden wir wach und gingen los nach der Stadt; schließlich hatten wir die Tullastraße erfragt, wo Lydia Neubrand, eine Freundin aus dem Quäkerkreis, mit ihrer Familie wohnte. Das letzte Stück konnten wir mit der Elektrischen fahren. Erschrecken und Freude empfing uns, als wir ankamen – unerwartet und von oben bis unten staubbedeckt. [276] Reinigen, Essen und Schlafen wurden uns zunächst geboten, und dann ging es ans Erzählen. Unsere Freunde in Karlsruhe hatten ja noch viel Schlimmeres erlebt als wir. Noch nicht lange war die französische Besatzung abgezogen. Ehe sie kam, hatten Kämpfe und Bombenangriffe stattgefunden. Dann hatte die Besatzung, die noch ganz aus dem Kriegszustand und im Hasse kam, sehr bitteres Leid gebracht. Tausende von Frauen waren vergewaltigt worden. Man erzählte uns, wie die Familie, bei der wir wohnten, nur dadurch glücklich bewahrt wurde, daß ein sehr feiner, tapferer Unteroffizier bei ihr wohnte, der unter seinen Leuten gute Zucht hielt.

Dann aber hatten wir mit den lieben Freunden in Karlsruhe wundervolle Tage des Zusammenseins. Wir mußten länger bleiben, da die Koffer, die ich nach Karlsruhe aufgegeben hatte, nicht gleich ankamen, und dann nur zwei. Der größte war verlorengegangen. Ich reiste noch einmal die ganze Strecke zurück bis Freiburg, suchte in jedem Bahnhof, wo mir Haufen unbestellbarer Koffer gezeigt wurden. Aber er war und blieb verschwunden und mit ihm einige wertvolle Dokumente.

Dann fuhren wir weiter nach Frankfurt (Main). Am späten Abend, es war ein Sonntag, kamen wir dort an, und zwar am Bahnhof Sachsenhausen. Ich wußte, daß eine Freundin in der Nähe eine Wohnung hatte: Else Wüst. Dorthin schleppten wir uns und unsere Rucksäcke samt Koffer, klingelten, und eine Untermieterin öffnete und sagte: „Frau Wüst ist verreist.“ Ob wir nicht in ihren Zimmern übernachten könnten? – Die seien verschlossen. Was tun? Wir blieben einfach da und legten uns – wie wir es ja nun gewohnt waren – auf dem Vorplatz auf den Boden und schliefen bis zum Morgen. Da öffnete sich die Außentür, jemand kam im Dunkel herein und stieß an uns eingewickelte Bündel. „Na, was ist denn da los?“ rief sie entsetzt. Ich erkannte in ihr Else Wüst und antwortete ihr: „Hier ist Emil Fuchs!“ – „Was!“ schrie sie, und nach dem ersten Schrecken und Staunen wurden wir froh aufgenommen, lebten einige Tage bei ihr und konnten dann in eine Wohnung einziehen, deren Inhaberinnen für längere Zeit zur Erholung nach dem Quäkererholungsheim in Pyrmont eingeladen waren.

Dann konnten die Freunde Petersen uns in ihr Haus aufnehmen. Klaus brachte ich nach kurzer Zeit in die Odenwaldschule in Oberhambach bei Heppenheim. Der Aufenthalt dort verschlang allerdings meine gesamte Pension, so daß ich damit rechnen mußte, mir durch Vorträge den Unterhalt zu verdienen. Solange wir bei Petersens waren, blieb Elise Stock als Hausgehilfin bei uns, dann ging sie zurück nach Berlin als Leiterin eines Mädchenheimes. Ich nahm mir ein kleines [277] Zimmer, das mit Leihgaben von Freunden eingerichtet wurde, und wohnte dort.

Große Not machte die Beschaffung eines Ofens und der dazugehörigen Kohlen. In Decken eingewickelt, mußte man arbeiten. Aber das war ja damals aller Menschen Not.

Wenn Klaus mich später aus der Odenwaldschule (OSO) besuchte, so mußten wir ihm vor dem Schrank auf dem Boden ein Bett bereiten und konnten den Schrank erst öffnen, wenn er aufgestanden war. So eng war das Zimmer, aber es diente seinem Zweck.

Frankfurt

Das Zusammenleben mit den Freunden Petersen in ihrer genialisch geführten Haushaltung gestaltete sich für einen Menschen, dem es Freude machte, seinen Humor an täglichen oder auch manchmal stündlichen Überraschungen zu üben, sehr freundschaftlich und lebensvoll.

Schwerer wurde es Klaus. Als ich ihn nach vier Wochen wieder besuchte, empfing er mich mit den Worten: „Opa, du hast mir immer erzählt, wie schön es in der OSO sei. Aber es ist hier schrecklich. Ich bin der einzige, der kein Nazi ist!“ Das war im November 1945. Der Leiter der Schule hatte sich langsam dem Dritten Reich angepaßt und hatte es gar nicht gemerkt. So wollte er sich wohl umstellen, hatte aber gar keine Vorstellung davon, was er da eigentlich alles ablegen müsse. So herrschte der alte Ton und der gleiche Geist unter Lehrern und Schülern weiter.

Nachdem Klaus mit uns Weihnachten gefeiert hatte und in die Schule zurückgekehrt war, kam im Januar eine Postkarte: „Opa, *komme sofort*. Es ist eine schreckliche Schweinerei hier. *Komme sofort*. *Komme sofort*. Klaus!“ Sechsmal dick unterstrichen: „Komme sofort!“. Ich reiste hin und fand die Schule aufgelöst und aufgeregt wie einen Bienenstock, in den ein Eingriff erfolgt war. Der Leiter und vier Lehrer waren von den Amerikanern verhaftet worden. Ein Angestellter hatte wegen der weitergehenden Nazimethoden Anzeige erstattet. Niemand war da, der irgendwie leitend eingriff. Alles hatte den Kopf verloren. Als ich kam, waren gerade auch einige frühere Schüler und Schülerinnen der OSO gekommen und nahmen die Sache in die Hand. Sie führten das gewissermaßen „ehrenamtlich“ durch, bis eine neue Leiterin kam, die bedeutende Pädagogin Minna Specht. Minna Specht gehörte zum ISK-Kreis (dem radikalsozialistischen Jugendbund) und seinen konsequenten Sozialisten. Sie hatte 1933 flüchten müssen und [278] in England ein Erziehungsheim für jüdische Kinder geleitet. Nun war sie zurückgekommen und übernahm die Odenwaldschule. Sie begann sofort, sich ein ihrem Geiste entsprechendes Lehrerkollegium zu bilden, und der Geist der Schule wurde auf die alten großen Ziele zurückgelenkt; auch wurde die Schule ihrem Gründer, Paul Geheeb, zurückgegeben. Er selbst kam nicht nach Deutschland zurück, sondern blieb in seiner École de l’Humanité in der Schweiz, die er nach 1933 gegründet hatte.

So konnte sich Klaus gut einleben und für die nächste Zeit wohlfühlen, besonders da er auch einen Freund fand, der in gleicher Gesinnung mit ihm lebte: Peter Vogel, Sohn einer Fabrikantenfamilie aus dem Fränkischen, bei der ich als Vortragender der SPD in der Vor-Hitlerzeit oft zu Gast war. Sie waren inzwischen Kommunisten geworden und sandten aus ihrem kleinen Dorfe alle ihre Kinder in die OSO. So knüpfte sich hier eine neue Verbindung. Weihnachten 1946/47 brachten wir bei ihnen zu. Klaus und Peter waren früher gefahren; ich folgte am 23.12. nach, konnte aber erst am Morgen des 24. in Redwitz a. d. Rodach eintreffen, nach vierundzwanzigstündiger Fahrt im ungeheizten Zug. – Auf der Rückreise hatte ich in Würzburg Aufenthalt und sah erschüttert die zerstörte Stadt, deren Schönheiten ich früher einmal bewundert hatte. Wir standen ja noch mitten in der bitteren Notzeit, an deren Härte wir uns heute kaum noch erinnern können. Es war damals schon eine Kunst, daß Petersens uns auch noch miternähren konnten.

Dabei waren wir in einer Beziehung bevorzugt. Sofort nach dem Zusammenbruch setzte die Hilfe der englischen und amerikanischen Freunde ein und die meiner Kinder in England und

den USA. Große Sendungen von Fetten kamen, so daß wir vielen helfen konnten. Es kamen auch überraschende und hilfreiche Besuche. So hielt eines Tages ein großes Auto vor der Türe. Herein trat Birger Forell, der frühere schwedische Gesandtschaftsprediger in Berlin. Jetzt gehörte er zu denen, die das zusammengebrochene deutsche Volk in jeder Weise zu unterstützen und aufzurichten suchten. Wir erlebten eine wundervolle Stunde des Wiederfindens, und als er wieder ins Auto stieg, holte er aus seinem Gepäck ein großes Paket, das einen großen Schinken enthielt. Ich konnte ihn heimlich auf mein Zimmer schaffen und bis zum Sonntagmittag verbergen. Da – als wir alle im großen Familienkreis versammelt waren, brachte ich ihn herein und legte ihn mitten auf den Tisch. – Sprachloses Staunen ringsum – und begeisterte Freude über die fast unvorstellbare Erscheinung.

Wenn ich dann alle vier Wochen zur Odenwaldschule hinaufstieg, trug ich immer einen schweren Rucksack mit Büchsen und Fett-[279]paketen: für Klaus und seine Hausgemeinschaft war ich ein höchst willkommener Gast – denn selbstverständlich gehörten alle diese nahrhaften Schätze der Hausgemeinschaft.

In Frankfurt hatte ich zunächst die alten Freunde der Quäkergruppe besucht und die Arbeit in der Gruppe aufgenommen. Wir hielten unsere Andachten, betrieben unsere Hilfsarbeit mit Unterstützung der englischen und amerikanischen Freunde und begannen die bedeutende Arbeit an der Gründung eines Nachbarschaftsheimes in einem der am meisten zerstörten Stadtviertel Frankfurts. Die Stadt stellte den Platz zur Verfügung, und wir konnten Baracken errichten und Zusammenkünfte sowie einen Kindergarten und sogar eine Schuhmacherwerkstatt ins Leben rufen – wie schwer war doch die Frage der Schuhe für alle arbeitenden Menschen! Hier mußte vor allem eingesetzt werden. Hier war organisatorisch und geistig viel zu tun, und alle Mitglieder der Gruppe wurden mit herangezogen. Finanziell wurde das Unternehmen von der Stadt und der Hilfe der ausländischen Quäker getragen. Aus England und Amerika kamen außerdem junge Menschen, die die Leitung in die Hand nahmen. Bald war hier eine Arbeit im Gange, die vielen Menschen – Kindern, Jugendlichen, Alten und solchen, die geistige Anregung und Stärkung suchten – etwas bedeutete. Unsere Andachten hielten wir im Heim ab, das allmählich auch äußerlich und räumlich eine immer anziehendere Gestalt gewann.

Eine zweite Gruppe von Freunden war die Gemeinschaft der Religiösen Sozialisten in Frankfurt und Darmstadt. Sie hatte nach dem Zusammenbruch eine energische und wesentliche Arbeit begonnen. So konnten wir gute Versammlungen mit Vorträgen halten, die die Menschen für die Arbeit an der Zukunft rüsten sollten. Zunächst waren die Fragen, die uns einmal trennen sollten, nicht so deutlich. Auch aus dem Kreise der Katholiken standen mir damals noch einflußreiche Leute sehr nahe.

Ich hatte mich sofort wieder der SPD angeschlossen und wurde von ihr für ihre Agitation und Vortragstätigkeit herangezogen. Hier konnte man mir auch kleine Honorare für die Vorträge geben, und so wurde es mir möglich, meinen Unterhalt zu finden. Sehr entscheidend half mir dabei, daß ich auch von der Schulbehörde zur Betreuung von Arbeitsgemeinschaften mit jungen Lehrern eingesetzt wurde, die unter dem Nationalsozialismus ausgebildet waren und nun in neue Gesichtspunkte und Anschauungen eingeführt werden mußten. Hier hatte ich eine Arbeit, die mir sehr lag und in der ich auch mit mancherlei Erfolg wirken konnte. Das, was diese jungen Menschen am meisten brauchten, war das Verstehen ihrer Lage, verbunden mit der Einsicht, daß sie als ehrliche Menschen nicht einfach umfallen konnten, son-[280]dern mit der Frage kamen, ob das Neue sich ihnen wirklich als das Wahre und Rechte für die Zukunft zeigen könne.

Einmal wurde ich auch in die neu errichtete Schule für Gewerkschaftsfunktionäre eingeladen. Man war begeistert über den Vortrag – lud mich aber nie mehr ein, denn inzwischen traten jene Fragen hervor, in denen meine Abweichung von der Mehrheit der SPD deutlich wurde. –

Ende Juli, Anfang August 1946 nahm ich wieder an der Jahresversammlung der Religiösen Gesellschaft der Freunde in Bad Pyrmont teil. Es waren schöne, sonnige Tage. Eines Tages nach dem Mittagsmahl saß ich im Liegestuhl im Garten. Da sah ich einen großen, dunkelhaarigen Mann auf mich zukommen. Ich ahnte nicht, wer es sein könne, aber mein Herz fing an zu klopfen. Er beugte sich über mich und sagte „Vater“ – ich sah in seine Augen und wußte, daß es mein Sohn Klaus aus England war. Solche Augenblicke, die nur dem geschenkt werden, der lange entbehrt hat, sind Geschenke Gottes, wie sie denen nicht zuteil werden können, die nicht so entbehren mußten. Es sind die unbeschreibbaren Stunden von Freude, wie sie die Erde kaum sonst bietet. – Klaus war nach Deutschland gesandt, um mit hervorragenden deutschen Physikern über Probleme seiner Arbeit zu sprechen, hatte mich in Frankfurt nicht angetroffen und konnte nun, ehe er nach Göttingen zu Professor Hahn fuhr, zwei Stunden bei mir sein. Als ich nach Frankfurt zurückkam, sagten mir meine Hausleute, es sei ein großer, dunkler Herr dagewesen und habe ein Paket und einen Brief abgegeben. Er hatte geschrieben, daß er im Auftrag meines Sohnes dieses Lebensmittelpaket abgebe. Er wollte nicht, daß ich erführe, er sei es selbst gewesen, wenn er mich nicht getroffen hätte. Als ich Klaus an sein glänzendes Auto begleitete – er trug die Uniform eines Obersten, da damals Zivilpersonen von England her nicht nach Deutschland durften –, sagte er: „Sieh, Vater, so reise ich jetzt durch Deutschland. Aber ich werde nie vergessen, wie ich es als verfolgter Flüchtling durchwanderte!“ Nun reiste er ab – zu seiner großen, leitenden Arbeit und – seinem schweren Schicksal.

Um diese Zeit wurde ich auch von Arthur Rackwitz nach Berlin zu Vorträgen im Kreise der Religiösen Sozialisten gebeten. Es war nun möglich geworden, nach Berlin zu fahren, wenn auch das Reisen noch sehr schwierig war, selbst innerhalb der westlichen Gebiete. Wenn man einen Vortrag in einer anderen Besatzungszone halten mußte, so war immer die schwere Grenzkontrolle zu passieren. Ich erinnere mich, daß wir in eisigkalter, vom Winde durchbrauster Nacht etwa zwei Stunden auf dem Bahnhof in Eichenfels standen, bis es den englischen Kontrolloffizieren beliebte, die Kontrolle vorzunehmen. Dem-[281]gegenüber war die Kontrolle in Marienborn am Tage nicht ganz so langwierig, wenn man auch seinen Koffer ziemlich weit zu schleppen hatte. Doch machte ich zwei sehr schöne Erfahrungen. Der Kontrolleur nahm meinen Paß, sah mich an und fragte: „Über siebzig?“ Und als ich „ja“ sagte, entgegnete er: „Allerhand!“ – Dann setzte der Sturm auf die Wagen ein, denn jeder wollte sich einen Sitzplatz erobern, und man dachte nicht daran, daß der, der vorher einen hatte, nun sein Recht darauf hätte. Als ich nun herankam und ziemlich hinten stand, winkte der russische Soldat, der die Tür geöffnet hatte, mir zu: „Großväterchen komm!“ Ich mußte voran und als erster einsteigen, dann erst erlaubte er es den andern. – Da ich noch ziemlich stark unter dem Einfluß westlicher Propaganda über die Verhältnisse im Osten stand, war das schon ein Vorkommnis, das Erstaunen weckte.

In Berlin sprach ich in mehreren Versammlungen die alten Freunde. Es waren schöne Stunden, in denen eine Hoffnung auflebte, daß wir uns in einem neuen Versuch und in neuem Wirken für eine wahrhafte Neugestaltung zusammenfinden könnten. Ich wurde auch gefragt, ob ich bereit wäre, nach der damaligen Sowjetzone zu kommen. Rackwitz vor allem betonte, daß ich die Pflicht hätte zu kommen. Man habe mich sehr nötig. Ich sagte: „Sobald Ihr mir die Möglichkeit einer Wirksamkeit im Osten zeigt, komme ich.“

So begannen die Freunde in Berlin dafür zu wirken, daß ich nach Berlin berufen würde, und Freund Meinecke in Dresden suchte dasselbe für Leipzig zu erreichen.

Ich hatte nach meiner Rückkehr aus Vorarlberg sofort angefangen, für die SPD zu arbeiten. Unter den schwierigen Verkehrsverhältnissen bewältigte ich viele Vorträge rings um Frankfurt, in Kassel und Hamburg. Besonders während der Wahl zum hessischen Landtag wirkte ich mit. Ich nahm auch an verschiedenen Kulturveranstaltungen der gesamten Partei teil.

Aber nun nahm die Mehrheit der Partei unter Schumachers rücksichtslos energischer Führung den antikommunistischen Kurs, den ich von Anfang an für verhängnisvoll hielt. Immer deutlicher wurde, daß man den Wiederaufbau aus den Trümmern durch die Entfesselung der Selbstsucht bewältigen wollte. Man gab die Parole aus, daß jeder so energisch wie möglich seine Existenz und damit das Ganze aufbauen müsse. – Ich meinte, daß man auf dem Weg weiterschreiten müsse, den die Arbeiterschaft sofort nach dem Zusammenbruch beschritten hatte. Ohne die Rückkehr geflüchteter Industrieller abzuwarten, war man in die Trümmerstätten ihrer Fabriken gegangen und hatte angefangen, die Maschinen herauszusuchen, zu montieren und arbeitsfähig zu machen. – Nun kehrten die Fabrikbesitzer mit ihren geretteten Möbeln aus ihren Zufluchts-[282]stätten zurück, und das vom Arbeiter Geschaffene wurde ihr Eigentum. Noch hielt sich zwar ein gewisser kameradschaftlicher Geist. Aber man konnte schon fragen: „Wie lange noch?“

Die Wahl hatte die SPD weithin im Westen zur ausschlaggebenden Partei gemacht. Die Stimmung war so, daß in den Verfassungen die Sozialisierung der Großbetriebe festgelegt wurde. Als in Hessen die amerikanische Besatzungsbehörde forderte, daß über diesen Paragraphen der Verfassung eine Sonderabstimmung gehalten werde, erhielt er noch einmal über fünfundsiebzig Prozent der Stimmen. – Aber die Führung der SPD blieb in der Regierung, auch als man es ablehnte, diesen Beschluß durchzuführen. Man wagte keine klare Opposition gegen die Besatzungsbehörde und machte jene bürgerliche Koalitionspolitik mit, die langsam das Vertrauen zu dieser in sich ziellosen Führung verbrauchte und den bürgerlichen Parteien ihre Macht zurückgab. Zugleich entfesselte man die ungeheuerliche Agitation gegen den Osten und den Kommunismus, durch die man rechtfertigte, daß man sich so ziel- und willenlos der bürgerlichen Politik hingab.

Wie ungeheuerlich übertrieben und verständnislos für die wirkliche Arbeit und die wirklichen Zielsetzungen der Politik im Osten diese Agitation war, habe ich damals nicht klar erkannt. Ich kam mir sehr tapfer vor, daß ich den Entschluß gefaßt hatte, einen Ruf hinüber anzunehmen. Darüber muß ich heute lächeln. Aber das sah ich, daß uns jene bürgerliche Politik genau dorthin bringen würde, wo wir 1933 geendet hatten. So geriet ich in eine immer deutlichere Opposition zur Parteiführung. Im innerparteilichen Kreis sprach ich das deutlich aus und suchte darauf hinzuweisen, daß doch in dem Augenblick, wo man es so wieder zu einer bürgerlichen Mehrheit kommen lasse, diese die alte, zum Faschismus führende Politik machen werde – ja müsse. Man hörte mich aber nicht! – In öffentlichen Versammlungen wurde einem ja damals immer die Frage vorgelegt: „Wie denken Sie über eine Zusammenarbeit mit den Kommunisten?“ Hier hatte ich mir eine vorsichtige Antwort ausgedacht: „Meiner Ansicht nach ist die Zusammenarbeit beider Arbeiterparteien sehr nötig. Ich bedaure sehr, daß sie bis heute nicht möglich geworden ist!“ – Diese Antwort wurde von den meisten Genossen, die unter Schumachers Einfluß standen, nicht verstanden. Man drängte mich in der Parteiarbeit immer mehr zurück. Auch zu kulturellen Vorträgen wurde ich immer seltener gebeten.

Nun kam im Jahre 1948 die Währungsreform. Sie vollzog sich in den ungeheuerlichen Formen, daß alle Besitzer von Festwerten, kleinen und großen, diese behielten und also nach dem Tage der Reform [283] im Besitz großer Werte waren, während man alle anderen, die Lohn- und Gehaltsempfänger und kleinen Sparer, radikal ausraubte. Die Erkenntnis, daß die SPD – oder die in maßgebenden Stellen sitzenden Vertreter der Partei – diese Taktik bewußt mitgemacht hatten, half mir zu der endgültigen Erkenntnis, daß die politische Lage hoffnungslos sei, und ich begann immer mehr auf die Stimmen zu hören, die mich nach dem Osten riefen.

Auslandsreisen

Sofort nach der Rückkehr hatte ich Eingaben an die Besatzungsbehörden gemacht, mir Reisen zu meinen Kindern zu ermöglichen – gleichzeitig war ich im Besitze von Einladungen aus England und Amerika, um in den beiden Quäker-Colleges in Woodbrooke und Pendle Hill Vorträge zu halten. Die Eingabe für die Reise nach England blieb unbeantwortet. Zu einem Aufenthalt in der Schweiz erhielt ich Anfang 1947 die Möglichkeit. So reiste ich zu meinem Sohn Gerhard nach Davos. Unvergeßlich ist mir der erschütternde Eindruck des sauberen, unzerstörten Bahnhofs in Basel mit allen Genüssen, die er bot – allerdings auch die merkwürdige Lage eines Menschen, der völlig ohne Geld im fremden Lande steht. Mein Sohn hatte mir geschrieben, daß er zwei Familien beauftragt habe, mir das Geld zur Weiterreise zu geben. Ich wanderte mit meinem schweren Rucksack durch Basel. Beide Familien waren in den Ferien. Ich lief zum Bahnhof zurück, und mit Mühe erreichte ich, daß mir die Bahnpolizei die Fahrkarte nach Davos gegen Hinterlegung meines Passes gab, der dann von meinem Sohn eingelöst wurde. Am Bahnhof Davos begrüßten wir uns, die wir uns dreizehn Jahre nicht gesehen und beide Schweres durchlitten hatten, mein Sohn ja immer noch ganz im Schatten seiner schweren Erkrankung. Wir hatten wundervolle Wochen in echtem Verstehen miteinander, wenn auch die Sorge um seine Gesundheit sehr schwer auf mir lastete. Sorge bereitete uns auch die Frage seiner Weiterbeschäftigung in der Schweiz: Er war einer der Sekretäre des „Band“, der Vereinigung rekonvaleszenter Tuberkuloser, die mit Hilfe der Ärzte die Vertretung dieser Kranken vor den Behörden, den Gerichten und vor der Öffentlichkeit zu leisten hatte. Diese Stellung hatte er sich dadurch erarbeitet, daß er sich in der langen Zeit, da er in verschiedenen Sanatorien der Schweiz lag, von den Mitpatienten ihre Krankheitsgeschichte erzählen ließ, sie niederschrieb und auf diese Weise ein Material zusammenbrachte, in dem bestimmte schwere Fehler der Tuberkulosegesetzgebung sehr deutlich [284] festgestellt waren. Aus diesem Material formte das „Band“ eine Denkschrift, die einen sehr großen Eindruck auf die maßgebenden Stellen machte und für die Weiterentwicklung der Gesetzgebung entscheidend wurde. So hatte er sich weithin großes Vertrauen erworben, und man hatte ihn zu einem der Sekretäre der Gesellschaft gemacht. Diese Tätigkeit hing aber immer davon ab, daß die Schweizer Fremdenpolizei ihm das Arbeiten und Verdienen in der Schweiz erlaubte. Das tat sie ungern, obwohl er soviel Vertrauen und Empfehlung von seiten des „Bandes“ hatte. Nie waren die Schweizer Behörden den Emigranten aus Hitlerdeutschland sehr günstig gesinnt gewesen – im Gegensatz zu den weiten Volkskreisen, die sie in bewundernsund dankenswerter Weise aufnahmen und unterstützten.

Dies letztere hatte auch mein Sohn sehr erfahren. Als er in Prag im Sanatorium lag, gaben sich Leonhard Ragaz und sein Kreis große Mühe, ihn in die Schweiz zu bringen. Es gelang erst 1939, was natürlich für das Weiterschreiten der Krankheit Schweres bedeutete. Kurz vor dem Einmarsch Hitlers konnte er mit einem Flugzeug in die Schweiz gebracht werden. Die anderen Insassen jenes Sanatoriums sind verschwunden!! Die Schweizer Freunde hatten zweitausend Franken hinterlegen müssen, um sein Kommen zu ermöglichen. Sie unterhielten ihn auch einige Jahre lang im Sanatorium, bis er so weit hergestellt war, daß er jenes Amt übernehmen konnte. Mir war es eine große Freude, bei meinen Besuchen bei Frau Klara Ragaz und anderen Freunden festzustellen, welche große Achtung sie ihm alle entgegenbrachten um seiner selbstlosen und klugen Arbeit willen. Er sprach schwyzerdütsch – „denn“, sagte er, „wie sollte ich mit allen meinen einfachen Leuten zurechtkommen, wenn ich nicht eine Sprache spräche, die ihr Vertrauen gewinnt?“ Neben seiner Fürsorge für die Schweizer Kranken hatte er es durch eine Sammlung möglich gemacht, erkrankte Deutsche nach Davos zu bringen. Immer hatte er einen oder zwei seiner Sonderpatienten da und sorgte gewissenhaft für sie. Kein Tag durfte vergehen, an dem er nicht bei ihnen vorgesprochen und sich nach ihrem Befinden und ihren Bedürfnissen erkundigt hatte. So habe ich es miterlebt. Es waren immer Menschen, die unter Hitler gelitten hatten – vielleicht durchs KZ um ihre Gesundheit gebracht worden waren.

Mit Entrüstung erzählte er mir von der Herrschaft, die das deutsche Heer in Davos ausgeübt hatte, da es alle Hotels gemietet und für seine Erholungszwecke benutzt hatte. So war in den Kreisen von Davos eine finanzielle Abhängigkeit entstanden, die man rücksichtslos ausnutzte.

Ein Schweizer Arzt bat mich eines Tages, die frühere deutsche Heil-[285]stätte in der Nähe von Davos zu besuchen. Dort seien viele junge Deutsche zurückgeblieben. Sie wurden dort von der Schweiz von den Geldern gesundgepflegt, die man 1945 als deutschen Besitz beschlagnahmt hatte. Wenn sie nun gesund wurden, wollten sie nicht nach Deutschland zurückkehren. Ich solle doch versuchen, ihnen Lust und Mut dazu zu machen. So fuhr ich hin und erzählte ihnen von unseren Zuständen, der Not, in der wir waren, dem Kampf mit der Not, zu dem nun jeder Deutsche verpflichtet sei, in dem er als Helfer seinen Mann stehen müsse, und von den großen Hoffnungen, die einem Deutschland geschenkt sein könnten, das im Willen zu Frieden und zu Gerechtigkeit im Innern seinen Aufbau leiste. Viel Widerstand wurde deutlich – einige aber schienen zum Verstehen zu kommen und sprachen noch persönlich mit mir. Welche Stimmung aber in diesem Sanatorium noch herrschte, wurde mir deutlich im Gespräch mit der Oberin, einer Diakonisse, die das Heim leitete. Sie sagte, daß das Heim große Sorgen habe, da die Deutschen weggingen und von Deutschland niemand kommen könne. So seien sie schon genötigt gewesen, „Ausländer“ aufzunehmen. Ich dachte krampfhaft nach, was das wohl für Ausländer seien, bis sich im Laufe des Gesprächs herausstellte, daß sie damit Schweizer meinte. – So war das Verhalten deutscher Menschen in der Schweiz! In dieser Luft sollten sich junge Deutsche vorbereiten für das, was sie zu Hause zu leisten hätten!

Ich reiste zurück, im Herzen tiefe Dankbarkeit dafür, daß Gerhard so tapfer sein schweres Leben bezwungen und sich soviel Freundschaft und Achtung erworben hatte, aber auch in Leid und Sorge um seine Gesundheit und Zukunft. – Wie sehnte er sich danach, in Deutschland am Aufbau helfen zu können. Sollte das je möglich werden?

Mein Sohn blieb noch in seiner Stellung bis 1950. Immer war er in erfolgreichem Tun und beliebt bei denen, um die er zu sorgen und die er zu vertreten hatte. Er schrieb in dieser Zeit außer den vielen Artikeln, die seine Arbeit in der Tuberkulosenorganisation nötig machte, eine Auseinandersetzung mit dem aufsteigenden „Neuliberalismus“ auf wirtschaftlichem Gebiete: „Anti-Röpke“. Der Genfer Volkswirtschaftler Röpke war der führende Vertreter dieser Richtung in der Schweiz. Mir scheint das Schriftchen bis heute eine gute Widerlegung dieser Gedanken, wie sie Menschen aus dem Bürgertum nötig haben, um von der schweren Gefahr für die Entwicklung der Gesellschaft überzeugt zu werden, die in dieser Wirtschaftstheorie liegt.

Diese Leistung trug dazu bei, daß er in eine Stellung an der Parteihochschule der SED in Klein-Machnow berufen wurde. Trotz der Warnung der Ärzte nahm er den Ruf an. Zu stark war seine Sehn-[286]sucht, zu Hause mitarbeiten zu dürfen an dem Werke, für das er alle seine Leiden auf sich genommen hatte. Es kam dazu, daß um diese Zeit die Nachrichten von der Tat seines Bruders Klaus durch die Welt gingen und die Schweizer Behörden ihn deutlich fühlen ließen, daß auch er ihnen unangenehm geworden sei. Mit tiefer Freude und Sorge zugleich begrüßte ich ihn und war so froh, daß wir nun so nahe miteinander arbeiten und stärker miteinander leben durften. Der 1. Mai 1950 erhielt eine wundervolle Tiefe, da wir ihn wieder einmal zusammen feiern durften, mit all den Erinnerungen an frühere Feiern. Nach ganz kurzer Zeit kam aber eine schwere Sorge auf. Die Krankheit brach wieder aus. Er mußte in Krankenhäuser und Sanatorien. Immer wieder arbeitete und kämpfte er. Wir suchten so oft und so lange wie möglich zusammen sein zu können, zuletzt war es Weihnachten 1950 im Harz. Er starb am 10. Februar 1951 und war das zweite Opfer, das die Verfolgung von unserer Familie forderte. Er wurde nicht weit vom Ehrenmal der Revolutionskämpfer auf dem

Friedhof Friedrichsfelde beerdigt. Ich setzte auf den Grabstein den Namen seiner Schwester neben den seinen und das Wort, das mein Sohn Klaus mir nach Elisabeths Tod geschrieben hatte: „Wir haben uns den Weg nicht so schwer gedacht. Wenn wir ihn aber noch einmal zu wählen hätten, würden wir ihn doch wieder wählen. Wir könnten ja nicht anders!“

Für mich ist es auf unser Schicksal angewendet das Wort: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“

England und Amerika

Als ich aus der Schweiz zurückkam, fand ich die Mitteilung, daß man mir das Visum für England geben würde. Darum hatte ich seit 1946 nachgesucht. Mein Gesuch blieb ohne Antwort. Ich wartete und wartete. Es war von den englischen Quäkern unterstützt worden, die mich ja 1933 nach Woodbrooke eingeladen hatten, wo monatelang ein Zimmer für mich leer stand als ein Zeugnis meiner Gefangenschaft. Nun hatten sie die Einladung wiederholt. Alles blieb stumm. Da kam im Winter 1946/47 Fred Triton nach Frankfurt, fand mich in Decken gewickelt in meinem Stüblein bei der Arbeit, und nach allem Besprechen der Dinge, die uns aus Vergangenheit und Gegenwart bewegten, fragte er, warum ich denn nun immer noch nicht nach England käme. Ich sagte, daß ich keine Antwort auf mein Gesuch bekäme. Er erkundigte sich, hörte, daß es in Berlin liege und dort entschieden [287] werden müsse. Bei seinem Aufenthalt dort stellte es sich heraus, daß man den englischen Stellen dort beigebracht hatte, ich sei verdächtig, die Hitlerleute zu begünstigen. – Wer das hörte, mußte lachen. Es war eine kleine Mühe, Erklärungen des Oberbürgermeisters von Frankfurt und anderer maßgebender Leute zu beschaffen, die zeigten, wie unsinnig diese Beschuldigung war. Aber sie hatte meinen Besuch in England bei meinem Sohn und anderen Freunden über ein Jahr verzögert. Wir können die Ursache nur vermuten: Mein Freund, der Arzt Gerhard Ockel in Frankfurt, hatte als Patienten eine ganze Gruppe von jungen Menschen, die Nazis gewesen und nun völlig zusammengebrochen waren. Wir begannen gemeinsam in Abendstunden Aussprachen zu halten, in denen wir diesen jungen Menschen neue Hoffnung boten und neue Einordnung in die Wirklichkeit des Lebens ermöglichen wollten. Das gelang uns auch bei mehreren. Gerhard Ockel war schon vorgeladen worden, weil er verdächtigt worden war, er begünstige Nazis. Er konnte den Verdacht rasch beseitigen. Mich aber hatte man gar nicht gefragt, sondern die Verdächtigung irgendeines Übelwollenden weitergegeben. Es gehört ja zu den schweren Erfahrungen, daß mitten im unendlichen Leid die Mißgunst und Gehässigkeit bestimmter deutscher Menschen nicht aufhörte, sondern viel Unheil anrichtete. Sogar Leben wurde durch solche Gemeinheiten zerstört.

So konnte ich also nach England reisen. Es war Herbst geworden, und ich mußte über Weihnachten bleiben. Das war für meinen Enkel Klaus und für mich eine schwere Sache. Aber die Frankfurter Freunde nahmen sich seiner an, und er hatte ein schönes Weihnachten auch ohne mich.

Ich reiste zunächst zu meinem Sohne nach Abingdon, wo er in einer behaglichen Pension als Junggeselle lebte und für mich ein Zimmer genommen hatte. Er fuhr jeden Tag die zehn Meilen nach Harwell zur Atomenergie-Versuchsstation, die damals schon Sir John Cockroft leitete, neben dem Klaus der Leiter der theoretischen Abteilung war. Wir beide hatten sofort eine tiefe Gemeinschaft des Austausches und Lebens wiedergewonnen, und ich durfte seine Freunde und deren Frauen kennenlernen und einen Eindruck von der Arbeit und dem Leben dieser Gruppe gewinnen, die ja nun eine Arbeit zu leisten hatte, deren Bedeutung für die ganze Menschheit man zu ahnen begann.

Es war natürlich der Kreis der jüngeren Mitarbeiter, mit denen er neben der beruflichen in freundschaftlicher Verbindung stand. Sie vor allem lernte ich kennen: hart und schwer arbeitende Männer der Wissenschaft, eng verbunden durch ihre Arbeit und deren Interessen und

dabei miteinander wieder fröhlich und teilweise kindlich heiter. [288] Überall merkte ich, daß mein Sohn von allen geliebt und hochgeschätzt wurde. Das erfuhr ich auch bei den Besuchen und Zusammentreffen mit den bekannteren Wissenschaftlern, mit denen er befreundet war. Durch einen von ihnen erfuhr ich erst, daß er eine wahrhaft führende Stellung innehatte. Er sprach von seiner Tüchtigkeit, und ich sagte ihm, daß ich dann wohl hoffen dürfte, daß mein Sohn einmal Universitäts-Professor werde. Da sagte er lachend: „Die Hoffnung müssen Sie aufgeben. Wer eine Stellung hat wie Ihr Sohn, der wird nicht wieder Professor." So hörte ich, daß er eine für seine Jugend erstaunlich wichtige Aufgabe hatte. Innerlich erschütterte mich die Schau dieses märchenhaften Weges: 1933 in Lynchjustiz zum Tode verurteilt; ein einsamer Flüchtling, der, um sein Leben bangend, über die Grenze geschleust wurde; hungernd in Paris. Durch eine englische Familie nach Bristol geholt, konnte er sein Studium fortsetzen. Die Universität lud ihn als Gast ein, so daß er sein Studium frei hatte. Er machte seinen Doktor in Physik, wurde zu Professor Born nach Edinburgh empfohlen und wurde dessen Assistent. So kam er zur Forschung in der Kernspaltung. Nach Ausbruch des Krieges wurde er als Deutscher in Kanada interniert. Da er aber in den „Proceedings of the Royal Society of London" einige Aufsätze über Kernspaltung geschrieben hatte, wurde er gesucht, als man anfing, die Bombe herzustellen. Er erhielt die englische Staatsangehörigkeit und wurde dem Team zugeteilt, das in Los Alamos an der Herstellung der Bombe arbeitete. Hier hat er die erste Versuchsexplosion miterlebt. Viel wurde davon gesprochen, und ich durfte die erschütternden Bilder dieser Explosion sehen. Nach der Rückkehr aus den USA wurde ihm die Stellung anvertraut, die er zur Zeit meines Besuches innehatte, und er füllte sie mit großer Fähigkeit und Ruhe aus.

Wir sprachen nicht über Politik. Er begann nicht damit, und ich fragte nicht, obwohl in mir eine große Frage stand. Wir hatten, als Hitler zur Herrschaft kam, miteinander ausgemacht, daß jeder dem anderen nur so viel von seiner Arbeit sagen solle, als ihm unbedingt nötig schien. Keiner konnte wissen, ob er ein Vertrauen so bewahren könne, wie es nötig war. Je weniger man wußte, desto besser. Ich hielt mich weiter an diese Abmachung. Was war zu fragen? Er mußte wissen, wie er seinen Weg gehen müsse, ob unter Änderung seiner Überzeugung oder anders. Ich konnte es nicht erkennen.

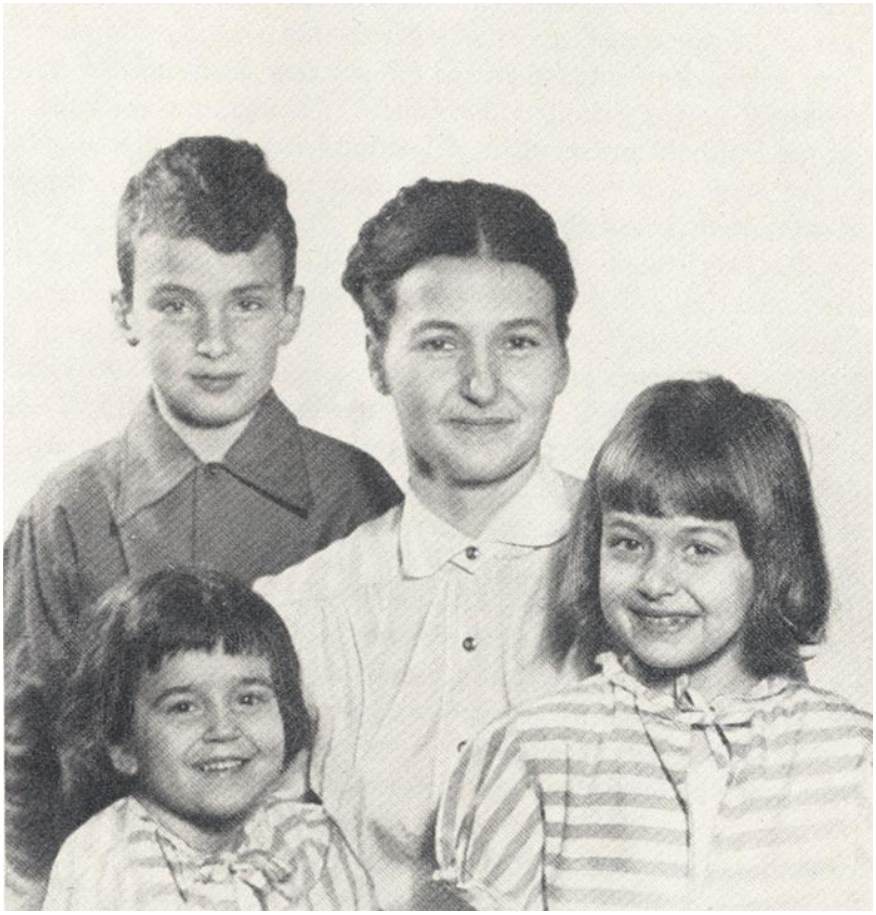
Doch war es gut, daß mich nie das Bewußtsein verließ, daß ich mit meiner Familie den harten Bitterkeiten derer, die ins Räderwerk der gewaltigen Umwälzung verflochten sind, noch nicht entgangen war.

Nach meinem Aufenthalt bei meinem Sohn ging ich einige Wochen nach Woodbrooke, dem sehr schönen College der englischen Quäker. [289] In seinem weiten Park und seiner echten, geschlossenen Gemeinschaft ist es eine Stätte tiefer Ruhe für Arbeit und Besinnung und doch auch eine Stätte reichster Anregung durch die Menschen, die dort wirken und aus- und eingehen. Hier hat man Verbindung mit der ganzen weiten Welt und ihren Fragen. Es war wohl eine Stärkung und Hilfe, jenseits der Enge der Not unter Hitler und der schweren Bitterkeiten des erschöpften Deutschlands eine Zeit der Besinnung zu haben.

Über Weihnachten war ich bei meinem Sohn und seinen Freunden, dann fuhr ich wieder nach Woodbrooke. Durch meine Teilnahme an verschiedenen Tagungen konnte ich auch meine Verbindung mit den englischen Freunden erneuern und vertiefen wie überhaupt meine Liebe zu all dem wahrhaft Feinen im englischen Leben stärken.

Ich weiß aber auch, daß damals schon die tiefe Enttäuschung über das Geschehen der Nachkriegspolitik in mir wuchs. In einer Versammlung junger Menschen, in der wir über die Frage der Verteidigung durch Gewalt und Kriegsdienstverweigerung sprachen, sagte mir ein junger Engländer: „Was hätten denn die Deutschen gemacht, wenn wir sie nicht durch den Krieg von Hitler befreit hätten?" Ich antwortete: „Wenn wir Deutsche so mit ansehen, was Ihre Offiziere in Deutschland tun, müssen wir oft denken, nicht Sie haben Hitler, sondern Hitler hat Sie besiegt!" In die tiefe Stille sagte ein älterer Engländer: „Wir haben wohl alle

Ursache, dieses Wort unseres Freundes sehr zu bedenken!“ Wieviel wahrer ist es inzwischen geworden.



Christel mit ihren drei ältesten Kindern

Sehr beeindruckt war ich vom Zusammentreffen mit jungen Deutschen, die in englischen Gefangenenlagern waren und in Gruppen nach Woodbrooke oder in benachbarte Quäkergruppen eingeladen wurden. Es war schön und bewegend, hier mitarbeiten zu dürfen und neue Hoffnungen zu schaffen.

Als ich im Frühjahr 1948 nach Frankfurt zurückkehrte, war das in der Entwicklung Westdeutschlands schon in vollem Gange, was zu wachsender Enttäuschung führte. Immer deutlicher wurde, daß man den Aufbau durch Entfesselung des selbstsüchtigen Wettrennens um den eigenen Vorteil vollziehen wollte. Die Führung der Sozialdemokratie unterstützte diesen Gedanken ebenso wie die Führung der Gewerkschaften. Nach der Währungsreform konnten ja die kleinen Lohn- und Gehaltsempfänger, die ihre Sparguthaben verloren hatten, nur leben, wenn sie sich den Gewaltigen, den Besitzenden als Arbeitskräfte willig zur Verfügung stellten. Mir wurde noch eine scherzhafte Verschärfung der Lektion zuteil, die die Kleinen durch die Währungsreform erhalten hatten, indem mir auf der Rückreise von der Odenwaldschule, wo ich Klaus besucht hatte, die sechzig Mark gestohlen wurden, die jeder als Aushilfe für die letzten vierzehn Tage [290] des Monates bekommen hatte. So lebte ich vierzehn Tage ohne Geld mit Hilfe der Freunde, die ja alle nur den gleichen Betrag hatten.

Schwer aber legte sich die Hoffnungslosigkeit für unser Volk auf uns. Was war nicht alles an Grausamkeit, Not, Wildheit, Brutalität über und durch uns gegangen – und nun nichts als diesen Wiederaufbau des Alten im Geiste der armseligsten Selbstsucht und Kleinlichkeit!

Inzwischen wurden die Verhandlungen über meine Berufung nach Berlin oder Leipzig weitergeführt; aber plötzlich bot man mir nur Leipzig an. Man erklärte es damit, daß Bischof

Dibelius sehr scharf erklärt habe, die Berufung eines Religiösen Sozialjsten würde die Kirche als einen Angriff empfinden – und man wollte damals, im Jahre 1948, um keinen Preis die Kirche abstoßen. – So erhielt ich die Berufung nach Leipzig in dem Augenblick, in dem ich die Reise nach den USA vorbereitete.

Ehe ich die Erlaubnis dazu bekam, hatte ich zwei Gespräche von je einer guten Stunde mit Vertretern des CIC in Wiesbaden zu bestehen. Man suchte sehr genau festzustellen, wie ich über die politischen Verhältnisse dachte. Auf die Frage des wirtschaftlichen Aufbaus kam man nicht zu sprechen. Sehr eingehend aber fragte man mich aus über meine Vorträge in Berlin, ob da wohl SED-Leute im Vortrag gewesen seien und ob ich mit solchen verkehrt hätte. „Selbstverständlich", war meine Antwort. „Mit vielen von ihnen haben wir zusammen gegen Hitler gekämpft. Kann eine solche Zusammengehörigkeit einfach aufhören?" Einer sagte mir: „Aber drüben geschehen doch so viele Dinge, bei denen es für einen Christen nur heißen kann: Ja ja, nein nein, was darüber ist, das ist vom Übel!" Ich sagte ihm: „Aber solche Dinge geschehen auch hier!" Darüber lachten alle, und ich vermutete, daß ich den Paß erhalten würde.

Weil ich wußte, daß ich in den USA längere Zeit bleiben sollte, war es mir ein großes Anliegen, meinen Enkel mitzunehmen, der mit seinen vierzehn Jahren niemand hatte, der ihm so ganz nahestand. Aber es wurde mir immer wieder abgeschlagen. Für Kinder sei eine Reise ins Ausland noch nicht möglich. So bereitete ich meine Abreise vor und er, der in den Ferien bei mir war, seine Rückkehr zur Odenwaldschule. Da erschien in Aufregung die englische Freundin, die das Nachbarschaftsheim in Frankfurt leitete und die Verbindung mit dem Konsulat vermittelte, und sagte: „Ich habe ein Telegramm aus Washington: ‚Klaus erlaubt'. Wir müssen sofort zum Konsulat und die Papiere in Ordnung bringen!" Das war einige Tage vor der Abreise, für die mein Sohn Klaus eine Flugkarte von London nach New York bestellt hatte. Der Konsul fand die Nachricht kaum [291] glaubhaft, sandte ein Telegramm nach Washington, ob es wirklich so sei, und bestellte uns für den folgenden Tag. Da hatte er Nachricht, daß es wahr sei. So wurden die Papiere ausgestellt, an meinen Sohn telegraphiert, der eine zurückgegebene Flugkarte erhalten konnte. Als am Tage vor der Abreise alles fertig war, sagte ich zu Klaus: „Du kannst morgen nicht in die OSO fahren!" Er erstaunt: „Warum?" „Du mußt mit mir nach Amerika fliegen!" Es war eine unbeschreiblich große Freude für ihn. Wir flogen am anderen Tag zusammen nach London, waren drei Tage bei meinem Sohn in Abingdon, sahen uns einen Tag lang London an und flogen dann nach New York weiter. Abends neun Uhr verließen wir London, um ein Uhr hielten wir Nachtmahl in Irland und morgens acht Uhr Frühstück in Neufundland. Dort wurde es hell, und wir sahen das weite Land mit seinen dichten Wäldern und Seen unter uns. Dann kam das Meer, später links Long Island und rechts die Küste mit den Städten – auch Boston sahen wir drüben und dann sehr tief unten die Wolkenkratzer. Endlich landeten wir! Auf dem Balkon wartete Christel mit ihren Kindern. Es war ein rasches frohes Begrüßen, und wir flogen weiter nach Boston und fuhren von da zum Hause in der Lake View Avenue Cambridge. Die Familie Heineman, so heißt mein Schwiegersohn, lebte in verhältnismäßigem Wohlstand in einem ziemlich großen Einfamilienhaus. Ich blieb zunächst im Oktober 1948 dort. Klaus fand sich rasch in den Kreis seiner Verwandten; sein Vetter war zehn, die Basen waren sechs und vier Jahre alt. Mir wurde es schwer, das Kinderenglisch der beiden Jüngeren zu verstehen, und ich mußte es erst lernen. Sehr half mir der Jüngsten gegenüber das Vorlesen, das sie liebte, während die Größeren gern allein lasen. Klaus wurde in derselben Privatschule angemeldet, zu der sie gingen. Shaddy Hill war eine ausgezeichnete Schule, geleitet von einer in den USA sehr bekannten Pädagogin.

Seine Lehrerin wurde Miss Thorp, eine Enkelin des amerikanischen Dichters Longfellow. Sie wohnte im eigenen Hause, zusammen mit ihrer Schwester, neben dem Hause Longfellows,

das in eine Gedächtnisstätte umgewandelt ist. Das Leben dieser Leute war erfüllt von dem, was man beste amerikanische Kultur nennen könnte. Sie waren Unitarier, gehörten also zu dem Kreis, der einst vom streng puritanischen Boston aus die amerikanische Aufklärung trug. Deren Tradition war und ist in diesen Menschen lebendig.

Es war mir eine große Freude, als mir die Direktorin der Schule, nachdem sie Klaus kennengelernt hatte, sagte: „I must congratulate you. In the last months we had many children from Germany here. But this is the first child that comes from Germany happy [292] and healthy.“[1] Ich dachte für mich, was sie wohl sagen würde, wenn sie wüßte, aus wieviel Leid gerade dieses Kind kam. Aber ich war froh und dankbar, daß mir die Aufgabe gelungen war, die ich nach dem Tode seiner Mutter auf mich nahm. Immer sagte ich mir, daß ein Kind Freude haben müsse, und weil ich mich für den Jungen zur Freude zwang, wurde ich selbst wieder fröhlich. Vielleicht erhebt sich die tiefste Freude, die andere Menschen mitreißen kann, erst auf dem Grunde tiefster Schmerzen.

Klaus lernte rasch Englisch – allerdings unter der klugen und fürsorglichen Hilfe dieser Pädagoginnen. Er lebte froh mit seinen Kameraden, die ihn zu ihren Bootsfahrten, Autofahrten und anderen Freuden einluden und mitnahmen. Es waren ja in dieser Privatschule meistens Kinder aus vermögenden Familien.

Ich kam in Cambridge in nahe Verbindung mit der dortigen Gruppe der Quäker, deren Andachten und Abende ich regelmäßig besuchte. Vor allem waren es Henry und Lydia Cadbury, die sich meiner annahmen. Er war Professor des Neuen Testamentes an der Harvard Universität. Durch ihn erhielt ich aus der Bibliothek der Universität die beiden ersten Bände von Karl Barths „Kirchlicher Dogmatik“, ins Englische übersetzt, und konnte mich so in sie einarbeiten. Viele Auszüge und ein Aufsatz darüber in Englisch liegen noch bei meinen Papieren.

So war ich mit Freude und Arbeit versorgt, aber auch die verschiedenen Seiten des amerikanischen Lebens konnte ich erleben. Da war der Kreis der liberalen Bildung bei den Lehrerinnen der Schule, dann der Kreis des Quäkertums, in dem alte, gute religiöse Überlieferung als Lebensgestaltung lebendig war. Ein Freund brachte mich in Verbindung mit leitenden Personen der Trade Unions.[2] Er auch führte mich in die Slums von Boston und zeigte mir die Notstände. Die Slums bestehen zum Teil aus den alten großen Einzelhäusern reicher Familien, die sich Villen in den Vorstädten geschaffen haben. Diese Häuser, eingerichtet zum Beispiel mit Toiletten für eine Familie, wurden nun von zehn bis vierzehn Familien bewohnt, so daß unerträgliche Zustände entstanden. Hier – wie später auch in New York, Philadelphia und Washington – wurde mir die tiefe Schattenseite des reichen Daseins der USA deutlich: die Masse der Menschen, die, abgesunken aus dem heißen Wettbewerb, küm-[293]merlich in Schmutz und Jammer leben. Viele Ursachen wirken zusammen, daß eine so reiche Nation wie die der USA nicht imstande ist, hier einigermaßen anständige Wohn- und Lebensverhältnisse zu schaffen. Es ist die Schattenseite der „absoluten Demokratie“, in der ein jeder für sich selbst zu sorgen hat, so daß letztlich nur für den wirklich gesorgt ist, der geistige und wirtschaftliche Kraft genug besitzt, sich durchzusetzen. Wo Interesse für die Schule vorhanden ist, bestehen solch glänzende Privatschulen wie die von Shaddy Hill, dort werden auch Staatsschulen gut geleitet, wo das aber nicht so ist – etwa im Bauerndorf oder gar in den Slums –, sind die Schulen eben schlecht. Der demokratische Aberglaube, daß nur der Untüchtige unter die Räder kommen könne, verhindert ein Nachdenken über diese furchtbare Wirklichkeit. In diesen Slums leben die Massen der ungelernten Arbeiter, der Gelegenheitsarbeiter und alle, die von der organisierten Arbeiterschaft nicht umfaßt werden.

[1] Zu deutsch: Ich muß Ihnen gratulieren. Wir hatten in der letzten Zeit viele Kinder aus Deutschland hier. Aber das ist das erste Kind, das gesund und glücklich aus Deutschland kommt.
[2] der Gewerkschaften.

Neben ihnen leidet am meisten unter diesen Verhältnissen die Schicht der kleinen und mittleren Angestellten. Sie haben ein College besucht und haben von dort Lebenshoffnungen mitgebracht. Sie gehören aber nicht zu denen, die sich durchsetzen können. Das bedeutet nicht immer, daß sie weniger tüchtig sind. Es bedeutet nur, daß sie nicht zu jenen gewandten Leuten gehören, die auf ihre Tüchtigkeit aufmerksam machen können. Sie sitzen nun in den wenig bezahlten Stellen, wohnen am Rande der Slums, hoffen auf das Glück des Vorwärtskommens und erreichen es nicht. Es kommt eine Krankheit der Frau oder des Mannes dazu, die länger dauert und bei den ungeheuren Arztkosten, die üblich sind, den Ruin vollkommen macht, den man nie überwindet, wenn nicht Verwandte da sind, die helfen.

Gewiß helfen die privaten Versicherungen, die jeder eingehen muß, wenn er überhaupt Lebenssicherheit haben will. Pensionen gibt es ja nicht! So sind auch die Lebensversicherungen, die bei uns in Händen des Staates ruhen, die gewaltigsten Finanzmächte der USA.

Während sich der gelernte Arbeiter durch seine Trade Unions eine sehr günstige Lohnposition geschaffen hat, sind diese Angestellten –wie überall schwer zu organisieren – sehr übel daran; noch mehr aber die ungelernten Arbeiter, die Gelegenheitsarbeiter und jeder, der einmal irgendwie aus dem geregelten Gang der Arbeitsbeschaffung ausgeschaltet wurde. Wie sehr die Trade Unions Standesorganisationen sind und nicht mehr, wurde mir sehr deutlich bei einer Versammlung der Funktionäre in Boston, die einberufen war, um die Frage zu entscheiden, für welchen Kandidaten die Trade Unions bei der Präsidentschaftswahl 1948 stimmen sollten. Freunde machten es mir möglich, daran teilzunehmen. Wir waren früh da, und einer nach dem [294] anderen kam. Es erschien auch ein katholischer Geistlicher in der Soutane. Da erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen, um ihn zu grüßen. Die in Boston sehr zahlreichen irischen und französischen, das heißt kanadischen Arbeiter, sind alle leidenschaftlich katholisch. Hier ruht die Macht des konservativen Katholizismus in den USA. Man entschied sich in jener Versammlung für Truman.

Der mehr oder weniger wohlhabende Mittelstand lebt in solchen Stadtteilen wie Lake View Avenue, Cambridge; die Tendenz geht dahin, noch weiter draußen im eigenen Häuslein zu wohnen. Dazu aber hat man das eigene Auto nötig, da man sonst vom Verkehr abgeschnitten ist. So arbeitet die Frau mit. Das ist in den USA so stark eingelebt, daß auch die Frauen, die auf Verdienen nicht angewiesen sind, sich eine Stellung suchen oder wenigstens eine Aufgabe in einer gemeinnützigen Organisation übernehmen, die ihnen Arbeit, Verantwortung, Einfluß und Ansehen verschafft. So hat sich die Frau in den USA eine Stellung geschaffen, auf Grund derer ihr Einfluß überall zu spüren ist.

Wie erfolgreich und segensreich dieser Einfluß ist, wird dem deutlich, der solch ein Buch liest wie „Appointment on the Hill“ von Dorothy Detzer, in dem diese bedeutende Frau ihre Wirksamkeit als Sekretarin der Frauenliga in Washington während der Hitlerzeit schildert und zeigt, wie viele Menschenleben von verfolgten Flüchtlingen aus Europa und besonders Deutschland durch sie gerettet wurden, um die sich die offizielle Bürokratie nie bemüht hätte.

Trotz der Mitarbeit der Frau ist das Familienleben des amerikanischen Mittelstandes sehr ausgeprägt gestaltet. Um acht oder neun Uhr gehen Vater und Mutter zur Arbeit, die Kinder zur Schule. Dort haben sie ihren Lunch und machen ihre Arbeiten und kommen mit Vater und Mutter gegen fünf Uhr nachmittags nach Hause. Gemeinsam wird nun die Mahlzeit bereitet, wobei viele technische Hilfsmittel Erleichterung schaffen und Zeit sparen. Nach dem Abendessen wird gemeinsam gespielt, an schönen Sommerabenden auch eine Fahrt mit dem Auto ins Freie gemacht. Es ist also eine Gemeinschaft von Arbeit und Freude, und sie ist das erzieherische Mittel, denn andere kennt man kaum. Die Kinder tun, was sie wollen, aber der Gemeinschaftsgeist in Schule und Haus ist eine starke Erziehung. Er ersetzt die Disziplin, die wir Deutsche meinen nicht entbehren zu können.

Auch über den Kreis der Familie hinaus wirkt der gütige, freundliche Gemeinschaftsgeist. Er schließt alle Klatschsucht aus. Man hilft, und es ist oft erstaunlich, wie rasch und dauernd Nachbarn einspringen in Nöten – Menschen, die man vorher kaum kannte. In den echten amerikanischen Familien des Mittelstandes hat sich noch etwas [295] erhalten aus jener Pionierzeit, in der der Nachbar auf der nächsten Farm in der Einsamkeit gegenüber den Indianern ein unbezahlbares höchstes Gut war.

So ist man auch voller Interesse für die persönlichen Verhältnisse anderer. Bei jedem Vortrag wird der Fremde mit einigen persönlichen Angaben eingeführt; man will unendlich viel wissen über die Familienverhältnisse der bekannten Leute. Man will ihre Bilder sehen. Damals war dies bei uns noch nicht so, wie es jetzt geworden ist, daß der Photograph eine wichtige Stellung einnahm. Dort erfuhr ich es zum ersten Male.

So setzt man auch bei jedem eine vorurteilslose Einstellung zu anderen voraus. Man lädt einen zu einem Essen, einer Feier ein, und plötzlich heißt es: „Unser lieber Gast aus Deutschland wird uns wohl über dies oder jenes etwas sagen."

Das ist das gute, liebe, alte, kindliche – ach so kindliche Amerika des Mittelstandes, der nicht entfernt ahnte – was wir schon zu sehen begannen –, daß eine gewaltige Herrschaftsmacht von oben und eine von ihr gewirkte Zerrüttung von unten ihm die führende und menschenbildende Macht im Land aus der Hand nahmen.

Gerade die Wahl Trumans, die ich miterlebte, war ja ein erschreckendes Beispiel der raffinierten Irreführung eines Volkes, das – ach so kindlich – glaubt, was ihm klug genug und seinem Wesen entsprechend nahegebracht wird. Wo aber ist es in kapitalistischen Staaten anders? Wo ist „Demokratie" mehr als die Herrschaft der Schicht, die am kapitalgewaltigsten und geschicktesten ein Volk zu beeinflussen versteht?

Als ein Beispiel der von „oben" kommenden Demoralisation erwähne ich einen Artikel über einen der Vertreter der Familie Carnegie. In großem Oval war er selbst in der Zeitung abgebildet, um ihn herum in kleinem Format sechs Bilder der Frauen, von denen er geschieden ist, mit Daten und Angaben der Bezüge, die er ihnen gibt, und unter ihm das Bild der Frau, die er gerade geheiratet hat. Konnte das ohne sein Wissen geschehen?

Von der Schönheit Amerikas bekam ich auf den Fahrten mit der Bahn oder im Auto einiges zu sehen. Die Fahrt am Meer entlang von Boston bis New York war teilweise gewaltig, wie ja auch der Flug vorher. Von Cambridge aus nahmen mich Freunde im Auto mit in die Umgebung. Es war Herbst, und die Wälder leuchteten in der machtvollen Mannigfaltigkeit bunter Farben. Amerika hat Bäume verschiedenster Art, die im Herbste eine Farbenpracht entfalten, die unseren Herbst weit übertrifft. Dort fuhren wir auch an der Küste mit all den merkwürdigen, eindrucksvollen Felsengebilden entlang, [296] die das Meer ausgewaschen hat. Wir kamen auch nach Salem, wo das Dorf, in dem die Pilgerväter in der ersten Zeit nach ihrer Landung wohnten, als eine Art Freimuseum wiederhergestellt ist. Welch ein Kontrast zwischen diesen primitiven Holzhütten von ehedem und den heutigen Städten!

Den bezaubernden Frühling Amerikas lernte ich in der Umgegend von Philadelphia mit den weiten Strecken kennen, die von den zartweißen Blüten des „dogwood" durchleuchtet sind, und wieder jenen, die in hellem Rosa schimmern.

Die weite Ebene trat mir in „the middlewest"[1] und „the cornbelt"[2] den Gegenden von Cincinnati, Ohio, Iowa entgegen. Weite Ebene, hie und da eine Farm mit ihren Silos, hie und da eine Kirche, ein „drugstore"[3] und einige Gebäude, Sammelpunkte der Umgegend, dann

[1] Mittelwesten.
[2] Korngürtel.
[3] der Laden, der alle Waren bietet und zugleich örtlicher Treffpunkt ist.

eine größere Landstadt. Hier kann das mächtige Auto sausen, wie es will. Hier sind die Farmen, die mir ein Besitzer zeigte, der sagte: „Wir sind keine Bauern. Wir sind Fabrikanten von „corn“[1], Weizen und Vieh und müssen dauernd die Börsenpreise beobachten, damit wir rechtzeitig losschlagen!“ Ein Farmerssohn, den ich später in Pendle Hill traf, sagte mir etwas von der Not der kleineren Bauern, die dahintersteht. Er war zweiter Sohn, der älteste übernahm den nicht großen Hof. Er arbeitete bei ihm und sparte, heiratete, und nun wollte er eine eigene Farm kaufen. „Aber“, sagte er, „wo eine Farm verkäuflich wird, ist ein Geldmann aus der Stadt da und kauft sie. Wir Kleinen haben nie genug Geld für ein solches Objekt.“ – Das Kapital erstickt den selbständigen mittleren und kleineren Besitz. Für das gute Amerika ist es bezeichnend, daß dieser junge Farmer mit seiner Frau nun eine Zeit im College zubrachte, um sich für sein persönliches Leben weiterzubilden, und von da aus die schwere Suche nach dem Hof fortsetzte.

Gegen Ende meines Aufenthaltes konnte ich unseren Freund Albert Martin, der in der Hitlerzeit Sekretär des Quäkerbüros in Berlin war, von Chicago aus in Hamilton am Ontariosee aufsuchen. Auf der Rückreise sahen wir zusammen die gewaltigen Niagarafälle bei Buffalo zwischen dem Erie- und dem Ontariosee.

Ich sah vieles von Amerikas Landschaft. Die Hauptsache aber war mir der Mensch. [297]

Die amerikanischen Quäker

Nachdem ich einige Wochen bei meiner Tochter gewesen war, fuhr ich nach Pendle Hill bei Philadelphia, um dort durch einen „term“, ein Semester hindurch, einmal in der Woche über die Verhältnisse und Probleme Deutschlands Vorlesungen zu halten, zu denen man mich aufgefordert hatte. Pendle Hill, genannt nach dem Berg in Nordengland, auf dem George Fox in einem Gesicht gezeigt wurde, daß Tausende auf seine Botschaft warteten, ist für die USA, was Woodbrooke für England ist: ein College für junge Menschen, die in den Fragen des religiösen Lebens und der Gesellschaftsgestaltung Weiterbildung suchen, um zu selbständigem Urteilen zu gelangen. Es ist vor allem für die jungen Leute des Quäkertums selbst da, darüber hinaus aber auch für solche aus allen Religionen und Ländern. Man findet aber in Pendle Hill nicht nur junge Leute aller Länder und Rassen, sondern auch immer wieder Dozenten, die sich für eine Zeit zur Verfügung stellen. So ist Pendle Hill wie Woodbrooke ein Treffpunkt von Menschen mannigfaltigster Art mit den verschiedensten Problemen und Fragen, ein Treffpunkt von Menschen aus der ganzen Welt. Ich lernte dort Neger aus Amerika und Afrika kennen, Chinesen und Japaner, Südamerikaner, Amerikaner aus verschiedensten Gegenden der USA, Engländer, Ungarn, Deutsche. Von den Deutschen hatte Sollmann, der frühere Landtagsabgeordnete der SPD in Berlin, der zeitweise auch Minister war, hier eine neue Heimat gefunden. Trotz unserer früheren Freundschaft verstanden wir uns je länger desto weniger. Er sah nur die Vorzüge der USA – wer in seiner Mittelschicht lebt und gar in Pendle Hill, sieht diese sehr; aber dann muß man doch auch wieder vieles nicht sehen oder nicht sehen wollen, um wirklich von Amerika die Rettung der Welt zu erhoffen. Sollmann ist ein Beispiel für das Schicksal, dem viele Emigranten in den USA und Nicht-Emigranten in Deutschland erlagen. Sie sahen die technischen Erfolge, den wirtschaftlichen Glanz – aber auch die kindliche Güte und Hilfsbereitschaft der wahren Amerikaner. Sie sahen aber nicht die Slums, die Bauernnot, die Gemeinheit der politischen Agitation und der wirtschaftlichen Ausbeutung.

Wenn man von Boston bis Philadelphia fährt, sieht man überall im wachsenden Buschwald verfallene Farmen stehen, vom Farmer verlassen, weil er mit den großen Besitzern nicht mehr konkurrieren konnte. Im Gebirge aber kaufen Leute aus der Stadt solche Farmen auf,

[1] Getreide, in diesem speziellen Falle „Mais“.

stellen sich die Gebäude wieder her und verbringen darin ihre Sommerfrische. Da mein Schwiegersohn in Vermont im Gebirge eine solche Farm hatte und ich mit der Familie dort war, lernte ich mit [298] der echten, starken Gebirgsschönheit auch diese verfallenden Farmen kennen. Drei ringsum waren bewohnt von alten oder halbblöden Leuten, die langsam dahinstarben, die Tüchtigen aber waren abgewandert.

Pendle Hill ist in seinem ganzen Zuschnitt einfacher als Woodbrooke. Dieses ist von der aristokratischen Lebenshaltung Englands bestimmt, jenes aber von Amerikas Demokratie. Beide Orte gewann ich lieb um ihres echten Arbeitens, ihrer Stille und ihres Friedens, ihrer Gemeinschaft und ihrer weiten Weltschau willen. In Pendle Hill erlebte ich einen sehr bewegenden Einblick in die gesellschaftlichen Fragen Amerikas. Jede Woche hatte man einen Abend, an dem ein Arbeiter aus der Sozialarbeit in Philadelphia oder der Gewerkschaftsarbeit, der Sozialfürsorge, der Jugendfürsorge, der Erziehung, dem Gefängniswesen und dem Genossenschaftswesen sprach. Da es immer ein Mensch war, der lebendig in der Wirklichkeit dieser Bewegungen stand, erhielt man einen mächtigen Eindruck von dem Kampf, den private Initiative mit den Nöten der Zeit führt. In Pendle Hill lernte ich Dorothy Day kennen, die in New York den „Daily Worker“ herausgibt, radikale Sozialistin und Katholikin, radikal in ihrer Hilfsbereitschaft, die jedem zur Verfügung steht, der sie braucht, unglaublich ausgenutzt, immer am Rande der Möglichkeiten und immer wieder leistungsfähig durch die Hilfe, die sie sich mit ihrer radikalen Selbstlosigkeit und ihrem Vertrauen zu Gott und Mensch erringt. Hier lernte ich ebenso den katholischen Priester kennen, der ein armes Fischerdorf zu einer Genossenschaft wandelte und es zu einem wohlhabenden Dorfe mit Fischerei und Konservenfabrik gestaltete, so daß von dort aus eine große Bewegung ins ganze Land ausgegangen ist. Ich begegnete auch einem jungen Ehepaar aus einer protestantischen Familie, die dasselbe für ein Fischerdorf mit erstaunlichem Erfolg geleistet hat. Dann hörte ich von dem großen Unternehmen der Quäker in Philadelphia, einer Probe auf die Möglichkeit der Überwindung der Slums. Sie schaffen eine Siedlung außerhalb der Stadt für ein bestimmtes Häusergeviert der Slums, indem sie die Menschen von dort zum Mitbauen heranziehen, so daß sie sich durch ihre Leistung einen Anteil an den Häusern erwerben können und zugleich aus dem Elend ihres Schmutzes und ihrer Hoffnungslosigkeit herausgehoben werden und man hoffen kann, daß sie die ihnen später zufallenden Wohnungen auch wirklich ehren und sauber halten werden.

Ich hatte hier auch eine tiefgehende Aussprache mit dem Geschäftsführer der großen Buchhandlung, in der religiöse Werke erscheinen, z. B. auch die der beiden Freunde Thomas Kelly und Elton Trueblood [299] „Heiliger Gehorsam“ und „The Predicament of Man“ (Die Lage des Menschen). Sie waren in einem Jahre die Bestseller dieser Gattung, und er sagte mir, daß sie in etwa drei- bis vierhunderttausend Exemplaren verkauft worden seien – Auflagen religiöser Schriften, wie sie für uns unvorstellbar sind.

Das alles ist auch Amerika. Und eine Stätte wie Pendle Hill ist ein Mittelpunkt solcher Bestrebungen. Dort kehren immer wieder Leute ein, die sie tragen.

Wie aber macht es diese kleine Gemeinschaft der Quäker (160 000 in den USA), einen solchen Einfluß zu gewinnen, wie sie ihn kulturell und auch politisch hat? Sie hat eine Erziehungsanstalt, die weitschauende Menschen schafft und anzieht. Das ist ihr gewaltiges, weltumspannendes Hilfswerk. Der leitende Mittelpunkt ist in Philadelphia „Twenty-South twelfths Street“, einige Stockwerke in einem riesigen Hochhaus, das herabschaut auf das kleine ältere Meetinghouse einer Quäkergruppe, das neben ihm steht und mitbenutzt wird. Hier sammelt sich jeden Montag früh neun Uhr die Gesamtgemeinde der in den Büros Arbeitenden zu einer Andacht, deren Stille übergeht in die Berichterstattung des leitenden Mannes, der damals Clarence Piquet war. Sooft man diesen Mann berichten hörte, hatte man das Bewußtsein, daß in ihm eine Kenntnis der wirklichen Lage der Menschheit zusammengefaßt ist wie nirgends sonst. Er hatte Berichte der Arbeiter aus allen Notstandsgebieten der Welt, aus

Indien, aus China, aus Südamerika, aus europäischen Ländern, aus Palästina, aus Afrika – überall hatte ja dieses Hilfswerk der amerikanischen Freunde seine Boten und seinen Tätigkeitsbereich. Immer mußte man denken: Hier sollten sich die Staatsmänner der Welt Informationen holen. Hier wurden aber auch Menschen ausgebildet, die dann mit weitem Blick und Verantwortung für die Schicksale der Menschheit im Leben standen und wirkten. Die meisten jungen Leute der Quäker in Amerika und viele andere, die ihnen nahestehen, gehen für ein, in zwei oder drei Jahre in den Dienst der Gesellschaft. Sie sammeln Kenntnisse von den Zuständen draußen und werden so in der Verantwortung für die Fragen der Menschheitspolitik geschult. Sie gehen dann in Amerika in Berufe. Wenn aber irgendwo ein Notstand auftritt, können sie diejenigen aufrufen, die früher schon dort arbeiteten. So konnten sie, als die Flucht der Araber aus Israel einen gewaltigen Notstand schuf, in wenigen Monaten Kräfte und Mittel aufbringen, um für 150 000 Menschen in der Wüste zu sorgen. Bei meinem Besuch hörte ich auch den Bericht der in Nanking arbeitenden Freunde, die dort ein Krankenhaus leiteten, als die Rote Armee Nanking eroberte. Sie blieben dort und setzten sich mit dem neuen [300] Stadtkommandanten in Verbindung. Der sagte ihnen, das Krankenhaus könnten sie weiterführen, aber ihre Autos müßten sie abgeben, da man dieselben für Militärtransporte brauche. Sie aber erklärten, daß ihnen die Autos für Krankentransporte gegeben seien, und freiwillig würden sie sie nicht für Kriegszwecke zur Verfügung stellen. Sie durften sie behalten und blieben so lange, bis die neue Regierung so viele ärztliche Kräfte hatte, daß sie das Krankenhaus übernehmen konnte.

Es hängt wohl damit zusammen, daß das Quäkertum Amerikas der Mittelpunkt einer großen Arbeit für den Frieden und die Verständigung ist, die sich seit vielen Jahren mit großer Energie gegen die Kriegspolitik Amerikas stellt. Solche weitverbreiteten Broschüren wie „Speak Truth to Power“ (Sprich die Wahrheit vor den Mächtigen) und andere sind ausgezeichnete Darstellungen der Aufgaben der heutigen Menschheit.

Man wundert sich, daß die große Masse der amerikanischen Quäker, die sich doch wesentlich aus Menschen des Mittelstandes zusammensetzt, diese Bewegung mitträgt. In allen anderen Ländern sind die Menschen des Mittelstandes – auch wenn sie sich christlich nennen – nationalistisch eingestellt. Jene Haltung hängt aber damit zusammen, daß das Quäkertum durch die Jahrhunderte den urchristlichen Glauben festhält, daß der Geist Gottes heute zu den Menschen spricht und heute seine Boten sendet und ihnen Aufgaben zuweist. Ich habe viele Quäkergruppen in den USA besucht: Bauern und Handwerker in Ohio und Iowa und Bewohner von Colleges und Städter, unter denen der gebildete Mittelstand vorwiegt. Wenn hier ein Mensch auftritt, der eine neue Aufgabe oder einen neuen Ausblick zeigt, dann ergeht es dem Quäker auch oft so wie den anderen Menschen, daß das Unangenehme abgelehnt wird und erst recht das, was Opfer oder Mühe und geistige Umstellung fordert. Dann jedoch klingt es in ihm: „Es könnte aber doch die Stimme des Geistes sein!?“ Während wir bei unseren Christen weithin erleben, wie entrüstet sie jeden neuen Gedanken als gottlos ablehnen, beginnt der einfache Quäker unter dem Druck dieser Frage nachzudenken, klärt seine Gedanken und wird ein Teil jener gewaltigen Macht, mit der dieser kleine Kreis frommer Menschen sein großes Werk in der Menschheit tut.

Ich habe etwas davon erlebt. Als ich meine erste Vorlesung über Deutschland gehalten hatte, kam ein Student zu mir und sagte: „You must not speak so sharply, you vex the old people“ (Sie dürfen nicht so scharf reden, Sie verärgern die alten Leute). Ich hatte von sozialistischer Entwicklung und kapitalistischer Zerstörungsmacht gespro-[301]chen. Als ich 1949 in Philadelphia verabschiedet wurde, sagte einer der alten Herren, er bedaure mein Gehen. Er müsse offen sagen, daß er mein Wirken zuerst für recht bedenklich gehalten habe. Aber er sei immer mehr zur Einsicht gekommen, daß es besonders für die jungen Leute bedeutsam gewesen sei und sie mit neuen Hoffnungen erfüllt habe.

Etwas von der tapferen Arbeit dieses kleinen Kreises erlebte ich während einer Studienreise in Washington. Das „Institute for National Legislation“ hatte dorthin eingeladen. Hier arbeiten im Auftrag der Quäker einige sehr gut ausgebildete Menschen. Sie beobachten alle Entwürfe und Pläne für die Gesetzgebung in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht, bilden sich ein Urteil über ihre sozialen Auswirkungen und besuchen dann Senatoren und Abgeordnete, um ihnen zu zeigen, was gefährlich und was gut ist oder wäre. Man macht manchmal den Quäkern einen Vorwurf daraus, daß sie auch so etwas wie eine „pressure group“ in Washington unterhalten. Das aber tun viele amerikanischen Religionsgemeinschaften, ebenso wie die Geschäftsleute und Konzerne, freilich diese für egoistische, jene für soziale Ziele. Der Leiter des Institutes sagte: „We are no pressure group – we are an educational institution focused on senators“ (wir sind keine pressure group, wir sind ein Erziehungsinstitut, das sich um Senatoren müht).

In dieser Woche meines Besuchs erhielt ich einen großen Eindruck von der sozialen Not und Arbeit in den USA. Vor allem aber wurden damals schon (1948) die ersten Anzeichen des beginnenden MacCarthyismus besprochen, denen sich das Institut entgegenstellte.

Ich wohnte in dieser Zeit im internationalen Studentenheim in Washington, wo ich Studenten aller Rassen – vor allem auch Südamerikaner – traf. Man sagte mir, daß das Heim Schwierigkeiten hätte mit der Bevölkerung – weil es eben farbige Studenten aufnahm. Bei einem zweiten Aufenthalt in Washington sprach ich in der Negeruniversität vor zweihundert Negerstudenten, deren echtes Interesse mich sehr bewegte. Mancherlei hörte man von der materiellen und geistigen Not, die aus dem Rassengegensatz aufstieg. Entsetzen erregte ein Gang durch das arme Negerviertel in unmittelbarer Nähe des Weißen Hauses. Vergeblich versuchte um diese Zeit der Senator Douglas, ein Quäker, hier Hilfe zu schaffen. Der Kongreß hatte einige Millionen bewilligt, diese Häuser aufzukaufen und neue zu errichten. Aber die Besitzer der Häuser verkauften sie nicht, denn die Mieten dieser dunklen Löcher brachten so viel Gewinn ein, daß sie sie festhielten. Hier war der Gesetzgeber ohnmächtig.

Neben den Quäkergruppen besuchte ich auch Gemeinden der [302] Methodisten, der Baptisten und einige Colleges anderer Gruppen und Universitäten. An verschiedenen theologischen Fakultäten konnte ich zu den Studenten sprechen. In einem Seminar durfte ich eine sehr eindrucksvolle Aussprache über den Theologen und Erweckungsprediger Jonathan Edwards miterleben und erfuhr, welche Autorität er für die puritanischen Kreise ist.

Sehr bewegend waren mir zwei Besuche bei den Amysch-Mennoniten, einer ganz strengen Gruppe, die um 1700 aus der Pfalz auswanderte, heute noch ihre alten Trachten trägt, keine Bilder und Fotographien kennt, keinen elektrischen Strom hat, sondern mit Wasser getriebene Pumpen und Räderwerke, keine Feuerversicherung, sondern gegenseitige Hilfe bei Unglücksfällen. Die Gottesdienste werden in den Häusern abgehalten, die so gebaut sind, daß das leicht möglich ist. Sie werden von einem selbstgewählten Bischof und von Pfarrern geleitet, die aus ihrer Mitte emporwachsen. Ich habe einen Gottesdienst mitgemacht, der von halb neun bis zwölf Uhr dauerte und an dem die ganzen Familien bis zu den Säuglingen teilnahmen, alle in Ruhe und tiefer Andacht. Lieder, Gebete, Ansprachen wechselten, und eine uralte eigentümliche Art des Gesanges wurde mit den alten Liedern geübt. Geistig ist der Einfluß des Methodismus offenbar sehr stark geworden. Aber in der Lebensgestaltung herrschen die alten Formen. Die Mennoniten sind tüchtige Bauern und suchen ihre Kinder wieder in Bauerngütern unterzubringen, was sie durch ihre Sparsamkeit ermöglichen. Viele Kinder gehen ihnen verloren, weil sie die alten Sitten nicht ertragen können. Das bedeutet dann sehr schroffe Trennung. Man muß auf der einen Seite die gewaltige religiöse Energie bewundern, in der die alte Sprache und alte Sitte durch die Jahrhunderte festgehalten wird – ganz in Philadelphias Nähe; und doch ist es eine Verhärtung, die abgrenzt und das Evangelium eingrenzt. Aus derselben Wurzel entsprang das Quäkertum, das sich auch abgrenzte und geistig eng

zusammenschloß, das aber durch seine gewaltige Hilfsarbeit und seine Bemühungen, das Friedenszeugnis in die Welt zu tragen, zu einer machtvollen Lebenswirklichkeit kam.

Ich konnte im Süden bis Washington kommen, dann über Cincinnati, Wilmington, Richmond nach Chicago, von da nach Iowa und Hamilton in Kanada und schließlich nach Boston. An der Küste war ich in New York, Springfield, Hartford und New Mayen. In New York wohnte ich einige Tage in einem Wolkenkratzer im zehnten Stockwerk, und abends sah man über den Central Park die Riesenlinie der hell erleuchteten gewaltigen Gebäude. Mit Klaus fuhren wir auf den höchsten der Wolkenkratzer, das „Empire Building“, und standen dreihundert Meter über der Stadt, unter uns lagen Manhattan [303] zwischen den beiden mächtigen Strömen, nach Osten ganz klein zu erkennen die Freiheitsstatue und dann das Meer, nach Westen die Berge und das weite Waldgebiet mit den Villenvorstädten – einer der wundervollsten Anblicke, die man sich denken kann.

Es darf auch nicht das Lincoln-Denkmal in Washington vergessen werden. Man steigt breite Marmortreppen hinauf zum griechischen Tempel, und von oben blicken einem immer die nachdenklichen, tiefen Augen des machtvollen Kopfes entgegen, des Mannes, der in Marmor gehauen dasitzt, zur Rechten und Linken wichtigste Worte aus seinen Reden, die jene Freiheitspolitik und jene Verantwortung vertreten, die das heutige Amerika zu verlieren droht.

Zu Weihnachten kehrte ich nach Cambridge zur Familie meiner Tochter zurück, und wir rüsteten eine Weihnachtsfeier, die allerdings schon überschattet wurde von den ersten Anzeichen einer geistigen Erkrankung meiner Tochter. Sie hatte offenbar die Welt und Geistesart Amerikas nie recht bewältigen können, und nun kamen die Erinnerungen an die alte Heimat doppelt über sie. Kurz nach Weihnachten mußten wir sie in ein Sanatorium bringen. Sie hatte mehr als zwei Jahre nötig, um sich zu erholen. So stand die zweite Hälfte meines Aufenthaltes in den USA unter schwerem Leid. Ich mußte schließlich abreisen, ehe irgendwie entschieden war, ob sie gesund werden könne oder nicht. Sie ist heute wieder völlig hergestellt.

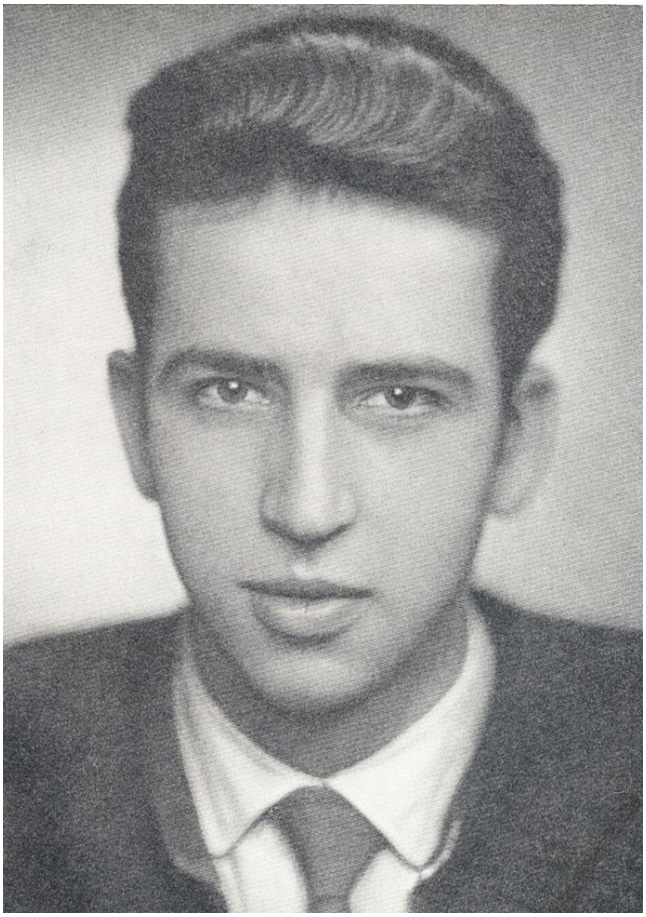
Ich brachte noch einen zweiten „term“ in Pendle Hill mit Vorlesungen zu, die ich wöchentlich hielt, besuchte noch allerlei Orte und Menschen, und dann kam der Tag der Abreise.

Klaus war nach Erkrankung meiner Tochter von seiner Lehrerin Fräulein Thorp in ihr liebes Haus aufgenommen worden, wo er eine sehr schöne Zeit amerikanischen Familienlebens und seiner Geselligkeit erfuhr. Man hatte ihn im Kreise seiner Kameraden und deren Eltern so liebgewonnen, daß man ihm anbot, für seinen Aufenthalt in den USA und seine Ausbildung alle Kosten zu übernehmen, wenn er bis zum Ende seines Studiums bleiben würde. Ich überließ ihm die Antwort, erinnerte ihn nur an die schwere Not Deutschlands, aus der wir gekommen waren. Er habe nun das leichtere Leben in USA erlebt. Er müsse selbst entscheiden – vielleicht zuviel verlangt von einem vierzehnjährigen Jungen. Er aber sagte seiner Lehrerin: „Ich bin ein deutscher Junge und gehöre nach Deutschland. Ich sehe nicht ein, warum ich es besser haben soll als andere deutsche Jungen.“ Ich glaube, er hat seine Entscheidung nie bereut. Die Amerikaner waren sehr beeindruckt von dieser Haltung. Ich sagte ihm, da wir gerade gehört hatten, daß ein Verwandter, der begeisterter Nazi gewesen war und führend in der Rüstungsindustrie mitgearbeitet hatte, nach [304] den USA gegangen war: „Wenn das Vaterland in Not ist, lassen die ‚Patrioten‘ es im Stich, und die ‚Vaterlandslosen‘ kehren heim.“

Auch ich hätte in den USA bleiben und weiter Vorlesungen halten können. Es war mir aber völlig klar, daß es für mich sehr schön war, einmal als Gast in dieser Bequemlichkeit zu leben, daß es aber auf die Dauer nicht möglich ist, so zu leben und zu wirken. Auch ich fühlte, wie sehr ich nach Deutschland gehörte.

So reisten wir am 2. Juli nach New York, wo wir am 6. aufs Schiff gehen sollten, für das Plätze bestellt waren. Wir waren zu der Familie eines Professors der Augenheilkunde eingeladen, die in einer Villa in einem westlichen Vorort von New York lebte.

Schon lange Zeit vorher hatte ich unsere Pässe an das entsprechende Amt in Washington geschickt, um die Ausreise zu bestätigen, und ich mußte noch vom holländischen Konsulat in New York das Durchreisevisum haben. Am 3. Juli waren die Pässe nicht zurück. Am 4. Juli war der große Staatsfeiertag der USA, den wir froh mit der Familie feierten, verbunden mit einem großen Feuerwerk zum Entzücken der Kinder. Am 5.7. saß Frau Professor stundenlang am Telefon und verlangte in Washington kategorisch unsere Pässe. Sie kamen am frühen Morgen des 6. Juli, und wir wurden nun schnellstens zum holländischen Konsulat gefahren, zur Finanzbehörde, von der wir auch eine Erklärung haben mußten, daß wir keine Steuerschulden hinterließen, und eilten dann zum Schiff, wo Freunde uns schon erwarteten, die zum Teil aus Philadelphia zum Abschied gekommen waren. Nun ging es, an der Freiheitsstatue vorbei, dem Meere zu, auf die herrliche Fahrt von sechs Tagen bis Southhampton, wo uns mein Sohn Klaus erwartete.



Mein Enkel Klaus Kittowski
1957

In den USA hatten wir in den letzten vierzehn Tagen noch etwas von der unerträglichen Hitze des amerikanischen Sommers zu fühlen bekommen. Selbst draußen in den Parks und auf der Höhe konnte man nur einschlafen, wenn der Ventilator ging. Jedesmal aber, wenn wir zur Stadt durch die Slums fuhren, sagte unser Gastgeber: „Ich habe immer ein böses Gewissen, wenn ich hier durchfahre. Hab' ich das Recht, mit meiner Familie im luftigen Landhaus zu wohnen, wenn hier die Menschen diese Stickluft aushalten müssen?" Allein das Durchfahren war qualvoll.

Wir genossen die sechstägige wundervolle Fahrt und legten mit frischen Kräften am 12. Juli in Southhampton an. So konnten wir noch fast vier Wochen bei Klaus in England bleiben. Es war für uns alle drei eine ganz herrliche Zeit unbekümmerter Freude. Die beiden Klause, Onkel und Neffe, verstanden sich wundervoll. Wir hatten frohe Abende mit Lachen, Scherzen

und Spielen. Wir trafen Freunde [305] und sahen England. Wir ruderten auf der Themse in Oxford und besuchten Cambridge. Als aber der Abschied kam, merkte ich sehr, wie mein Sohn mit dem Gefühl der wiederkehrenden Einsamkeit und schweren Belastung kämpfte. Nie vergesse ich die Augen, die uns nachsahen, als wir zum Flugzeug über den Flugplatz gingen und abflogen.

Wir waren ein paar Tage in Holland zur internationalen Tagung der Religiösen Sozialisten, flogen nach Zürich und besuchten in Davos meinen Sohn Gerhard. Auch mit ihm hatten wir eine tiefe, frohe Zeit – immer aber belastet von der Sorge um seine Gesundheit. Dann ging es nach Deutschland zurück, nun mit der Bahn dritter Klasse, denn nun mußten wir wieder für uns selbst sorgen.

Die Übersiedlung nach dem „Osten“

Wie ich bereits erwähnte, erhielt ich in den Tagen der Vorbereitung für die Reise nach den USA die Anfrage vom Ministerium für Volksbildung in Dresden, ob ich eine Berufung nach Leipzig annehmen würde. Ich sagte ja, bat aber um Beurlaubung für diese Reise, die ich umgehend erhielt. Nun, nach der Rückkehr, galt es, die Übersiedlung vorzubereiten. Das war auch innerlich keine ganz leichte Sache. Ich war Mitglied der SPD, befangen zum Teil von den Darstellungen, die man selbst in dieser Partei über die Verhältnisse im Osten gab. Ich fragte mich wohl, ob ein Mann, der sein ganzes Leben auf klare Haltung und Wahrhaftigkeit gebaut hatte und der gewillt war, sein Leben so zu beschließen, in einer Welt wirken und leben könne, wie sie uns da geschildert wurde. Aber ich wußte auch immer mehr, daß ich es riskieren müsse. Immer deutlicher wurde der Bankrott der Sozialdemokratie in ihrer haltlosen Politik, immer deutlicher wurde, daß eine Arbeit für die Zukunft in dieser westdeutschen Gestaltung nicht mehr möglich sei. Ich aber fühlte, daß ich noch etwas zu sagen und zu leisten hätte. So mußte ich den Versuch wagen, nach Leipzig zu gehen und zu erproben, ob ein Wirken für die Zukunft in Wahrhaftigkeit und sozialistischer Zukunftshoffnung dort möglich sei.

Ich schrieb der Sozialdemokratischen Partei, der ich seit 1921 angehörte und für die ich allerlei geleistet und gelitten hatte, einen Brief. Es sind nun acht Jahre vergangen, seitdem er geschrieben wurde. Aber seine Schau hat sich so erschütternd bestätigt, daß es wohl am Platze ist, ihn hier wiederzugeben. Vielleicht zeigt er auch manchen Leuten, wie sehr sie in die Irre gingen, und vielleicht lernen sie auf die zu hören, die sehend waren.

[306] Ich schrieb damals:

Frankfurt (Main)-Eschersheim, Oktober 1949

Werter Genosse Schumacher!

Es scheint mir richtig, daß ich Ihnen, dem auch von mir verehrten Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Rechenschaft gebe über die Gründe, die mich bewegen, eine Berufung nach Leipzig als Professor für christliche Ethik und Religionssoziologie anzunehmen.

Diese Berufung bietet mir die Möglichkeit, die Erkenntnisse auf diesen Gebieten, die ich mir im Laufe eines schweren Arbeitslebens errungen habe, in den letzten Jahren meines Lebens auszubauen und weiterzugeben. Wenn man das Bewußtsein hat, daß man etwas Wertvolles weiterzugeben hat, so wird man sich dahin gezogen fühlen, wo der Wunsch laut wird, daran teilzunehmen. Doch spielen auch Gründe der politischen Lage und Entwicklung mit, die ich gerade Ihnen gegenüber aussprechen möchte, damit die Menschen, die mich kennen, in voller Klarheit sehen, was mich bewegt. Ich habe von 1945 an viele Vorträge für unsere Partei und verwandte Bewegungen gehalten, in denen ich immer wieder folgendes ausführte:

Der Zusammenbruch des kapitalistischen Systems hat dem deutschen Volke die Möglichkeit und die Aufgabe gegeben, aus den Trümmern eine neue, auf gegenseitiger Hilfe ruhende Wirtschaftsordnung zu schaffen – ohne Gewalt und Blutvergießen. Es wäre ein Verbrechen, wenn man diese Gelegenheit vorübergehen ließe und ein neuer Ausbruch der Katastrophe nötig würde.

Ich habe immer auch unsere jungen Menschen auf die wunderbaren Möglichkeiten hingewiesen, an einem großen Werke der Zukunft mitzuarbeiten bei aller Härte ihres Lebens.

Nun ist das deutsche Volk im Begriff, das zu tun, was ich „Verbrechen" nannte und nenne. Die heute an der Spitze stehenden Menschen lenken es auf ein Wettrennen um persönliches Vorwärtskommen, und durch dieses Wettrennen der Selbstsucht will man den wirtschaftlichen Aufbau bewirken. Die Korruption, die es verstand, durch die Notzeit hindurch sich Werte zu bewahren und immer wieder zu erringen, setzt sich an die Macht, und deutlich ist der Wille, unser Volk als politisches Werkzeug jedem zur Verfügung zu stellen, der der aufsteigenden besitzenden Schicht Möglichkeiten wachsender Vermögens- und Machtbildung bietet.

In einem Volke, das durch diese Katastrophe ging, steigt die Erwerbslosigkeit der einen auf, während die anderen schwelgen. Für die Flüchtlinge geschieht nichts, da diejenigen ihre Opfer verweigern, die in Worten und Machtbegehren so unendlich patriotisch sind ...

[307] Wie nach 1918 durften die Arbeitermassen in der Zeit der Not durch ihre in Dürftigkeit geleistete Arbeit und ihr ruhiges Verantwortungsgefühl den Aufbau tragen. Sobald es so weit ist, daß das Bürgertum sich wieder gesichert fühlt, macht man brutal deutlich, daß der Erfolg des Aufbaus denen zu gehören hat, die klug und selbstsüchtig genug sind, ihn den anderen wegzureißen.

Ein zweiter Grundgedanke meiner Vorträge war immer der, daß wir den Aufbau des Wirtschaftslebens mit friedlichen Mitteln nur vollziehen können, wenn christliches Gewissen und christlicher Glaube mitwirken, die verantwortungsstarke Energie zu schaffen, die wir dazu in allen Teilen unseres Volkes nötig haben ... Auch in dieser Hoffnung bin ich bitter enttäuscht. Der Kreis sogenannter christlicher Menschen, der durch die Katastrophe nicht nur in Angst gejagt wurde, sondern wirklich erschüttert und erneuert ist, hat sich als sehr klein erwiesen. Die Massen der Christen und ihrer Geistlichen sind nach dem Abflauen der Angst in das alte gutbürgerliche Christentum zurückgesunken, das nun Politikern die Möglichkeit gibt, die Aufrichtung neuer Klassenherrschaft als Rückkehr zum Christentum zu bezeichnen.

Und selbst die Erschütterten lassen sich durch eine verhängnisvolle theologische Mißbildung zu dem Glauben bringen, mit der Festlegung von Bekenntnissen und Überlieferungen eine wirksame Kirche zu bauen ... Hier könnte nur ein aus tiefster Erschütterung erneuertes Christentum wirksam helfen, und eben das dämmt man ab ... Für einen ernsthaften Christen ist es ein bedrückendes Schauspiel, mitzuerleben, wie selbstverständlich leitende Kreise der Kirche dartun, daß ihre Haltung von 1945 nur Konjunktur war und sie gewillt sind, ebenso mit der öffentlichen Meinung des Bürgertums hin- und herzuwanken wie von 1918 bis 1933 ...

Wir haben nicht die Menschen, die gelernt haben, daß in solcher Zeit nicht nur das die Aufgabe ist, die täglich aufsteigenden Probleme als Volkswirtschaftler oder Politiker zu bewältigen, sondern daß es gilt, diese Fragen in einer neuen, weiten Schau und in einem neuen starken Geist und Glauben zu bewältigen. So haben wir nicht das absolute Nein zur Korruption. Wir haben nicht die unbedingte Klarheit, daß das Wettrennen um den persönlichen Vorteil nur verhängnisvoll sein kann. So haben wir auch nicht die deutliche Kraft, das Vertrauen zu wecken, daß auch ein Zusammenarbeiten der Völker möglich ist ...

Unter all den klugen und guten Grundsätzen, die die SPD für ihre jetzt beginnende Arbeit aufgestellt hat, vermisse ich eine Erklärung: Klar und würdig müßte gesagt werden, daß die

SPD dauernd dank-[308]bar an das denkt, was die Besatzungsmächte in den Zeiten nach dem Zusammenbruch für Deutschland getan haben, daß die SPD gewillt ist, für die friedliche Zusammenarbeit mit den anderen Mächten alle Kraft und all ihren Einfluß einzusetzen, daß sie sich aber nicht und nie zur Verfügung stellen wird, unser Volk in militärisch bestimmte und geführte Bündnisse hineinzuziehen, und daß sie gewillt ist, den energischsten Widerstand den Versuchen entgegenzustellen, die den Wiederaufbau des deutschen Volkes zu einem Wiederaufbau der alten wirtschaftlichen Machtpositionen gestalten und die von draußen kommende Hilfe zu einer Hilfe für die besitzende Schicht zur Unterdrückung der anderen machen wollen. Es müßte gesagt werden, daß solche Versuche sich klar gegen den deutlich bekundeten Willen der Mehrheit unseres Volkes richten, daß ihre Weiterführung nur die Demokratie vor dem deutschen Volke diskreditieren könne.

Eine solche Erklärung der Partei in Deutschland, die auf der sichersten Massengrundlage steht, würde ein Signal aufrichten, das allen Menschen in Deutschland, im Osten und Westen, einen Sammelpunkt zeigte und der Jugend, die beginnt, verantwortungsbewußt zu denken, eine Hoffnung gäbe. Weit über Deutschland hinaus würde dies Signal gesehen und die Bundesgenossenschaft weiter Kreise im Westen bis zu den United States sichern. Mit einer solchen Erklärung würde die Rolle Deutschlands in der Weltpolitik wieder beginnen, viel stärker, als die Mitgliedschaft im Europarat sie sichern könnte.

Heute schon sehen wir mit Erschrecken, was es für das deutsche Volk bedeutet, wenn zu der Entfesselung des wirtschaftlichen Wettrennens nun noch die Entfesselung militaristischer Hoffnungen käme ...

Mit der Aufrichtung dieses Signals würde auch etwas vorbereitet, was wir als eine der Aufgaben schauen müssen – die Versöhnung mit dem Osten. Es muß uns allen deutlich werden, daß Rußland und der Kommunismus ihre ungeheure, bezwingende Anziehungskraft für die Millionen der Verzweifelten haben und daß diese Anziehungskraft wächst, je mehr die Demokratie die Wege geht, auf denen sie die Völker um ihre Zukunft betrügt und zu Machtsphären des Kapitalismus macht. Hier scheint mir wieder einer der Fehler unserer Bewegung zu liegen: Man hat die Scheidung gegenüber dem Kommunismus in einer Weise vorgenommen, die das Verständnis für ihn völlig unmöglich macht und dadurch dem Wiederaufrichten des Kapitalismus Vorschub leistet. Ich stehe durchaus auf dem Standpunkt, daß wir alles tun müssen, um den Weg zur Neugestaltung der Gesellschaft durch Demokratie zu bahnen. Aber wir dürfen darüber doch nicht vergessen, daß bis jetzt diese Umgestaltung durch Demokratie, das [309] heißt durch die Macht des Gewissens, noch nirgends geschehen ist, während der russische Kommunismus auf seine Weise eine Befreiung der Massen durchgeführt hat, die anziehend auf Millionen wirkt, daß in China die Befreiung des Bauernstandes in derselben Weise im Gange ist und bezaubernd wirkt, und daß die Dinge, die sich heute in Europa und besonders im deutschen Westen abspielen, denen recht geben, die sagen, daß formale Demokratie immer wieder zu demselben Bankrott führt, den die deutsche Republik erlitten hat.

Es gehört zu den Worten, die ein denkender Sozialist nicht anwenden dürfte, daß man die kommunistische Diktatur der der Nazis gleichsetzt. Die eine Diktatur wird von den Leuten gemacht, die in weichen Sesseln und in eleganten Arbeitszimmern sitzen, die ihre Landsknechte bezahlen, damit diese ihnen die Massen niederwerfen ... Diese Diktatur kann nur die Völker gänzlich um ihr Verantwortungsgefühl bringen ... Wir erleben heute in Deutschland oben und unten, was ein Jahrzehnt solcher Diktatur schon tut ...

Die andere Diktatur steigt da auf, wo ein Verzweiflungsausbruch der Massen gegen übergewaltigen Druck stattfand ... Nicht Lenin und Stalin sind die Schuldigen, sondern diejenigen, die jede Reform verhinderten, bis der Ausbruch kam. Für die kommende Katastrophe werden die die Schuldigen sein, die heute den Neubau hindern und damit einen neuen Ausbruch vorbereiten. Wir, die wir Karl Marx kennen, sollten wissen, daß er Diktatur des Proletariats nicht

im Sinne des Glaubens an die Macht als letzten Sinn des Daseins meinte, sondern als eine schwere Aufgabe des Proletariats zur Befreiung der Menschheit, und wir dürfen nie vergessen, daß Männer wie Lenin und Stalin sich als Ausführende dieses Schicksals fühlten, hinter dem die Hoffnung steht, daß dieses Werk zu einer wahrhaften Befreiung des Menschseins führen werde ... Als Christ bin ich der Überzeugung, daß die Macht wirklicher christlicher Frömmigkeit zu dieser Entwicklung Entscheidendes beitragen kann ...

Meine Freunde rufen mich nach dem Osten, weil sie unter der Last ihrer schweren Aufgabe aufgewühlt genug sind, diese Kräfte zu fühlen und ihre Pflege und Klärung zu wünschen. So bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß ich in meiner Art und Haltung drüben mehr für die Entwicklung über die Diktatur zur wahren Freiheit tun kann als in der Demokratie hier, in der man seinen Weg ohne diese Kräfte in der Weise sucht, die die Menschen ablenkt von dem, was sie suchen müßten ...

Dabei kann niemand wissen, ob ich es werde leisten können ... Es scheint mir, daß von mir gefordert wird, daß ich als Christ meine Zuversicht auf die Macht des Geistes bewähre und als Deutscher [310] meinen Glauben, daß ein Weg zu finden ist, der die Splitter Deutschlands wieder zusammenführt in einem neuen Geiste.

Wenn man das vielleicht „Utopie“ nennen möchte, so sage ich, daß auch für die Politik die größte Weisheit in dem Worte liegt: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen.“

Möge es uns allen – auch der SPD – gegeben sein, die Wahrheit dieses Wortes zu erkennen und zu bestätigen und so wirklich Führung für die Zukunft zu werden.

In dieser Hoffnung grüße ich Sie und alle Genossen, die mein Wort wichtig nehmen,

Ihr ergebener

D. Emil Fuchs.

In dieser Schau und mit bangem Herzen kam ich in die „Ostzone“, die dann Deutsche Demokratische Republik wurde.

Ich fand persönlich Freunde, die mir mein Leben hier schön und leicht machten. Ich fand viele christliche Menschen, die das nicht getan hatten, was ich nun mit großem Eifer unermüdlich tat, nämlich wirklich aufmerksam zu studieren, zu lernen, zu lesen, sich zu besprechen mit Sachverständigen, um zu erkennen, was hier gewollt wird. Ich fand eine gewaltige Arbeit aus Trümmern aufzubauen, die den Menschen Bitteres zumutete. Ich fand harte Energie, die Menschen zu dieser schweren Arbeit anzuspornen. Ich fand aber auch einen überraschend klaren, festen Willen, diese Menschen zu ihrer persönlichen Verantwortung zu rufen und zu bilden, und ich erkannte, daß das, was man drüben „Druck“ und „Totalitarismus“ nannte, das Ringen eines guten Willens mit den gewaltigsten materiellen und geistigen Nöten war, die noch verstärkt wurden durch das dauernde, bewußte Arbeiten des Westens, die materiellen Nöte zu vergrößern und die geistige Neueinstellung mit allen Mitteln zu verhindern. Ich fand, daß ich nirgends vor die Frage gestellt war, ob ich meine Meinung verbergen müsse oder Schwierigkeiten auf mich nehmen solle. Ich fand Vertrauen und Aufmerksamkeit, wo ich meine Meinung zum Ausdruck brachte, und konnte immer froher und zuversichtlicher arbeiten, obwohl ich immer deutlicher und klarer die Gewalt dieser Schwierigkeiten erkannte und mitfühlte.

Zu diesen Schwierigkeiten zählte durch diese ganzen Jahre die Verständnislosigkeit jener kirchlichen Kreise, die sich nie die Mühe gaben, das wirklich forschend zu erkennen, was hier eigentlich im Werden ist, die, im Gegenteil, mit allen Mitteln eines antistaatlichen Solidaritätsbewußtseins gegen denjenigen Stellung nahmen, der andere Wege [311] ging, und mit

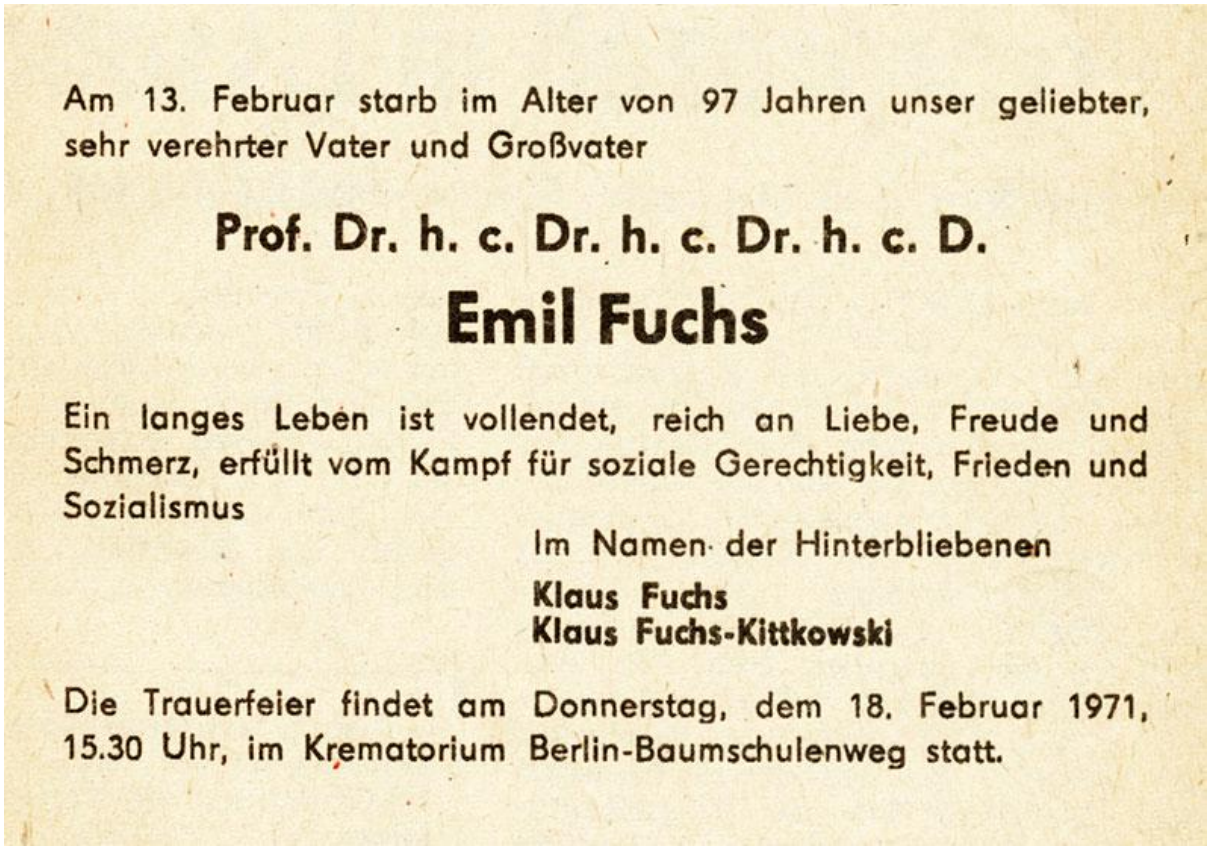
ihm gegen den Kreis der christlich denkenden Menschen, die in gleicher Richtung wirkten und wirken.

Ich schließe diese meine Lebensbeschreibung ab, indem ich diesem kirchlichen Kreise dasselbe Wort Jesu Christi zurufe, das ich der SPD sagte und das sich an ihr so klar bestätigt hat:

„Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden“ (Matth. 16, 25).

Leipzig, den 19. Oktober 1957.

[312]



Am 13. Februar starb im Alter von 97 Jahren unser geliebter, sehr verehrter Vater und Großvater

Prof. Dr. h. c. Dr. h. c. Dr. h. c. D.

Emil Fuchs

Ein langes Leben ist vollendet, reich an Liebe, Freude und Schmerz, erfüllt vom Kampf für soziale Gerechtigkeit, Frieden und Sozialismus

Im Namen der Hinterbliebenen

Klaus Fuchs
Klaus Fuchs-Kittkowski

Die Trauerfeier findet am Donnerstag, dem 18. Februar 1971, 15.30 Uhr, im Krematorium Berlin-Baumschulenweg statt.

NAMENVERZEICHNIS

Adams, Jane. Hervorragende Führerin der amerikanischen und internationalen Frauenbewegung, Kämpferin für den Frieden. Sie gründete in Chicago eine für die ganze Menschheit vorbildlich gewordene Stätte der Volksbildung und Nachbarschaftsarbeit.

Banning, Wilhelm. Führer der holländischen Religiösen Sozialisten, Leiter eines Volkshochschulheimes in Bentfeld, Mitbegründer der Partei der Arbeit in Holland nach 1945. Nun über 70 Jahre alt.

Barth, Karl (geb. 1886[-1968]). Der heute einflußreichste Vertreter der gesamten evangelischen Theologie. Er trat nach dem ersten Weltkrieg mit seinem umwälzend wirkenden Werke „Auslegung des Römerbriefs“ hervor. Hauptvertreter der sogenannten „dialektischen Theologie“. Geistig führend im Kampf der Bekennenden Kirche gegen den Faschismus. Sein 70. Geburtstag war eine Kundgebung, die seine wissenschaftliche und darüber hinausgehende Bedeutung sehr deutlich machte.

Baumgarten, Otto (1858-1934). Bedeutender Vertreter der praktischen Theologie, z3uletzt in Kiel. Als Nachfolger Harnacks Vorsitzender des Evangelisch-Sozialen Kongresses.

Becker, Johann (geb. 1869[-1951]). Kultusminister der letzten Jahre der Republik vor Hitler. Demokrat.

Blumhardt, Johann Christoph (1805-1880). Pfarrer in Württemberg, später Leiter des Erholungsheimes Bad Boll, Mittelpunkt einer starken Erweckungsbewegung, die Vorläuferin der religiös-sozialistischen Bewegung ist. Sein Sohn *Christoph* (1842-1919) führte sein Werk fort. Beide hatten die Gabe der Heilung durch Gebet.

Born, Max (geb. 1882[-1970]). Bedeutender Physiker. Hauptarbeiten auf den Gebieten der Relativitäts- und Quantentheorie. Träger des Nobelpreises. Ursprünglich Professor in Göttingen, nach 1933 in Edinburgh; jetzt im Ruhestand in Bad Pyrmont.

Braun, Otto (1872-1955). Sozialdemokrat und Publizist. Preußischer Ministerpräsident von 1920-32; emigrierte 1933 in die Schweiz.

Brüning, Heinrich (geb. 1885[-1970]). Politiker. 1930-32 Reichskanzler. Bereitete gegen seinen Willen dem Hitlerfaschismus den Weg.

Buxton, Charles Roden (geb. 1875[-1942]). Bedeutender Vertreter des Quäkertums in England, der durch seine tapfere Haltung in der Hilfsarbeit für die im ersten Weltkrieg in England bedrängten Deutschen und später für das notleidende Deutschland entscheidend hervorgetreten ist. 1910–18 Parlamentsabgeordneter der liberalen Partei, ab 1922 der Labour Party.

Cachin, Marcel (1869-1957). Mitbegründer der Kommunistischen Partei Frankreichs. [313]

Cadbury. Familie Cadbury, Inhaberin der gewaltigen Schokoladenwerke in Birmingham (Gründer George Cadbury), weltbekannt durch ihre sozial fortschrittlichen Einrichtungen und Versuche.

Cadbury, Henry. Professor der neutestamentlichen Wissenschaft an der HarvardUniversity Cambridge, heute im Ruhestand, ehrenamtlicher Leiter des American Friends’ Seryice Committeei, d. h. des Hilfswerks der amerikanischen Quäker.

Cadbury, Lydia. Frau von Henry.

Carnegie, Andrew (1835-1919). Erwarb ein Riesenvermögen aus kleinen Anfängen, schuf den amerikanischen Stahltrust. Stiftete einen Friedenspreis und die Carnegie Institution of Washington, die Riesenbeträge zur Förderung der Wissenschaften gibt.

César. Pfarrer an der Schillerkirche in Jena, heute als 95jähriger in Jena lebend.

Cockcroft, John Douglas (1897[-1967]). Leiter der englischen Atomforschungsanstalt in Harwell.

David, Eduard (1863-1930). Bedeutender Führer der Sozialdemokratie, Vertreter der Revisionisten. Präsident der verfassunggebenden Nationalversammlung in Weimar 1919, dann preußischer Gesandter in Darmstadt.

Detzer, Dorothy. Während des zweiten Weltkriegs Sekretärin des amerikanischen Frauenbundes in Washington, schrieb über ihre Tätigkeit zur Rettung verfolgter Menschen, besonders auch von Juden, ein erschütterndes Buch „Appointment on the Hill".

Dibelius, Otto (1880[-1967]). Seit 1945 evang. Bischof von Berlin und Brandenburg. Seit 1949 Vorsitzender des Rates der Evang. Kirche in Deutschland.

Drescher, Richard. Pfarrer in Lampertheim, der mir ein sehr lieber Freund wurde; starb leider sehr früh.

Dürkheim-Monmartin. 1932 Professor an der Pädagogischen Hochschule in Kiel, war dort einflußreicher Vertreter der aufsteigenden nationalsozialistischen Bewegung.

Edwards, Jonathan (1703-1758). Ein für die Entwicklung des amerikanischen Protestantismus sehr wichtiger reformierter Theologe.

Epstein, Dr. Sekretär und geistiger Leiter der Volksbildungsarbeit der Stadt Frankfurt (Main).

Forell, Birger ([1893-]1958). Schwedischer Pfarrer, Gesandtschaftsprediger in Berlin, bis zu seinem Tode unermüdlich tätig für notleidende Deutsche und das Verstehen zwischen Schweden und Deutschland.

Fax, George (1624-1691). Gründer der Gesellschaft der Freunde (Quäker).

Franke. Pfarrer in Berlin, sehr feinsinniger, tapferer Vertreter der Religiösen Sozialisten.

[314]

Fry, Joan Mary. Hochbedeutende Vertreterin des englischen Quäkertums, die neben ihren Schriften durch ihre Hilfsarbeit in den Zeiten der Not nach dem ersten Weltkrieg sehr bekannt wurde. Die Theologische Fakultät in Marburg verlieh ihr den Ehrendoktor. In England wirkte sie durch Einführen des deutschen Systems der Schrebergärten für Erwerbslose, starb mit 93 Jahren.

Geheeb, Paul. Bekannter Pädagoge. Gründer der Odenwaldschule in Oberhambach (Landerziehungsheim).

Glaue, Frau. Gattin des Theologieprofessors Glaue in Jena, schrieb selbst über pädagogische Fragen und Fragen der Frauenbewegung. Beide sind schon lange tot.

Gogarten, Friedrich (1887[-1967]). Wurde bekannt als bedeutendster Mitarbeiter Karl Barths. Trennte sich von ihm später und wurde in neuester Zeit wieder Vertreter einer bedeutenden Haltung innerhalb der Theologie. Heute Professor in Göttingen.

Göring, Bernhard (1897-1949). Gewerkschaftssekretär von großer Bedeutung. War ein überzeugter Vertreter der Religiösen Sozialisten. 1933 abgesetzt, arbeitete illegal, wurde 1945 wieder führender Vertreter des FDGB.

Grell. Kultusminister in Thüringen nach 1918, bedeutender Vertreter des Marxismus.

Grimme, Adolf (1889[-1963]). Preußischer Kultusminister in den Jahren vor 1933. Vertreter der Religiösen Sozialisten. Seit 1948 Generaldirektor des NWDR.

Groth, Klaus (1819-1899). Plattdeutscher Dichter von großer Echtheit. Begründete seinen Ruf hauptsächlich durch „Quickborn" und „Vertelln".

Grüber, Heinrich (1891[-1975]). Heute Propst in Berlin. War während der Hitlerzeit Leiter der Hilfsarbeit für die verfolgten Juden, von großer Tapferkeit. Er rettete wohl Tausenden das Leben, kam später ins KZ. Auch heute einer der tapferen Kämpfer gegen die Wiederkehr des faschistischen Ungeistes.

Hahn, Otto (1879[-1968]). Physiker. Entdeckte 1939 mit Lisa Meitner den künstl. radioaktiven Uranzerfall. Begründer der techn. Ausnutzung der Atomenergie. 1944 Nobelpreis.

Harnack, Ernst von. Sohn des großen Theologen Adolf v. Harnack. Religiöser Sozialist. Bis 1933 Regierungspräsident in Merseburg. dann abgesetzt, mitbeteiligt an der Bewegung gegen Hitler, 1944 hingerichtet.

Hauer, Jakob Wilhelm (1881[-1962]). Professor der Religionswissenschaft in Tübingen, wurde leidenschaftlicher Anhänger Hitlers, gründete die deutsche Glaubensbewegung, die gegen den christlichen den arischen Glauben setzte. Nach kurzen Erfolgen zerfiel die Bewegung, da Hitler sie verließ.

Hertzsch, Erich. Pfarrer, heute Professor der Theologie in Jena. Mein Nachfolger im Pfarramt in Eisenach, durch die ganze Hitlerzeit sehr tapferer Vertreter unserer Überzeugungen. [315]

Jansen. Pastor in Kiel, Freund der „Christlichen Welt" und tapferer Vertreter freiheitlichen Geistes.

Kelly, Thomas. Verfasser einiger Erbauungsschriften mystischer Tiefe, die in Amerika und weit darüber hinaus eine mächtige Verbreitung fanden, vor allem „Heiliger Gehorsam".

Kleinschmidt, Karl. Domprediger in Schwerin, bekannter Vertreter der Friedensbewegung.

Knappert, Emilie C. Um 1922 Leiterin der Sozialen Frauenschule in Amsterdam. Hervorragend als Führerin in der holländischen Frauenbewegung, der sozialen Arbeit und der Volksbildungsbewegung.

Kübel. Pfarrer in Frankfurt (Main). Bedeutendes Mitglied der „Freunde der christlichen Welt".

Litt, Theodor (1880[-1962]). Heute in Bonn wirkender Philosoph und Pädagoge. Vertreter einer idealistischen Richtung.

Longfellow, Henry Wadsworth (1807-1882). Berühmter amerikanischer Dichter. Verserzählungen „Evangeline" und „Hiawatha".

Luckner, Gertrud. Mitglied der Gesellschaft der Freunde (Quäker). Eine tapfere Helferin jüdischer Verfolgter während der Hitlerzeit, die letzten 'Jahre vor 1945 deshalb im KZ. Lebt heute in Freiburg (Breisgau).

Maas. Pfarrer in Mannheim, hervorgetreten durch seinen tapferen Einsatz für verfolgte Juden während des Nationalsozialismus.

Macmaster, Gilbert. In der Hitlerzeit mehrere Jahre Sekretär der amerikanischen Quäker in ihrem Berliner Büro, tapferer Helfer vieler Gefangener und verfolgter politischer oder jüdischer Menschen, lebt heute in Basel.

Martin, Albert. Nachfolger von Gilbert Macmaster, wurde später Professor in Hamilton, Kanada.

Mauersberger, Rudolf (1889[-1971]). Bedeutender Chorleiter und Komponist. Seit 1930 Kantor des Kreuzchors in Dresden. 1950 Nationalpreis.

Meinecke, Werner. Landeskirchenrat, heute in Leipzig.

Mennicke, Karl. Neben Paul Tillich führender Mann des Kreises der Religiösen Sozialisten in Berlin, Professor an der Hochschule für Politik, dann in Frankfurt (Main), nach 1933 in Amersfort (Schule der Weisheit), nun wieder in Frankfurt (Main).

Mensching, Wilhelm. Pastor. Bekannt als starker Vertreter der internationalen Friedensbewegung. Gründete in Peetzen bei Bückeburg das weithin bekannte Freundschaftsheim, das in dauernden Kursen seine internationale Versöhnungsarbeit leistet. [316]

Mensing, G. Pfarrer in Dresden. Im Kreise der „Freunde der Christlichen Welt" und der „Freien Volkskirche" sehr beliebter und geistig bedeutender Mann.

Meusel, Alfred. Heute Professor der Geschichtswissenschaft in Berlin.

Muck, Lamberti. Für einige Monate Träger einer Thüringen mitreißenden Jugendtanzbewegung.

Mulert, Hermann. Professor der Systematischen Theologie in Kiel, später in Leipzig. Lange Zeit Herausgeber der „Christlichen Welt", die dann von Hitler verboten wurde.

Müller, Frau. Witwe eines im ersten Weltkrieg gefallenen Zahnarztes in Eisenach, tragendes Mitglied unseres Freundeskreises.

Naumann, Friedrich (1860-1919). Der prophetische christliche und später politische Führer des erwachenden sozialen Gewissens, ein Mann, der religiös, für ästhetische Kultur, für politisches Verantwortungsgefühl Großes bedeutete.

Neiser, Dr. Während meiner Lehrtätigkeit in Kiel dort Privatdozent. Bedeutender Volkswirtschaftler, jetzt in Oxford.

Neubauer, Theodor (1890-1945). Hervorragender Führer der Kommunistischen Partei in Thüringen, von den Faschisten ermordet.

Neubrand, Lydia. Aus dem Kreise der Religiösen Sozialisten in Karlsruhe. Mitglied der Gesellschaft der Freunde (Quäker).

Ockel, Gerhardt. Arzt in Guben, später in Frankfurt (Main), wo er noch heute lebt.

Otto, Rudolf (1869-1937). Bedeutender Theologe und Religionsforscher, welt-bekannt durch sein Werk „Das Heilige".

Papen, Franz von (1879[-1969]). 1932 Reichskanzler, einer der Männer des Zentrums und Großkapitals, die Hitler zur Macht verhalfen. Auch heute einer der Männer, die Adenauer stützen.

Piquet, Clarence. Lange Zeit bedeutender Leiter des American Friends' Service Committees, d. h. der gewaltigen Hilfsarbeit der amerikanischen Quäker, wirkt heute noch entscheidend mit an dem tapferen Kampfe der amerikanischen Quäker gegen die Kriegspolitik ihrer Regierung.

Poelchau, Harald. Pfarrer. Während der Hitlerzeit Seelsorger im Gefängnis in Plötzensee, heute Sozialpfarrer der Diözese Brandenburg. War ein tapferer Helfer aller politischen Gefangenen und verfolgten Juden.

Rackwitz, Artur. Pfarrer in Berlin-Neukölln, unbeugsamer Vertreter der Überzeugungen der Religiösen Sozialisten. 1944/45 im KZ in Dachau. [317]

Rade, Martin (1857-1941). Herausgeber der „Christlichen Welt", Pfarrer in Frankfurt, dann Professor in Marburg. Durch seine Persönlichkeit und seine Zeitschrift ein Mann, der für Kirche und Christentum Großes bedeutete.

Ragaz, Klara (gest. 1958). Frau von Leonhard Ragaz, bedeutend als Mitarbeiterin in dem Frauenbund für Freiheit und Frieden, überhaupt der Frauen-und Friedensbewegung.

Ragaz, Leonhard (1868-1945). Führer der religiös-sozialen Bewegung der Schweiz und darüber hinaus der evangelischen Menschheit. Anhänger der Friedensbewegung. Herausgeber der „Neuen Wege", die eine führende, ja prophetische Bedeutung für weite Kreise hatten.

Rathenau, Walther (1867-1922). Vertreter der Großindustrie, zugleich Minister, der Revision des Vertrages von Versailles und Verständigung mit der Sowjetunion suchte. Schloß Vertrag von Rapallo (1922). Ermordet durch Faschisten, die im Dienste der Schwerindustrie standen.

Resch, Johannes. Studienrat in Remscheid, Kommunist, Gründer einer kommunistischen Volkshochschule, die eine sehr einflußreiche und vorbildliche Tätigkeit entfaltete. 1933 abgesetzt, verfolgt, heute im Ruhestand in Berlin.

Röpke, Wilhelm (1899[-1966]). Professor der Wirtschaftswissenschaften in Genf. Vertreter der Lehre vom „Plankapitalismus".

Rosegger, Peter (1843-1918). Österreichischer Schriftsteller, bekannter und beliebter Vertreter der Heimatkunst.

Rowntree. Familie der großen Schokoladenfabrikanten in York, wie die Cadburys bekannt als sozial gesinnte Unternehmer, die innerhalb des Kapitalismus mit großzügiger Fürsorge die soziale Frage zu lösen suchten.

Schäfer, Wilhelm. Schriftsteller idealistischen Denkens.

Schiffmann, Walter. Oberstudienrat in Eisenach, gehörte zu unserem engsten Freundeskreis, heute im Ruhestand in Eisenach.

Schücking, Walter. Bedeutender Vertreter des Völkerrechts, während meiner Tätigkeit in Kiel dort Professor, dann Vertreter Deutschlands am internationalen Gerichtshof im Haag, starb 1933, wie man sagte, an gebrochenem Herzen über die Vorgänge in Deutschland.

Schumacher, Kurt (1895-1952). Führer der SPD. Initiator der verhängnisvollen Politik der SPD, die zur Herrschaft Adenauers führte.

Schümer, Pfarrer in Magdeburg, leidenschaftlicher Vertreter des Friedensgedankens.

Severing, Karl (1875-1952). SPD-Politiker, preuß. Innenminister, 1932 von Papen abgesetzt.

Siegmund-Schultze, Friedrich. Sozialreformer in der Zeit der Republik, immer Kämpfer für den Frieden, Leiter des deutschen Zweiges des internationalen Versöhnungsbundes, heute Professor in Münster. [318]

Sollmann. SPD-Politiker der Zeit vor Hitler, Zeitweise preuß. Innenminister, unter Hitler mißhandelt, flüchtete, starb in Philadelphia.

Specht, Minna. Pädagogin, politisch zur ISK-Bewegung gehörig, mußte 1933 flüchten, nach 1945 Leiterin der Odenwaldschulc in Oberhambach, jetzt in Hamburg.

Spranger, Eduard (1882[-1963]). Hauptvertreter der idealistischen Erziehungslehre, Philosoph und Religionspsychologe. Professor in Tübingen.

Strecker. Pädagoge in Hessen, zeitweise dort Kultusminister, unter Hitler abgesetzt, später wieder Professor, inzwischen verstorben.

Sturm, Marie. Pädagogin, tapfere Vertreterin der Religiösen Sozialisten, zeitweise im Gefängnis. Lebt heute im Ruhestand in Ludwigslust.

Sylten. Mitarbeiter von Propst Grüber, kam im KZ um.

Thorp, Miß. Bedeutende Lehrerin an der Schule in Cambridge, die meine Enkel dort besuchen. Enkelin des amerikanischen Dichters Henry Wadsworth Longfellow.

Tillich, Paul (1886[-1965]). Tritt nach 1918 als Vertreter der Religiösen Sozialisten hervor. Bis heute sehr bedeutend als Theologe und Philosoph, jetzt in New York am Union-College, war Professor in Marburg und Dresden.

Traub, Gottfried (1869-1952). Pfarrer in Dortmund, Führer der von der liberalen Theologie getragenen Erweckungsbewegung „Freie Volkskirche“, Herausgeber der Zeitschrift „Freie Volkskirche“. Wurde 1912 abgesetzt wegen seiner Kampfeshaltung in der Verteidigung Jathos.

Triton, Fred. Vertreter des englischen Quäkertums, der durch seine Mitarbeit für sehr viele Menschen in Deutschland Gutes tat.

Troeltsch, Ernst (1865-1923). Bedeutender evang. Theologe und Philosoph, der zu seiner Zeit machtvollen Einfluß in Wissenschaft und Politik ausübte; politisch mit Naumann verbunden.

Trueblood, Elton. Professor der Philosophie am Earlham College, Wilmington (Ohio).

Weinel, Heinrich (1874-1936). Neutestamentler, religionsgeschichtliche Schule. Professor in Jena, führender Mann in den von der kritischen Theologie getragenen Erweckungsbewegungen.